497

R.
W

= Eugen Hermann von
Dedenroth

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/gesammeltenovell121pita

Gesammelte

Novellen und Skizzen

von

Eugen Hermann,
Verf. von „Glanz und Flitter," „1806," „deus ignotus" ꝛc. ꝛc.

Erster Band.

Leipzig,
Chr. E. Kollmann.

Philadelphia,
John Weik.

1858.

Ein

Sohn Alexander's von Humboldt

oder

der Indianer von Maypures.

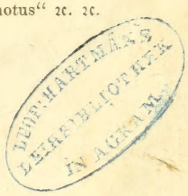
Adel und Gesellschaft.

Zwei Novellen

von

Eugen Hermann,

Verf. von „Glanz und Flitter," „1806," „deus ignotus" ꝛc. ꝛc.



Leipzig,
Chr. E. Kollmann.

Philadelphia,
John Weik.

1858.

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

RBR
Jantz
#1090

Ein Sohn Alexander's von Humboldt

oder

der Indianer von Maypures.

Vor einer Reihe von Jahren, als es in Berlin noch Censoren gab und die Geheimräthe noch nicht das exclusive Viertel vor dem Potsdamer- und Anhaltischen Thore bezogen hatten, sondern in allen Straßen der Residenz ihr geräuschloses Wesen trieben, wo es noch die grünen Gensdarmes gab und das Rauchen auf der Straße zwei Thaler kostete, wo man nur Tante Voß und Onkel Spener in edlem Wettstreit auf der Höhe der Zeitungsliteratur bemerkte, also vor sehr, sehr langer Zeit: waren die Bilder in der Gemäldeausstellung der Berliner Akademie sehr gelobt worden, und zwar nicht blos deshalb, weil ein Tadel den Recensenten zur geächteten Klasse der Mißliebigen werfen konnte, sondern weil die Kunst diesmal außerordentliche Früchte auf den Markt gebracht hatte. Da man aber neben den in Oel und Aquarell gemalten Schönheiten auch wirklich lebendige in der Akademie fand, so begab ich mich häufiger dorthin, als die Anziehungskraft der Bilder

es allein verſchuldete. Man ſah damals in Berlin noch friſche, jugendliche Geſtalten, die weiße Schminke war geſuchter, als die rothe und es gehörte noch zu den Ausnahmen, wenn eine junge vornehme Dame bemalt war. Die Damen waren ſchöner als heute und bewegten ſich deshalb ungenirter, freier als jetzt, wo die gekünſtelte Friſur und der mannigfaltige Toilettenkram ihre Bewegungen zu einem ſtudirten Gange macht, denn jede Locke, ſei ſie falſch oder echt, jede Schleife und jeder Fiſchbeinreif dient ja meiſt nur dazu, dieſen oder jenen Mangel, zu verbergen und die Mode zwingt die Schönheit, den Kram anzuwenden, welchen die Eitelkeit gebrechlicher Schatten erfunden hat, ſo daß man ohne genaue Unterſuchung Unrecht thut, ſich in eine ſchöne Erſcheinung zu verlieben. Der Augenkneifer, dieſes von den Damen mit Empörung verfeindete Inſtrument, (weil es im Stande iſt, das Geſpenſtergewiſſen ihrer eitlen Seele rege zu machen), war damals noch nicht erfunden und die ehrbare Lorgnette nur im Dienſte ihrer Koketterie. Es war alſo, wie geſagt, ſehr lange her, als auf dem Markte der Schönheit die Schmuggelei noch nicht überhand genommen, es gab noch reelle Liebe und man fragte noch nicht bei jeder Hochzeit nach der Mitgift, ich ging daher faſt täglich in die Ausſtellung, um die Bilder an den Wänden und die Gruppen in den Sälen zu betrachten.

Schon längſt war es mir aufgefallen, vor dem neuen

Bilde des berühmten Naturforschers Alexander von Humboldt einen Mann zu treffen, der nur dieses Bildes wegen die Akademie zu besuchen schien, denn er stellte sich vor dasselbe hin, betrachtete es, ging einige Male auf und ab, kehrte wieder zu dem Bilde zurück und verließ die Ausstellung erst, wenn dieselbe geschlossen wurde, um sich am folgenden Tage auf ähnliche Weise zu amüsiren. Anfangs hielt ich ihn für einen Jünger der Wissenschaft, welcher die Züge des verehrten Meisters studirt, um den Geist aus seinen Zügen herauszulesen, wie er es aus seinen Schriften gethan, aber bei längerer Beobachtung war es unmöglich, diesen hohen, breitschultrigen Mann für einen fleißigen Gelehrten zu halten. Er war zu beweglich, zu gelenkig, um am Bücherpulte von der Wissenschaft gelebt zu haben, zu muskulös, um mit der Feder allein gearbeitet zu haben, das rothbraune Antlitz hätte einem Seecapitain Ehre gemacht, die dunklen, feurigen, beweglichen Augen konnten dem Fluge eines Adlers folgen, einen Fuchs überlisten aber nicht gelehrte Brocken in einem Folianten suchen.

„Was hat dieser Mann vor dem Bilde Alexander's von Humboldt zu schaffen?" fragte ich mich unwillkürlich und meine Neugier wuchs mit jedem Tage. Der Gelehrte sieht weder aus wie ein Flibustier noch wie ein Nimrod, zwischen ihm und dem Beschauer des Bildes kann so wenig Beziehung sein, wie zwischen einem Lord

und dem Schweizerführer, welcher Se. Gnaden einmal den Weg gezeigt hat.

„Ein sehr ähnliches Portrait!" murmelte ich so laut, daß der Fremde es hören konnte, indem ich mich neben ihn stellte und dem rothbraunen Herrn einen Blick zuwarf, der ihn bedeutete, daß er auf diese Bemerkung antworten könne.

Der Fremde sah mich von Oben herunter an, etwa wie ein reicher Pflanzer einen vorlauten Neger, und drehte mir mit einer so phlegmatischen Grobheit den Rücken, daß ich überzeugt war, einen Sohn Albion's oder einen Holzhändler vor mir zu sehen, denn für einen vormärzlichen Postbeamten war er zu gut genährt.

Ich berührte ihn leise am Arm und bemerkte eben so kurz als schroff, daß er mir im Licht stehe und das Bild lange genug angesehen habe, um auch andern Leuten dies Vergnügen zu gestatten.

Was ich erwartet hatte, geschah. Grobe Leute thauen auf, wenn man sie grob behandelt, und der kaltblütige Fisch fühlt sich nur im kalten Wasser behaglich.

Der Fremde schenkte mir einen zweiten Blick, welcher diesmal Befremden und Neugier aussprach, er schien es nicht gewohnt zu sein, daß man seine herkulischen Gliedmaaßen berührte.

„Goddam, was will Sie?" fragte er in gebrochenem Deutsch mit jenem näselnden Tone, der John Bull

so trefflich charakterisirt, indem er einen halben Schritt zurücktrat.

Ich machte mich augenblicklich so breit, daß er auch das andere Bein zurückziehen mußte und entgegnete mit der gleichgültigsten, vornehmsten Miene:

„Ich will das Bild sehen, der Herr ist ein Bekannter von mir."

Meine Aeußerung war etwas gewagt, aber seit ich in der Quarta eines Gymnasiums gewesen, war mir Alexander von Humboldt nicht mehr fremd und da ich obenein seine kleinen Schriften gelesen hatte, konnte ich mich mit mehr Recht zu seinen Bekannten zählen, als der Herr Bürgermeister R... welcher, seitdem er einen Zopf über das schlechte Pflaster der Stadt X... in einem Allerhöchst eigenhändig unterzeichneten Cabinetsschreiben erhalten hat, damit renommirt, von Sr. Majestät gekannt zu sein. —

Meine Worte waren jedoch kaum gesprochen, als sie mich gereuten, denn der Fremde schien sie in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen.

„Wie nennt sich dieser Mann, Ihr Bekannter, Humbug, nicht wahr?

„Nein," sagte ich, über die Hast, mit welcher der Fremde sprach, lächelnd, „er heißt Alexander von Humboldt."

„Umboldt, richtik, das ist der eine Name, Humbug das ist der andere."

„Sie irren Sich, Herr von Humboldt hat nichts mit Humbug zu ſchaffen," entgegnete ich.

Der Fremde ſchien meinen Einwurf nicht zu beachten, er hatte ihn vielleicht nicht einmal gehört, denn er ſchien über Etwas nachzuſinnen.

„Dieſer Mann lebt?" fragte er mich plötzlich.

„Gewiß."

„Lebt ſie in die Provinz?"

„Ja, ſogar in Berlin."

„Ich will ihn ſprechen. Zeigen Sie mir ſein Haus.

Der Fremde ſchien zu erwarten, daß ich mit ihm die Akademie verlaſſen würde, um ihn ſogleich zu Humboldt wie zu einem Barbier oder in ein Raritätenkabinet zu führen, wo man höchſtens einige Groſchen Entrée zahlt; und die erſtaunte Miene, mit welcher ich ihn anſah, ſchien er ganz eigenthümlich zu deuten, denn er ſetzte, als er mich ſtutzen ſah, hinzu: „Ich werde bezahlen den Gang."

„Sehr freundlich," lachte ich über dieſe echt überſeeiſche Phantaſie, welche ſich Alles käuflich denkt, „ich bin kein Lohndiener, ſondern ein Gentleman und ſo wenig ſchmeichelhaft Ihr Anerbieten auch für meine Perſon iſt, ſo würde ich Ihnen gern die Gefälligkeit umſonſt erweiſen, wenn ſie von irgend einem Reſultat wäre. Herr von Humboldt wird Sie nicht annehmen."

„Was, und warum das nicht. Iſt Maſter Humbug krank?"

„Nein, aber Herr Humboldt hält seine Zeit für sehr kostbar und empfängt nur Männer der Wissenschaft, Würdenträger, Kammerherren und ausnahmsweise vielleicht eine seltene Mißgeburt, keinen Falls aber Fremde, die nicht einmal seinen Namen kennen."

„Mich werden er zulassen," antwortete der rothbraune Herr, ohne im Geringsten über meine Abweisung empfindlich zu sein, mit dem Selbstgefühl eines Yankee's, „ich werde ihm sagen, daß ich komme vom Orinoco, dem großen Wasser."

„Vom Orinoco!" rief ich, den Fremden jetzt mit Interesse betrachtend, „freilich, das ist etwas Anderes. Herr von Humboldt hat eine Vorliebe für den Orinoco, so weit er auch in der Welt umher gewesen ist, die Erinnerung an die Urwälder dieses Flusses, ist ihm die liebste. Aber," setzte ich zweifelnd hinzu, „sind Sie auch dort so bekannt, daß es für Herrn von Humboldt von Interesse sein kann mit Ihnen von dieser herrlichen Gegend zu sprechen?"

„Ich dort geboren bin, bei Maypures am großen Sturz," sagte der Fremde in einem so gleichgültigen Tone, als wenn seine Heimath Teltow oder Jüterbock gewesen wäre.

„Was!" rief ich, „Sie sind ein Indianer?" und das rothbraune Antlitz des Fremden schien mir von der Gluth der Tropen zu leuchten und tausend romantische Bilder aus der amerikanischen Bibliothek, die ich in

meiner Jugend gelesen, drängten sich vor meine Seele; ich wähnte den letzten Inka vor mir zu sehen, der aus Verzweiflung über das Geschick der Kinder der Sonne seine Kordilleren verlassen und einen europäischen Frack angezogen hat. Nie in meinem Leben ist mir das Pariser Phantasiekleid so nüchtern auf dem Leibe eines Menschen erschienen, wie der Frack auf dem jedenfalls sinnreich tätowirten Körper meines Indianers.

„Ich sein das Kind des weißen Mannes, der kam in die blauen Berge," entgegnete der Amerikaner.

„Was," rief ich beinah athemlos vor gespanntem Interesse und Neugier. „Sie wollen doch nicht sagen — Sie sind doch nicht —"

„Was?" fragte der Indianer, als ich es wagte, die Frage, welche meine Phantasie bereits ausgeschmückt, über die Lippen zu bringen.

„Ein Sohn Humboldt's!" stieß ich heraus.

„Ick — ich sein Humbug oder Umboldt, wie Sie heißen den Mann. Das sein das Bild von mein Vater."

Damit wies er auf das Portrait Alexander's von Humboldt.

Ich zitterte vor Ueberraschung und Freude. Ein Blick genügte mir, um zu bemerken, daß uns Niemand belauscht hatte. Ich besaß ein Geheimniß, welches mir jeder Literat mit dem Gewichte des Indianers in Gold bezahlt hätte, wenn er im Besitze so vieler Münze gewesen wäre. Diese Rothhaut war eine Fundgrube.

Was konnte der Mensch erzählen und wieviel konnte er hinzulügen, ohne daß Jemand es bezweifelte! Ich konnte seine Geschichte niederschreiben und einen Roman herausgeben, ohne ein Reisehandbuch abzuschreiben oder gar ein halb Dutzend vergessene Schriftsteller zu plündern. Amerika war mir so fremd, wie der Louise Mühlbach die Geschichte, und ich konnte amerikanische Romane schreiben wie diese historische, ohne auf jeder Seite ein Dutzend Böcke zu schießen. Und nun erst der Stoff! Ein Sohn Humboldt's! Ich zitterte schon vor dem Gedanken, mein Manuskript einem Buchhändler zu schicken, die Frau Birch-Pfeifer konnte es dort zufällig sehen und daraus eine Komödie machen, noch ehe ich die Correkturbogen in die Hand bekam.

Nichts ist gefährlicher als eine Idee, ein literarischer Stoff; kein Arnheim'scher Schrank ist im Stande, solche Schätze vor Dieben zu schützen, Bücher und Menschen werden geplündert wie die Christbäume, leer vor dem Sylvesterabend ihrer Vergessenheit wandern die besten Gedanken — die Zuckersachen — in den hungrigen Magen der Schöngeister, und wie sie dort verdaut werden, das weiß das Publikum der Leihbibliotheken und das liest sich in den Büchern, welche in Goldschnitt am Schaufenster des Hofbuchhändlers prangen des Bücher —. „ritters" —

Aber meine Freude sollte bald abgekühlt werden. Ich hatte den Arm meines Indianers, dieses köstlichen

Schatzes aus den Tropen, genommen, und um ihn mir ganz zu sichern, versprach ich ihm, dafür zu sorgen, daß er noch heute Humboldt zu sehen und spätestens Morgen ihn zu sprechen bekäme. Vorläufig bat ich ihn, bei mir zu frühstücken, aber er schlug es aus.

„Ich essen nur bei mir," sagte er, „denn ich will essen gut. Kommen Sie in mein Haus, da wollen wir trinken guten Wein."

Wer war glücklicher als ich! Mein Schatz entwickelte immer kostbarere Adern, ich sollte nicht blos seine Geschichte hören, sondern noch obenein tractirt werden. Hätte ich in diesem Augenblicke einen Ring gehabt, ich hätte ihn gern wie Polykrates in's Meer, das heißt, in die Spree geworfen, um die Götter nicht neidisch zu machen, und wenn es auch ebenfalls ein Trauring gewesen wäre, welche Eigenschaft seines Goldreifes Herr Polykrates dem ägyptischen Könige verschwiegen haben soll.

Der Amerikaner bewohnte ein Hôtel, in welchem er eine ganze Zimmerreihe gemiethet und sich höchst comfortabel eingerichtethatte, trotzdem sagte er, als sein Neger uns die Zimmer öffnete, „ich werde mir miethen ein Haus, denn ich will wohnen allein und nicht sein gestört von den neugierigen weißen Leut."

„Das wird schwer halten," entgegnete ich, im Stillen den Reichthum des Fremden berechnend, welcher ein chambre garnie von sechs Zimmern zu unbehaglich fand,

während mein Wohn-, Studir- und Empfangszimmer nur ein Fenster besaß und hinter einem mächtigen Vorhang „Schlafzimmer" titulirt wurde, wofür ich siebzig Thaler Miethe gab. —

„Wie so?" fragte der Amerikaner.

„Ganze Häuser," antwortete ich, „werden hier nicht vermiethet, da sich nur selten Jemand findet, der eine ganze Etage bezahlen kann."

„Aber," fragte er erstaunt, „wo hausen Ihre reiche Leut und Ihre Aristocratie?

„Die reichen Leute," erwiderte ich, „sind entweder Juden und dann wohnen sie im schmutzigsten Winkel, denn nur der arme Jude, welcher anfängt, großartig zu speculiren, miethet eine propre und luxuriöse Wohnung, oder es sind Schlächter, Weinhändler ꝛc., und diese haben gern arme Edelleute zu Nachbaren, um ihnen ihre Manieren abzulauschen und ihnen ihren Reichthum zu zeigen. Unsere hohe Aristocratie macht in Allem, was auf Luxus Bezug hat, sehr geringe Ansprüche, da sie an sehr vielen Ahnen leidet, welche nicht Oekonomie studirt hatten, und die theuren Söhne nicht aus der Art geschlagen sein wollen. Die reichsten Familien kommen nur en passant nach Berlin, manche niemals; und unter hundert Equipagen gehören neunundneunzig der Mittelklasse unseres aristocratischen Landes, in welchem das Wörtlein „von" beinahe jeden Namen schmückt."

„Ich weiß das," sagte der Amerikaner, „die Preußen

ſein kriegeriſch Blut und ſtolzes Herz, wie die Indianer an den heißen Waſſern im Norden von Amerika. Adel das iſt Stolz auf die Geburt und den Vater. Das liegen im wilden Blut."

Ich wollte ſchon lächelnd erwidern, daß wir in der letzten Zeit mit der Civiliſation etwas zahm geworden ſeien, aber es lag etwas zu Schmeichelhaftes in dieſer Erklärung unſers Charakters, als daß ich ſo unpatriotiſch geweſen wäre, ſeine Anſicht zu ändern.

Der Neger hatte unterdeſſen das Frühſtück ſervirt und mein Blick hing durſtend an den langhalſigen Flaſchen mit dem goldrothen Rebenſafte der heißen Zone, die Speiſen dampften ſo würzig, daß ich hätte Appetit verſpüren müſſen, und wenn ich auch drei Beefſteaks in einem Keller vorher genoſſen hätte, ein Quantum, mit welchem freilich kaum eine hungrige Dame befriedigt ſein kann, wenn ſie von einem Thée dansant beim Miniſter . . . . zurückkehrt.

Der Indianer hatte zum Glück die civiliſirte Form noch nicht angenommen, welche über Verbeugungen die Suppe kalt werden läßt und nur zum Eſſen nöthigt, wenn nicht viel da iſt; wir ſetzten uns an den ſchwer beladenen Tiſch und hieben ein wie die Urmenſchen, welche ſo glücklich waren, vor der Erfindung der Tiſchreden geboren zu ſein. Mein Wirth aß und trank, ohne ſich um mich zu bekümmern, ja, er ließ mir ſogar die köſtlichſten Biſſen, wie zufällig, liegen und fragte weder,

ob mir der Wein schmecke, noch schwatzte er von dem Preise desselben. Kein Wort störte die Thätigkeit der Sinne, welche ein so leckeres Frühstück, so duftender Wein, hinreichend in Anspruch nahm, und erst nachdem die echte Havannah gemächlich in Brand gesetzt war, rückten wir uns in den Lehnstühlen zurecht, um gemüthlich zu plaudern.

Wir waren stillschweigend oder vielmehr kauend, Freunde geworden; und diese Freundschaft war nicht etwa auf Dunst sondern auf Achtung gegründet, wenigstens achtete ich in ihm einen Mann, der die Poesie seiner tropischen Geburt so vollkommen mit den civilisirten Formen zu verbinden wußte, daß er es verstand, ein gutes, comfortables Frühstück in Berlin zu geben, ohne mich fühlen zu lassen, daß ich „bei ihm" aß, ohne zu erwarten, daß ich dafür Kinder unterrichte, den Packesel einer Dame bei Landparthien spiele oder gar das Recht zu erwerben glaubte, mich bei Gelegenheit schimpfen zu dürfen, wie der gnädige Präsident einen Supernumerar.

„Sie sind wohl nur deßhalb nach Berlin gekommen, um Herrn von Humboldt aufzusuchen?" begann ich von Neuem die Unterhaltung.

„Ich reisen in Europa, um kennen zu lernen die Welt," entgegnete er, „ich haben gewußt, daß mein Vater ist ein weißer Mann von dieser Seite des großen Wassers Atalantik — und ich dachte nicht, daß er habe

einen so großen Namen auch hier, wo es giebt fast mehr berühmte Leut' als bei uns Schurken. Ich habe gesehn vor jedem Laden Bilder mit Köpfe, alle sollen sein die Portraits von berühmte Leut', und ich bewunderte sehr oft, daß sie aussahen so wenig klug und ganz ebenso wie bei uns die faulen Pflanzer, nur nicht so dick, sondern sehr schmächtig. Aber das Bild von mein Vater — da habe ich Achtung. Er ist nur klein aber hat großen Kopf, und er schaut aus sehr klug und sehr tief. Ich habe mich gefreut, als Ihr sagtet, das sei Humbug, ich war ihm schon sehr gut und dachte, er muß es sein."

„Haben Sie denn," fragte ich, „das Bild Humboldt's schon früher gesehen?"

„Ja wohl," antwortete er, „wie sollte ich ihn sonst kennen wieder? Aber es war ein jung Mann und jetzt ist es ein alter Mann."

„Aber woher wissen Sie denn, daß es Ihr Vater ist?"

„Weil es ist sein Bild und der Name Humbug."

„Aber," wandte ich ein, „das Original des Bildes heißt nicht Humbug sondern Humboldt."

„Das ist ganz gleich," erwiderte er mit seinem originellen Starrsinne, „ich weiß, daß er es ist, der war in Maypures."

Die Antwort war in einem Tone gegeben, welcher mir nicht erlaubte, länger auf meinem Zweifel zu be-

ſtehen. Ich änderte deshalb das Thema und beeilte mich, auf den Punkt zu kommen, welcher mich am lebhafteſten intereſſirte.

„Ihre Lebensgeſchichte muß höchſt intereſſant ſein," ſagte ich.

„Ja," antwortete er, „ich habe viel erlebt und viel geſehen."

„An Ihrer Stelle," fuhr ich fort, „würde ich eine ſo reiche und belehrende Geſchichte der Welt nicht vorenthalten und meine Memorien entweder ſelbſt herausgeben oder ſie der kundigen Hand eines Schriftſtellers anvertrauen."

„Das werde ich thun nicht," entgegnete der Indianer raſch, „denn was ich erzähle, iſt nur wahr — und die Menſchen lieben die Lüge. Wenn ich wollte drucken laſſen mein Tagebuch, würde man es nicht halten für Wahrheit, denn es ſteht Vieles darin anders, als wie in den Büchern über Amerika, die gelogen ſind."

„Was," rief ich, „Sie haben ein Tagebuch geführt!"

„Gewiß; ſeit ich habe gelernt ſchreiben und mir habe geben laſſen die Bildung, habe ich aufgezeichnet meine Erlebniſſe."

„Ich hoffe," ſagte ich mit ängſtlicher Spannung, „daß Sie mich würdig halten, wenigſtens die Umriſſe Ihres intereſſanten Lebens zu erfahren. Ich bin ſelbſt Schriftſteller und weiß daher wie Bücher fabricirt werden.

Es wäre mein sehnlichster Wunsch, einmal etwas nicht Uebertriebenes von Amerika zu hören."

„Wenn ich wollte erzählen Jedem meine Geschichte, der sie will hören," entgegnete mein rothbrauner Freund, dann hätte ich sehr viel zu schwatzen und würde werden sehr müde. Aber da Sie sind ein Schriftsteller, werde ich Ihnen geben mein Tagebuch. Sie verstehen doch die englische Sprach?"

„Gewiß," rief ich, obwohl ich sie kaum buchstabiren konnte. „Ich kann zwar das Englische nicht sprechen aber ich lese es geläufig."

„Gut. Dann lesen Sie das Buch und sagen Sie mir Ihr Urtheil, ob ich Recht habe zu glauben, daß der berühmte Herr Humbug wird sein zufrieden mit seinem Sohn. Ich will nicht haben, daß mein Vater sich schämt meiner, lieber gehe ich wieder zurück nach Mayppures, denn ich bin auch stolzer Mann."

Er trat an einen Reisekoffer aus Polysanderholz, der, mit glänzenden Messingreifen umgeben, das Ansehen einer Truhe hatte und nahm ein Manuscript heraus, welches er mir einhändigte.

„Sie haben mir versprochen," sagte er, „daß ich soll sehen heute meinen Vater. Wann wird das sein?"

„Heute Abend um sieben Uhr," antwortete ich, den Schatz mit einer Gier ergreifend, die das beste Compliment für den Autor des Tagebuches war. „Herr von Humboldt ist heute in der Oper und wenn es Ihnen

recht ist, hole ich Sie um halb sieben Uhr zum Theater ab. Bis dahin habe ich Ihr Manuskript gelesen."

„Woher wissen Sie," fragte der Indianer, „daß mein Vater ist im Theater?"

Ich erzählte ihm, daß eine neue Oper gegeben werde, deren Vorstellung er gewiß nicht versäumen werde, und verließ ihn, um meine Neugierde zu befriedigen und ihm keine Zeit zu lassen, mir über den Gebrauch des anvertrauten Manuscriptes Schranken zu setzen, denn mein Entschluß war gefaßt, dasselbe tüchtig zu plündern, da der Autor es doch nicht für den Druck bestimmt hatte.

Möge hierdurch Jeder gewarnt sein, einem Schriftsteller seine Lebensgeschichte zu erzählen oder sein Tagebuch zu leihen, er wird rücksichtlos in die Oeffentlichkeit befördert und sollte er auch nur den Rahmen zu einer komischen Figur bieten. Das Tagebuch des Amerikaners war in guten und, was mir vorzüglich angenehm war, in leserlichem Englisch geschrieben; ich theile seinen Inhalt mit, ehe ich fortfahre, meine weiteren Erlebnisse mit dem abenteuerlichen Sohne Humboldt's zu schildern. Sollte der Styl mangelhaft sein und sich hier und da eine Lücke oder Schwäche finden, so erinnere ich den Leser daran, daß es eine Uebersetzung aus dem Englischen ist, und ich noch nicht so glücklich gewesen bin, Herrn Jacobi's brieflichen oder Herrn Selig's mündlichen Universal-Unterricht in dieser Sprache genossen zu haben.

Die Geschichte des Indianers.

„Meine Heimath ist das schönste Land der Erde. Die eisenschwarzen Felsmassen ragen Ruinen- und Burgartig aus der meilenlangen, schäumenden Fläche des Orinoco, — dichter Nebel schwebt über dem blauen Wasserspiegel und durch die dampfenden Schaumwolken dringen die grünen Wipfel der hohen Palmen. Der Strahl der glühenden Sonne bricht sich in dem feuchten Dufte, und es glänzen tausend farbige Bögen wie im optischen Zauber über das herrliche Bild. Die Melastonne, Droseren, die kleinen silberblättrigen Mimosen und prächtige Farren schmücken wie Blumenbeete das öde Gestein. In blauer Ferne ruht das Auge auf der Gebirgskette der Cunavami, deren kegelartige Gipfel den azurblauen Horizont begrenzen und die, von der untergehenden Sonne beleuchtet, wie Gletscher in röthlichem Feuer glühen. Dort bricht aus dem schäumenden Wasserspiegel ein Palmengebüsch hervor, nistet auf hohem Gestein das goldgelbe Klippenhuhn mit der herrlichen Federkrone — der schönste Vogel der Tropenwelt. Hier starrt der Fels in den blauen Strom und seine feuchten Wände sind mit leuchtendem Byssus bedeckt. Der Donner des Wassersturzes betäubt das Ohr. Dort, über das westliche Ufer hinweg, ruht der Blick auf der unermeßlichen Grasflur des Meta. Die duftende Steppe lacht bunt und grün entgegen. Die krautartige Mimose

erhebt ihre ſchlummernden Blätter zur Sonne, wie der Frühgeſang der Vögel das Licht begrüßt. Im hochaufſchießenden Graſe lauert der ſchöngefleckte Jaguar. Am Horizonte erſcheint, wie ein drohend aufziehendes Gewölk das Gebirge Uniama. Und ſchwindet die Sonne, — flüchten über die matte Felswand die Schatten der Geier und der krächzenden Caprimulge, dann ſteht die Mondſcheibe, mit farbigen Ringen umgeben, hoch im Zenith. Sie erleuchtet den Saum des Nebels, welcher in ſcharfen Umriſſen, wolkenartig den ſchäumenden Waſſerſpiegel bedeckt. Zahlloſe Inſekten ergießen ihr phosphorartiges Licht über die krautbedeckte Erde, der Boden erglüht von lebendigem Feuer, als habe die ſternenvolle Himmelsdecke ſich auf die Grasflur niedergeſenkt. Rankende Bignonien, duftende Vanille und gelbblühende Baniſterien, ſchmücken den Eingang der Höhlen, in welchen der Menſch ſein Haupt zur Ruhe legt.

Die Cataracten des Stromes erſcheinen wie eine zahlloſe Menge kleiner Caſcaden, die durch kleine Inſeln in dem 8000 Fuß breiten Fluſſe gebildet werden. Eine kurze Strecke von ihnen liegt mein Geburtort Maypures in einer großen und wilden Natur. Die Luft iſt von zahlloſen Flamingos und andern Waſſervögeln erfüllt, die wie ein dunkles, in ſeinen Umriſſen ſtets wechſelndes Gewölk ſich von dem blauen Himmelsgewölke abheben. Der Rand des Waldes, der ſich über

die weite Fläche erſtreckt, iſt von einer niedrigen Hecke umgeben, hinter ihr erhebt ſich die faſt undurchdringliche Wand von den rieſenartigen Stämmen. In der Hecke befinden ſich Oeffnungen, welche die Thiere des Waldes gemacht haben, um an den Strom zu gelangen. Gegen Abend belebt ſich der Wald. Die Crocodile nähern ſich dem Ufer, man hört das Schnarchen der Delphine. Die vielfarbigen Reiher, die ſtolz ſchreitenden Hokkohühner wandeln zum Strome, um zu trinken und ſich zu baden. Wildes Thiergeſchrei durchtobt den Forſt. Man unterſcheidet das einförmig jammernde Geheul der Brüllaffen, den winſelnden, fein flötenden Ton der Sapajou's, das ſchnarrende Murren der Nachtaffen, das Geſchrei des Tigers, der Kuguar's, des Faulthieres und der Papageien. „Die Thiere feiern den Vollmond", ſagt der Indianer.*)

In dieſer Gegend verlebte ich meine erſte Jugend. Meine Mutter war eine Indianerin, ſie wohnte in einer Hütte fern vom Dorfe, denn die Indianer hatten ſich von ihr losgeſagt und verachteten ſie als eine „gemalte" Frau. Die Indianerinnen, welche ein Kind außer der Ehe zeugen, müſſen ſich nämlich das Geſicht bunt färben. Ein weißer Mann hatte ſie bethört und ſpäter die Gegend verlaſſen. Als ich zehn Jahre alt wurde, — bis dahin

*) Anm. Man wird finden, daß der Indianer die „Anſichten der Natur" geleſen und benutzt hat. Anm. d. Herausgb.

hatte sie mir nichts von meinem Vater erzählt, — hieß sie mich aufpassen, damit ihr Wort mein Ohr fände. „Der große Geist" sagte sie, „wird mich bald zu sich rufen, deshalb will ich Dir die Augen öffnen. Vor eilf Sommern, es war im Mond der fallenden Blätter, (August) da kamen vier weiße Männer zur Hütte Deiner Mutter. Es waren nicht Krieger, denn sie hatten keine Donnerbüchsen, und der Indianer, welcher sie geleitete, sagte, es wären Abgesandte des großen Geistes, welche kämen, um die Erde zu messen. Ich hieß sie willkommen, breitete Felle aus, brannte ein Feuer an und sagte: „Wie seid Ihr doch so gut, zu mir hierher zu kommen." Ich wusch ihnen die Füße, denn sie waren müde vom Wandern und meine Mutter bereitete Chica, den Trank aus Mais, und briet Haselhühner und das Fleisch vom Wilde. Die weißen Männer setzten sich an's Feuer und aßen und tranken und erzählten Wunderdinge. Sie hatten kleine Thiere, welche quikten, (Uhren) und die glänzend aussahen aber nicht fortliefen. In einem großen Schlauche von hartem Leder und Holz hatten sie viele Gläser und glänzende Dinge, von denen der Indianer sagte, daß sie Alles wüßten und jeden Schritt zählten und daß sie das Wetter ansagten, ob es warm oder kalt oder naß sei. Der Eine war ein Diener des großen Geistes, aber kein Zauberer, er war sanftmüthig und trug ein langes, schwarzes Kleid. Der Zweite war klein, aber hatte einen großen

Kopf, und wir nannten ihn, weil er ſchweigſam war und wohl viel mit ſich ſelbſt redete, die ſtille Weisheit. Der Dritte aber war ein freundlicher Mann und er ſprach Wunderdinge, wenn die Andern hinausgingen, nach dem Strome. Ihm gehörten alle die Gläſer und klugen Dinge, denn er bewahrte ſie und borgte ſie den Andern nur auf kurze Zeit. Er konnte ſehr ſchön ſprechen, und er ward nicht müde, uns zu belehren, wenn wir ihn nicht verſtanden. Ich gefiel ſeinen Augen und er wandelte gern mit mir allein unter den Palmen. „Ich liebe Dich," ſagte er zu mir, „wenn ich Dir nahe, fühle ich das Mark in meinem Gebeine ſchmelzen, laß mich meinen Namen auf Deine Lippen ſchreiben, drücke meinen Buſen an Deinen Buſen." Ich wußte, daß er kein Schwätzer war mit großem Maule, und daß ſeine Zunge nicht war wie Espenblatt, ſondern Gold ſprach, wenn ſie redete. Er ſchlang ſeinen Arm um meinen Nacken und fragte mich, ob ich ihn liebe. Ich ſagte, wenn ich ihn anſähe, würden meine Augen trübe, und es wäre mir, als ſollte ich ſterben. Da küßte er mich, und als ich ihn heimlich in meine Hütte nahm, ſagte er: „Der Mond verbirgt ſein Antlitz hinter einer Wolke, er ſchämt ſich, denn er ſteigt aus dem Bette der Sonne. Du gleichſt der Sonne, ich dem Monde, aber ich werde nur vor Glück erröthen, nicht vor Scham." Die zarten Wurzeln ſeines Herzens verſchlangen ſich mit den meinen, daß Nichts ſie

trennen konnte als der Wille des großen Geistes, welcher mir zürnte."

„Die Männer wanderten fort und er versprach mir wiederzukommen, denn sein Herz könne sich nicht von mir trennen, meine Augen wären ihm die Gluth der Sonne, zu der die Mimose sich hinzieht. Aber der weiße Mann kam nicht wieder. Er ist über das große Wasser gefahren und Tibeima ward von den Ihrigen verstoßen. Der weiße Mann ist Dein Vater, die Andern nannten ihn Humbug wenn er sprach, aber als nach zwei Sonnen wieder ein weißer Mann nach Maypures kam, sagte er, der weiße Mann hätte Humboldt geheißen und sein Name werde gerühmt in allen Wigwams der Weißen. Auch gab er mir ein Bild, das sie von ihm gemalt hatten, da waren die Andern auch darauf und so zierlich ist es gemacht, als hätte man ihren Schatten auf die Erde geheftet, denn sie waren Alle zu erkennen. Wenn mich nun der große Geist sterben läßt, schloß sie ihre Erzählung, so nimm das Bild und suche Deinen weißen Vater auf, denn die Indianer verachten Dich, weil Du nicht der Sohn eines rothen Mannes bist."

Die Ahnung meiner Mutter ging bald in Erfüllung. Sie starb, und als ich sie begraben hatte, verließ ich meine Heimath, nachdem ich die Hütte verbrannt und nur das Bild zu mir gesteckt hatte.

Ich schritt nach dem Ufer des Stromes, dort auf

dem Felsblocke, der weit in den blauen Wasserspiegel hineinragt, lebt ein uralter Papagei über den Grüften der Aturer, eines kriegerischen Stammes, der hier untergegangen sein soll. Die Worte des Papagei's versteht Niemand, denn er redet nur die vergessenen Sprache der Aturer. Kalt und starr schaut er in den Wasserstaub des Orinoco und sein klagender Schrei singt das Grablied der todten Helden.

Der Mond stand unbeweglich auf der fernen Spitze der Berge, das Himmelsgewölbe schien zu einem Meere von Diamanten und Saphyren geworden und die Sonne, halb untergetaucht, darein zerfließen zu wollen. Das Brausen des Cataractes erschien mir wie der Donner Gottes, der Wind schüttelte die hohen Palmen und ich lauschte der Musik der Lüfte, der süßen Klagen, dem bunten Gemurmel.

Hier stand ich stundenlang und sog noch einmal mit trunkenem Blicke das Bild der Heimath in meine Seele; das Herz war mir zu voll, als daß ich die Bitterkeit meines Schicksals hätte fühlen können, und ich betete zu dem großen Geiste, der dies Alles erschaffen, daß er mich meinen Vater finden lassen möge.

Dann nahm ich mein Canot, band es los und ließ mich von den Wellen des Stromes nach dem großen Wasser treiben.

Ich war etwa zwanzig Meilen so fortgeschwommen, als ich eine Pflanzung erreichte, in der ich die

ersten weißen Menschen sah. Von meiner Mutter hatte ich einige englische Worte gelernt, ich stieg deshalb aus, um die Leute zu fragen, wie weit ich noch vom großen Wasser entfernt sei. Meiner Ansicht nach war das Meer ein Wasser, welches man ebensogut mit einem Canot durchschiffen konnte, wie den Orinoco, ich hatte Lebensmittel für einige Tage in meinem Boote und hegte nicht die geringste Besorgniß, daß es an Inseln fehlen würde, wo ich dieselben erneuern könnte. Meine Rifle und eine hinreichende Quantität Pulver und Blei konnten mir im Nothfalle Wasservögel verschaffen, und so zweifelte ich nicht daran, das Land der Weißen jenseit des salzigen Wassers zu erreichen, wo mein Vater leben sollte. Die Leute, welche auf der Pflanzung damit beschäftigt waren, Gras zu mähen, waren meistentheils Schwarze, und ich erschrak beinahe vor ihrem Aussehen, während die weißen Menschen mir sehr wohl gefielen. Als ich, die Rifle in der Hand mich ihnen näherte, schauten sie mich verwundert an und begannen zu lächeln, was meinen Stolz nicht wenig empörte, denn ich merkte wohl, daß mein kriegerischer Aufzug ihnen drollig erschien und sie darüber lachten, daß ein Knabe eine so große Büchse trug. Sie konnten es freilich nicht wissen, daß ich mein Gewehr so gut zu handhaben wußte, wie der älteste Indianer, daß ich die Vögel im Fluge schoß und oft, an einer Klippe über den Abgrund hängend, mein Ziel so sicher auf's Korn

nahm, als säße ich auf einem Baumstamm in der Meta. Ich rief den Leuten meinen Gruß zu und streckte die Hand aus zum Zeichen, daß ich im Frieden käme, aber sie antworteten nicht, sondern begafften mich wie ein fremdes Thier. Endlich kam ein Weißer auf mich zu, welcher eine Peitsche in der Hand trug und den ich für den Häuptling hielt, obwohl er weder Federn auf dem Haupte trug noch besonders kriegerisch aussah. Er redete mich in einer Sprache an, die ich nicht verstand, ich merkte jedoch, daß er wissen wollte, woher ich käme, und ich zeigte deshalb nach Abend und nannte meinen Geburtsort. Gleich darauf setzte er eine Pfeife an den Mund und blies zweimal hinein, worauf ein Mann aus der Pflanzung kam, der meine Sprache verstand, obwohl er kein Indianer war. Es mußte Einer von denen sein, mit welchen unser Stamm Handel trieb und Felle gegen Pulver und Blei und brennendes Wasser austauschte. Dieser fragte mich nun nach meiner Heimath und weshalb ich so weit den Strom hinabgefahren wäre. Ich erzählte ihm, daß mein Vater ein Weißer sei und ich seinen Wigwam aufsuchen wolle, weil die Indianer gesagt hätten, mein Blut sei heller als das Ihrige. Er lachte und sagte, ich würde meinen Vater nicht finden und er würde mich auch nicht haben wollen. Ich sollte einen Dienst in der Pflanzung nehmen, da bekäme ich gut zu essen, weiter herunter wären die Menschen böse und würden mich verhungern lassen.

„Giebt es denn dort keine Vögel in der Luft, keine Thiere im Walde und keine Früchte auf den Bäumen? fragte ich."

„O ja, lächelte er, aber der Wald und die Bäume und die Luft gehören nicht Dir, sondern den Weißen."

Ich glaubte, der weiße Mann wolle mich belügen, damit ich auf sein Anerbieten einginge, und kehrte zu meinem Canot zurück. Da er sich jedoch keine Mühe gab, mich weiter zu überreden, so wurde ich nachdenkend und dachte, er könne Recht haben. Ich drehte wieder um und fragte ihn, ob er mich die Sprache und Sitten der weißen Leute lehren wolle und ob es mir freistünde, die Pflanzung zu verlassen, wann ich wollte.

Er sagte mir dies zu und fragte, ob ich meine Rifle zu benutzen wisse. Statt der Antwort schoß ich einen Reiher der gerade über uns hinwegflog, herab, was den Leuten sehr zu gefallen schien, denn der Mann reichte mir die Hand und sagte, er wolle mich zu seinem Herren führen.

Wir gingen eine Strecke und kamen zu einem großen Hofe, welcher von mehren Häusern umgeben war, wir gingen in das schönste und größeste, welches wie die andern von Holz war, aber einen Unterbau von Steinen hatte. Die Wände in den Zimmern waren von Mahagoniholz, auf dem Fußboden lagen weiche, bunte Decken, so schön wie das Fell des Jaguars, aber es waren nicht Flecken sondern schöne Blumen darauf

gemalt. Eine Negerin scheuerte die Hausflur mit sauren Orangen, was einen köstlichen Duft verbreitete. Der Mann führte mich in ein großes Zimmer, in welchem sehr kostbare Geräthe standen, die wie vom Thau benetzte Blätter funkelten und strahlten. Auf einem weichen Lager saß ein Mann, welcher der Besitzer zu sein schien, denn mein Führer verneigte sich ehrerbietig vor ihm. Der Weiße trug ein buntes Morgenkleid von dünnem Stoffe, so zart wie das Gewebe der Spinne und glänzende Beinkleider und Strümpfe. Auf dem Tische vor ihm standen Eßwaaren aller Art und Flaschen mit feurigem Getränk. Der Pflanzer, denn dieser war es, ließ sich von meinem Begleiter erzählen, was mich herführte, betrachtete mich eine Weile und ließ mich dann fragen, ob ich lieber auf dem Felde arbeiten wollte oder seinen Tisch mit Wildprett versehen. Ich wählte das Letztere und nun führte mich der Mann wieder hinaus und sagte mir, für heute könne ich mich ausruhen. Er wies mir eine Hängematte, in der ich schlafen sollte und da ich sehr müde war, legte ich mich auch sogleich hinein.

Ich befand mich bald sehr wohl auf der Pflanzung, nur wollte es mir nicht gefallen, wie die weißen Männer die Schwarzen behandelten, welche sie gar nicht für Menschen zu halten schienen, denn sie wurden wie Thiere des Morgens gefüttert, Heerdenweis zur Arbeit in die Plantage getrieben und bekamen Peitschenhiebe, wenn sie

träge waren. Ich fragte den Aufseher, wie es käme, daß die Schwarzen sich dies Alles gefallen ließen und sich weder zur Wehre setzten noch sich heimlich rächten. Er lachte und entgegnete, daß sie Sklaven wären, die der Pflanzer gekauft habe, und daß es ihnen sehr schlimm gehen würde, wenn sie Ungehorsam zeigten oder gar sich wegen einer verdienten Strafe rächen wollten. Als ich mich darüber wunderte, daß es Menschen gäbe, die nicht lieber stürben als sich schlagen ließen, lächelte er und sagte, die Neger sind halbe Thiere, aber wenn Du nach Europa kommen solltest, wirst Du sehen, daß es sogar weiße Leute giebt, die sich gern einen Fußtritt geben lassen, wenn man denselben bezahlt. Ich hielt damals die Weißen für noch stolzere Menschen als die Indianer, weil sie viel künstliche Dinge verstanden und vom großen Geiste Macht und Scharfsinn erhalten hatten, so daß ich zweifelnd den Kopf schüttelte, aber ich habe später gesehen, daß ihre Geldbegierde und närrische Eitelkeit sie ganz verächtlich macht. Sie schmeicheln und kriechen wie die Hunde, ihre Klugheit ist die des Fuchses und ihr Haß lauert wie die giftige Schlange verborgen unter dem blühenden Pisang. Ich dachte oft an die Neger, die geschlagen werden mußten, wenn sie arbeiten sollten, als ich in Europa Menschen sah, welche nur den achten, der sie mit Füßen tritt und gegen Denjenigen stolz und hochfahrend sind, der sie höflich behandelt.

Ich hatte in kurzer Zeit die Sprache der Weißen gelernt und der Pflanzer fand Gefallen an mir, so daß er mir sehr oft gestattete, in seine Wohnung zu kommen, welche Auszeichnung nur den Aufsehern zu Theil wurde. Mir war dies um so erfreulicher, weil ich dadurch Gelegenheit bekam, seine Tochter häufig zu sehen, welche ein Mädchen in meinem Alter war. Ihre Haut war so weiß wie Milch, ihr Haar schwarz, ihr Leib so schlank wie der Wuchs der Palme — und wenn sie mich mit ihren dunklen Augen ansah, war es mir, als brenne die Sonne auf mein Gesicht. Ich sah sie jetzt immer des Abends, wenn ich von der Jagd zurückkehrte, und immer brachte ich ihr Etwas mit, worüber sie sich so freute, daß ich mich schämte mit so leichter Mühe den Vogel geschossen oder das Nest gefunden zu haben. Eines Tages brachte ich ihr ein Nest mit Colibris, die noch nicht fliegen konnten, und zeigte ihr, wie sie dieselben sich groß ziehen könne. Sie hüpfte und sprang im Zimmer umher, küßte die kleinen Thierchen mit ihren rothen Lippen und dankte mir in einem fort so selig und vergnügt, daß ich weinte vor Freude und mir zu Muthe war, als möchte ich für sie sterben. Seit diesem Tage konnte ich nicht mehr zu ihr sprechen, ohne daß mein Herz zitterte, sie war für mich ein höheres Wesen — und wenn ich von ihr träumte, erschien sie mir als ein Engel. Ich wünschte, sie auf der zähen Klippe eines Abgrunds zu sehen, damit ich zu ihr

hinanklimmen könnte und sie erreichen oder vor ihren Augen sterben. Wenn ich die Gebetbücher las, welche mir der Aufseher gab, dachte ich an sie und verstand es nicht, daß immer von Liebe die Rede war, da es ja doch so leicht ist, alle Weißen zu lieben, die doch ihre Brüder und ihre Schwestern sind. Eines Tages fragte sie mich, wie es käme, daß ich weder weiß noch schwarz sei wie ihr Vater und die Neger, sondern rothbraun, und ob die Indianer in den Bergen auch an den lieben Gott glaubten oder ob sie Heiden seien. Ich sagte ihr, wir wären Kinder der Sonne und roth wie die Purpurblüthe der Algarova, aber auch uns liebe der große Geist wie seine weißen Kinder. Er ist, sagte ich, die Seele des Himmels und dieser reicht über die ganze Erde. Sie erzählte mir darauf von den Lehren ihrer Religion, von Christus, von dem ersten Sündenfalle und dem Versöhnungstode des Heilandes. Das ist Alles sehr schön, sagte ich, aber wer hat dir Das erzählt? Es steht in der Bibel, entgegnete sie naiv. Ei, sagte ich, und woher weiß es denn die?"

„Die Bibel ist die Offenbarung Gottes, von Gläubigen niedergeschrieben, die das Alles gesehen und gehört haben. Wer nicht an die Bibel glaubt, der kann nicht selig werden."

„Der große Geist entgegnete ich, hat uns aber die Bibel nicht geschickt, daß wir sie anbeten, also kann er nicht verlangen, daß wir sie kennen."

„Christus wird den Heiden sein Evangelium nach dem Tode predigen.“

„Dann, lächelte ich über ihren frommen Eifer, haben wir es nicht mehr nöthig, denn nach dem Tode werden wir den großen Geist sehen. Wenn Euer Heiland ein Gott war, so hätte er ja auch zu uns kommen können, wenn er haben will, daß auch die Rothhäute an ihn glauben. Der große Geist hat sich mit den Weißen viel Mühe gegeben, uns hat er Niemand geschickt als seine Sonne und den Mond und er hat uns nur die Augen geöffnet, daß wir die Kräuter wachsen und die Bäume Früchte tragen sehen. Habt Ihr das nicht gesehen, mußte er es Euch besonders sagen, daß Ihr das nicht machen könnt und daß Er Euer Schicksal lenkt?“

„Er hat uns mehr gesagt als Das, erwiderte sie, er hat uns geheißen, alle Menschen zu lieben und fromm zu sein.“

„Das ist sehr schön, lächelte ich, aber die Weißen scheinen dem großen Geiste nicht zu gehorchen, denn sie machen ihre schwarzen Brüder zu Sklaven.“

Diese Entgegnung machte sie verwirrt und später hat sie es mir gestanden, daß ich sie damit sehr in Verlegenheit gesetzt habe und weder ihr Vater noch der Geistliche, welcher zuweilen die Pflanzung besuchte, diesen Punkt ihr genügend erörtert hätten. — Ich habe in der Folge, als ich Religionsunterricht genoß um ein Mit-

glied der christlichen Kirche zu werden, es häufig bemerkt, daß das Christenthum eine Menge sehr schöner Lehren giebt, welche dem Einzelnen wie der Gemeinde oft unbequem werden und daß man daher ein stillschweigendes Abkommen getroffen hat, die Lehren der Religion nicht überall in Anwendung zu bringen. Es ist dies sehr klug von den Christen, denn während alle andere Religionen Niemanden hinderen, sich zu bereichern, Ruhm und Ehre zu erwerben, befiehlt das Christenthum Demuth, Liebe und Selbstverleugnung. Die meiste Freiheit nehmen sich die Genossenschaften, die Vereine und die Staaten, welche Politik und Oekonomie niemals mit den Lehren des Christenthums würden vereinen können, ohne daß sie dabei zu Grunde gehen. Sie setzen die Lehren der Religion außer Cours, bis der Krieg, ein diplomatisches Manœuver, eine Zwangsanleihe oder was sie sonst zu diesem Schritte bewog, vorüber und gelungen ist. Die Lehre: den Feind zu lieben, den Backenstreich hinzunehmen und Demjenigen, welcher uns den Rock nimmt, auch den Mantel zu geben, wäre unbequem, wenn man sie überall anwendete, und die praktische Auffassung wird zuweilen unmöglich. Nach diesem Beispiele handelt ein Jeder und keine Religion läßt sich so verschieden erklären, auslegen und verdrehen wie die christliche, welche daher auch unendlich viel Sekten hat. Sie ist dem Reichen bequem, denn etwas kann er schon geben, damit ihm Gott noch mehr Gü-

ter ſchenke, und die Allmoſen, welche er giebt, machen ihn weder arm, noch braucht er ſich ihrer zu ſchämen — im Gegentheile, man macht ihn in den Zeitungen als einen frommen Wohlthäter bekannt. Den Armen giebt die Religion Troſt und hält ihn zurück, ſich durch ein mißliebiges, unzufriedenes Betragen weitere Unannehmlichkeiten zu verſchaffen. Einfältige Leute ſind glücklich in dem Wahne, daß Gott ſie beſonders lieb hat, da ſie Alles glauben, — und Sophiſten wiſſen ſich eine aparte Seligkeit aus den Andeutungen der Schrift herauszuſtudiren, welche ſie für eine ſehr ſchöne Sammlung von moraliſchen Gleichniſſen halten. So macht ein Jeder ſich die Lehre bequem, Jeder ſchöpft aus ihr Das, was er haben will, und die Wenigen, welche wirklich auf dem engen, dornenreichen Pfade wandeln, ſind vielleicht Diejenigen, welche kein Menſch beneidet, obwohl ihrer das Himmelreich iſt. Dieſe allein gleichen den Heiden, welche vor der Sünde zittern müſſen, weil der große Geiſt ſie beſtraft, denen die Religion zuerſt unbequem iſt, aber dafür ihren Charakter in ſtrenge, ſittliche Formen prägt.

Der Pflanzer, Herr Van Heeres galt für einen chriſtlich denkenden Mann, und man pries die Neger auf ſeiner Pflanzung glücklich, weil er weder jähzornig noch grauſam war. Vor drei Jahren hatte er ſeine Frau verloren, die das Muſter einer Gattin geweſen ſein ſollte. Sie hatte ihm nur ein Kind hinterlaſſen,

Maria war demnach eine reiche Erbin. Seine jetzige Lebensweise, die wie gesagt als das Muster eines christlichen Pflanzerlebens gepriesen wurde, war etwa folgende. Um sechs Uhr Morgens erhob er sich aus den weichen Daunen seines Bettes — vielleicht auch aus den Armen einer schwarzen — Favoritin, woran Niemand einen Anstoß nimmt, denn die Sklaven gehören ja ihren Herrn — und man konnte es ihm nicht nachsagen, daß er einen unerwiderten Gruß mit Peitschenhieben bestraft hätte. Bei seiner Toilette waren ihm Mehre behilflich, der Eine zog ihm die seidenen Strümpfe, der Andere die weiten Pluder-Beinkleider an, der Dritte reichte ihm ein Morgenkleid von kostbarem indischen Zeuge. Eine Mütze, so fein wie Spinngewebe, bedeckte sein Haupt und darüber ward ein ungeheuerer weißer Castorhut gesetzt, um das Gesicht vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Hierauf trugen ein halb Dutzend der schönsten Sklaven und Sklavinnen Kaffee und Tabak unter dem bedeckten Vorplatze des Hauses auf. Gleich darauf erscheint der erste Aufseher der Plantage. Er berichtet über den Zustand der Neger, ob welche gestorben oder geboren, ob sie fleißig oder faul gewesen, und ob sie sich schlecht betragen haben. Diese Letzteren führt er mit sich und sie werden an einen Pfahl gebunden und mit langen Parforcepeitschen gegeißelt. Nach erduldeter Züchtigung müssen sie Dankee Massera (ich danke Euch, Herr) rufen und werden dann mit den Uebrigen zur

Arbeit gesandt. Während der Züchtigung geht der gnädige Herr mit dem Aufseher spatzieren und schmeichelt sich, daß die Neger es bei ihm gut haben, denn sie sind seiner Gerechtigkeit und nicht der Willkühr der Aufseher preisgegeben.

Hierauf erscheint der Arzt der Plantage und berichtet über den Gesundheitzustand der Neger, ihm folgt endlich die Gouvernante mit Fräulein Maria, die jetzt ihrem Vater ein guten Morgen wünscht. Sie darf erst jetzt das Haus verlassen, denn die Pflanzer halten ihre Töchter von den Negern fern, damit weder ihr Mitleid sich Einfluß auf die Strafe geltend macht, noch die Damen durch den Anblick eines so rohen Schauspieles erschreckt werden. Maria hat bereits gebadet und nimmt jetzt mit ihrem Vater das zweite Frühstück ein, welches aus Schinken, gebratenen Hühnern, Tauben, Plantins, süßem, gerösteten Cassavar, Brod, Butter und Käse nebst Madeira, Rheinwein und Bier besteht, wenn der Pflanzer sich nicht zur Inspicirung in die Plantage begiebt. Die Neger erhalten zum Frühstück Reis und Plantins.

Jetzt nimmt der Pflanzer ein Buch vor oder er spielt Billard oder Schach, bis ihn die Hitze zur Mittagsruhe treibt und er sich in einer Hängematte wiegt, während ihm Neger Kühlung zufächeln und die Musquitos abwehren. Maria beschäftigt sich während dieser Zeit mit Handarbeiten oder Lectüre. Um drei Uhr geht

es zur Tafel, — und Alles, was der herrliche Boden an Wildpret, Fischen, Gemüse und trefflichen Früchten hervorbringt, findet sich hier nebst den ausgesuchtesten Weinen. Das Mahl wird mit einer Tasse starken Kaffee und einem Glase Liqueur geschlossen. Um sechs Uhr erscheint wieder der Aufseher um über die Arbeit des Tages zu berichten und eine Execution zu fordern, worauf der gnädige Herr mit ihm Karten spielt, wobei schwacher Punsch oder Sangaree genossen wird. Diese Zeit des Tages war es gewöhnlich, welche ich in Maria's Gesellschaft zubrachte. Wir gingen oder ritten spatzieren, wir lasen in schönen Büchern und plauderten mit einander. Herr Van Heeres schien es nicht zu beachten, daß mein Verhältniß zu dem lieben Kinde immer vertraulicher wurde, vermuthlich dachte er, daß ein hergelaufener Indianerknabe zu nichts Anderem dienen könne, als seine Tochter zu amüsiren und ihr die Zeit zu vertreiben. Ich war zu diesem Zwecke immer noch besser als ein Neger.

Zwei Männer jedoch sollten bald einen entschiedenen Einfluß auf meine Stellung in dem Hause des Pflanzers haben, der Eine war Franzesco Rosalba, ein spanischer Mönch aus der nächsten Missions-Colonie, welcher die Pflanzung häufig besuchte; der Andere hieß Buiton und war der erste Aufseher, also die rechte Hand des Pflanzers, der gefürchtetste Mann der Plantage. Rosalba erblickte in meiner Ankunft auf der

Pflanzung einen Fingerzug des Himmels, sich durch die Rettung einer Seele vom Fegefeuer den Weg in's Paradies zu bahnen, und er war doppelt glücklich, als er bemerkte, daß ich Interesse für die Religionslehre Maria's zeigte. Gern hätte ich mit ihm über manche Sache disputirt, welche meiner natürlichen Auffassung nicht behagte, aber der Grundsatz der Diener der Kirche: „Geben ist seliger denn Nehmen" war bei ihm zur Leidenschaft geworden. Irdische Dinge bringen dem Empfänger keinen Segen, das Wort Gottes, seine Weisheit bringt ewigen Trost, und da er sich einbildete, die köstliche Gabe des Predigers im schönsten und fruchtbarsten Maaße zu besitzen, so gab er — und sah es nicht gern, wenn man ihm ebenfalls etwas anbot. Er gab von seiner Weisheit und schwatzte mit köstlicher Salbung; wo er geben konnte, da war er selig. Das Wort: „Geben ist seliger denn Nehmen", habe ich überhaupt oft bewahrheitet gefunden wo es sich nicht um materielle, irdische Dinge handelte, sondern um Rath, Trost, Recepte und Grobheiten. Güter der Erde fortzugeben, macht die Menschen nur dann selig, wenn die Gabe entweder werthlos für den Geber geworden ist, oder wenn er damit unverhältnißmäßige Vortheile erkauft; — ich habe Kaufleute gekannt, die sogar Geldsummen den Armen gaben, um die Kundschaft der Höfe, einen Titel, einen Orden zu erwerben, oder einen kleinen Schmuggel vergessen zu machen. Die Summe ging freilich

niemals über ihre Kräfte, oder derangirte sie im mindesten. Wo jedoch die Convenienz, Verhältnisse oder das Wörtlein: „ich muß schon, weil Herr so und so die Liste bekommt," zu einem Allmosen zwingen, da ist das Geben immer ein sehr unseliger, verdrießlicher Moment gewesen.

Rosalba machte mich nicht nur zu einem Mitgliede der christlichen Kirche, sondern er lehrte mir auch die englische Sprache, ertheilte mir Unterricht in der Astronomie, Chemie, der Arzneikunde, und ihm verdanke ich die Grundlage meiner Bildung. Da ich ein aufmerksamer und gelehriger Schüler war, gewann er mich lieb, betrachtete mich wie seinen Sohn, und er besaß mein ganzes Vertrauen.

Buiton war gerade der Gegensatz Rosalba's. War dieser fett, so war jener dürr, schwatzte dieser fortwährend, so war jener einsylbig, verschlossen, — und statt des gutmüthigen Wohlwollens, welches den Mönch charakterisirte, bestand sein Charakter aus einem Gemisch von Härte, List und Mißtrauen, welches ihn mir schon vom ersten Augenblicke an zuwider machte. Buiton leitete den ganzen Betrieb der Pflanzung, er verstand seine Sache und war dem Pflanzer so unentbehrlich, daß er ihm sogar oft unbequem werden durfte. Er wäre in diesem kleinen Königthume der Mazarin gewesen, wenn die Mutter des Pflanzers noch gelebt hätte, — so hatte er keine Liebäugelei mit einer verblichenen Schönheit

nöthig, um zu herrschen. Ob er nach der Hand Maria's trachtete, weiß ich nicht, sein Benehmen war keinen Falls darauf eingerichtet, ihr Herz zu gewinnen. Er schien ihre Existenz gar nicht zu beachten.

In der ersten Zeit, als ich noch damit beschäftigt war, mich in der Pflanzung zu orientiren, holländisch zu lernen, und ganz unter der Obhut Wilkins' stand (so hieß der Mann, welcher mich angeworben hatte), bekümmerte sich Buiton gar nicht um mich; kaum war ich jedoch eingebürgert, und hatte die Gunst des Pflanzers wie seiner Tochter gewonnen, als er mir plötzlich zu verstehen gab, daß ich unter seinen Befehlen stände. Er wollte mich bald zu diesem, bald zu jenem Dienste heranziehen. Anfangs gehorchte ich, als er jedoch immer herrischer wurde, und ich bemerkte, daß er mich unnütz beschäftigte, um mir meine Mußestunden zu rauben, so erklärte ich ihm eines Tages, ich sei der Jäger des Herrn Van Heeren, aber nicht der seinige. Buiton wurde wüthend und drohte mit der Peitsche. Ich wies lachend auf meine Rifle und sagte, daß er die Augen aufsperren möge, ich wäre kein Neger sondern eine Rothhaut. Buiton mochte es in meinem Gesichte lesen, daß ich es ernst meinte und ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, wenn er den Schlag ausführte. Er wurde roth und bleich vor Wuth, getraute sich aber doch nicht, mir Etwas zu sagen, oder die Sklaven gegen mich zu hetzen, was er Anfangs thun wollte. Ich drehte

ihm den Rücken und ging lachend meinem Geschäfte nach, vergaß es auch bald, und erst als ich des Abends von der Jagd heimkehrte und der Pflanzer mich zu sich rufen ließ, fiel es mir ein, daß der Aufseher mich bei ihm verklagt haben könne.

Wilkins, der mich zu ihm rufen sollte, flüsterte mir zu, ich würde einen schweren Stand haben, Buiton habe geschworen, daß ich seine Peitsche kosten solle, und er rieth mir, lieber um Verzeihung zu bitten, als so trotzig darein zu schauen. Ich dankte ihm für den gutgemeinten Rath, erklärte jedoch, daß ich ein freier Mann sei, so gut wie Buiton, und — statt um Verzeihung zu bitten, mein Jagdmesser mitnehmen werde. Als ich in das Haus trat, kam mir Maria eilig entgegen, sie hatte es erfahren, daß ich gepeitscht werden sollte und mich am Fenster erwartet, um mich zu warnen. „Wenn mein Vater Dir Unrecht giebt", flüsterte sie mir zu, „dann rufe meinen Namen, ich werde für Dich bitten, und dann wird er Dich nicht schlagen lassen." Sie zitterte bei diesen Worten wie Espenlaub und war so bleich wie das Licht des Mondes. Ich wußte, daß es ihr streng untersagt war, in das Zimmer ihres Vaters zu kommen, wenn dieser mit Buiton Geschäfte hatte, und erst jetzt fühlte ich, daß ich auf meiner Hut sein mußte, denn umsonst würde sie nicht so gezittert haben.

„Er ist kein gekaufter Sklave —" hörte ich den Pflanzer sagen, als ich mich seinem Zimmer näherte.

„Herr Van Heeren," antwortete die zornige Stimme Buiton's, „wenn ich noch eine Stunde in Ihrem Hause bleiben soll, so muß der Hund gezüchtigt werden, der —"

„Was," rief ich dazwischen, heftig die Thür aufreißend, „Wen nennst Du einen Hund?" damit stellte ich mich vor ihn hin und schaute ihn an, wie der Jaguar, wenn er sich zum Sprunge rüstet. Ich hätte ihn erwürgt, wenn er mir trotzig geantwortet hätte. Aber er zitterte vor Furcht.

„Bist Du taub, daß Du mir nicht antworten willst?" fragte ich.

„Humbug," rief der Pflanzer, „bist Du toll geworden! Ich habe Dich rufen lassen. — Hand weg vom Aufseher, oder ich schieße Dich nieder wie einen Hund."

Damit spannte er ein Pistol, welches die amerikanischen Pflanzer immer geladen bei sich tragen.

„Herr," sagte ich, „der Mann hat mich beschimpft und mir mit der Peitsche gedroht."

Kaum sah Buiton sich frei, als er ebenfalls seine Pistole aus der Tasche zog. Ich lachte, als ich Dies sah und er ward bleich vor Wuth.

„Soll ich die Neger rufen?" fragte er den Pflanzer mit einem Blicke auf mich, was so viel hieß, als daß ich gebunden werden solle.

Der Pflanzer nickte ihm zu, denn es mochte ihn ärgern, daß ich nach meinem Messer gegriffen hatte.

„Herr," sagte ich, „Ihnen will ich gehorchen, wie's im Pact steht, ich bin ein freier Dienstmann, aber kein Sklave."

„Du wirst mir keine Vorschriften machen," höhnte er, „Buiton, Sie haben Recht. Lassen Sie ihm Fünfzig geben."

Der Aufseher wollte die Thüre öffnen, aber wie der Blitz sprang ich auf ihn zu. Er streckte mir das Pistol entgegen und brannte los, aber die Kugel streifte mir nur das Haar und mein Messer hatte ihm das Handgelenk durchschnitten, daß er vor Schmerzen aufschrie und die Pistole fallen ließ. Jetzt schoß auch der Pflanzer, ich war aber schon hinaus, die Kugel fuhr in die Thüre. Ich flog über den Hof, und obwohl der Pflanzer schrie, daß man mich ergreifen solle, gelang es mir zu entfliehen, denn die Neger waren mir nicht Feind, und fürchteten sich auch vor meinem Messer. Ich lief bis in's Holz und versteckte mich in einem Gebüsche, denn ich wollte noch einmal in dies Gehöft zurückkehren, um meine Rifle zu holen, die ich im Stiche gelassen hatte.

Auf der Plantage war ein großer Lärm, ich hörte, daß sie die Hunde losketteten, aber bald darauf wurde es still — und es schien, als hätten sie es aufgegeben, mich zu verfolgen. Ich wartete bis es ganz dunkel war und schlich mich wieder heran.

Es war Alles still. Ich kletterte über die Mauer und da die Hunde mich kannten, schlugen sie nicht an.

Um in meine Stube zu gelangen, mußte ich durch das Zimmer von Wilkins gehen, der neben mir schlief. Er war noch munter und nicht wenig erstaunt, mich zu sehen.

„St. Petronella, Nepomuk und Hiskia" rief er, „Junge, Du mußt toll geworden sein. Anstatt Reißaus zu nehmen, kommst Du zurück, als hätte Dein Messer kein Blut gesehen! Willst Du Dich hängen lassen, wie einen Hund?"

„Ich will meine Rifle holen," antwortete ich, und mein Blick fiel zufällig auf das gegenüberliegende Wohnhaus des Pflanzers. Maria stand am offenen Fenster. „Sie schaut sich nach Dir um," dachte ich und es überlief mich heiß. Ich hörte nicht auf Wilkins, der mich mit Gewalt festhalten wollte, sprang hinaus, schlich unter das Fenster und rief leise ihren Namen. Sie erschrak als sie mich erblickte und winkte mir, ich solle fliehen.

„Leb' wohl," flüsterte ich, als sie entsetzt aufschrie, und noch ehe ich mich umschauen konnte, fühlte ich mir den Hals zugeschnürt, ich ward zu Boden gerissen und meine Sinne schwanden —

Ein Neger hatte mich gesehen, sich heimlich herangeschlichen und mir eine Schlinge über den Kopf geworfen.

Als meine Besinnung zurückkehrte, lag ich gefesselt in dem Gefängniß der Plantage neben einem Schwarzen, welchen vermuthlich ein gelinderes Schicksal erwartete

als mich. Umsonst versuchte ich es, meine Bande zu sprengen, der Neger schaute mich stumpfsinnig an, er hatte sich in sein Schicksal ergeben und gerade dieser Blick, ohne Theilnahme, sogar ohne Spott, machte mich rasend. Er schien mir zu sagen: „So bin auch ich einst gewesen, ich habe auch an den Fesseln genagt, aber es half nichts und Du wirst einst auch so stumpf werden, wie ich —"

Der Morgen kam, es ließ sich Niemand sehen. Die Zeit ging vorüber, in welcher sonst die Execution der Strafen vollzogen wurde; — man schien uns vergessen zu haben.

„Buiton liegt noch an der Wunde darnieder," dachte ich, „und er will Dich selbst züchtigen" — ich kochte vor Wuth, der Schaum stand mir vor dem Munde.

Da öffnete sich die Thüre, Buiton, gefolgt von zwei Negern trat ein. Er sah fürchterlich aus. Das sonst stark geröthete Antlitz war bleich, die Hand trug er in einer Binde und sein Auge warf mir einen Blick des tödtlichsten Hasses und spöttischsten Triumphes zu. Ich knirschte.

„Diesen zuerst," sagte er, und bezeichnete mich den Negern mit einem Fußtritte.

Man kettete mich los und schleppte mich nach dem Vorplatze, auf welchem sich eine Bank befand, deren Blutflecken ihren Gebrauch hinreichend erklärten. Schon war Alles bereit, meinen Körper darauf zu schnallen

und Nichts konnte mich vor den Peitschenhieben erretten, als plötzlich ein weißes Gewand erschien und Maria herbeiflog — ich wähnte einen Engel zu sehen.

„Haltet ein!“ rief sie athemlos, keuchend, — aber Zorn und gerechten Unwillen im Blicke trat sie vor den Aufseher. —

„Was wollen Sie! Hat mein Vater Ihnen das Recht gegeben, Humbug zu schlagen? Bindet ihn los!“

Niemand rührte sich. Die Neger, denen der letzte Befehl galt, sahen den Aufseher fragend an und dieser war ebenso überrascht von dem unerwarteten Auftreten Maria's, als unwillig, daß die Neger zögerten, seinen Willen auszuführen.

„Fräulein,“ sagte er, „Sie gehören nicht hierher. Ihr Vater wird erzürnt sein, wenn er es erfährt, daß Sie Sich in seine Gerechtigkeit mischen. Und Ihr, Hunde,“ rief er den Negern zu, „wollt Ihr die Peitsche zuerst kosten, damit Ihr gehorcht?“

Die Schwarzen ergriffen mich, aber Maria warf sich dazwischen.

„Ich will es nicht,“ rief sie. „Mein Vater ist nicht hier und deshalb habt Ihr mir zu gehorchen, Buiton. Laßt ihn losbinden.“

Buiton lächelte höhnisch. „Ich werde Ihre Gouvernante rufen,“ sagte er, „wenn Sie nicht sogleich einen Ort verlassen, der für Sie unschicklich ist.“

„Herr Buiton, Sie vergessen, daß ich die Tochter

meines Vaters bin, der Ihr Herr ist. Wollen Sie mir gehorchen oder nicht?"

Buiton ward aschgrau vor Aerger.

„Ich werde Sie zwingen, diesen Ort zu verlassen," sagte er, die Peitsche in der Hand drehend.

„Etwa damit!" lachte sie ihm in's Gesicht, und deutete auf die Peitsche.

„Nun," sagte er, „so bleiben Sie hier. Vorwärts," wand er sich zu den Negern, „bindet ihn an." Damit deutete er auf mich, aber Maria hatte sich bereits vor mich hingestellt und schien mich mit ihrem Körper schützen zu wollen.

„Gott sei Dank, da kommt der Pflanzer!" rief Buiton, „er wird der Sache ein Ende machen."

In gestrecktem Galopp nahte Herr Van Heeren. Er war heute in Stelle Buiton's zur Plantage geritten, da dieser krank im Bette lag, er ahnte es nicht, daß der Aufseher die Zeit seiner Abwesenheit benutzen würde, um sich an mir zu rächen; denn wie ich später erfuhr, hatte er Maria's Bitten nachgegeben und beschlossen, mich auf eine gelindere Weise zu bestrafen, als durch Peitschenhiebe. Da der Aufseher krank war, hatte er ihm dies noch nicht mitgetheilt und Maria eilte ihm entgegen, um mich von der entehrenden Strafe zu retten. —

So seltsam es jedoch war, daß der Pflanzer in einer rascheren Gangart als im kurzen Trabe ritt, be-

nutzte Buiton doch den Moment, wo Maria sich entfernte, um mich auf die Bank schnallen zu lassen, was in einem Augenblick geschah, und schon war die Peitsche geschwungen, als ein entsetzlicher Schrei seinen Arm sinken machte.

Der Pflanzer war nicht ohne Grund so rasch nach Hause geeilt; todtenbleich, den kalten Schweiß auf der Stirne, rief er Maria zu: „den Arzt — den Arzt — der Tai-Wan hat mich gebissen."

Dieser Ruf und der Schreckensschrei Maria's retteten mich. Der Biß des Tai-wan galt für tödtlich und bestürzt sprangen Buiton und die Neger hinzu, den erschöpften, halb ohnmächtigen Pflanzer vom Pferde zu heben.

Zwei Neger eilten, den Arzt zu rufen, Buiton, Maria und die übrigen Neger standen entsetzt um den Pflanzer, dessen Antlitz vom Schrecken des Todes zeugte.

Ich wußte, daß der Biß der Schlange leicht mit einem Safte von Kräutern zu heilen war, den meine Mutter mich zu bereiten gelehrt hatte. Ich rief Maria, sagte ihr dies, in wenig Secunden war ich losgebunden und eilte, die Kräuter in meinem Zimmer zu suchen, denn als echter Jäger hatte ich dieselben stets vorräthig, um mich vor der Wirkung des Schlangengiftes zu schützen. Als ich mit dem Safte zurückkehrte, den ich rasch bereitet hatte, hatte sich das Antlitz des Pflanzers bereits gefärbt und das Bein war geschwollen.

Der Arzt ſchüttelte den Kopf und Maria rang verzweifelnd die Hände, während Buiton drein ſchaute, als erwarte er nur den Tod des Pflanzers, um ſeinen Willen geltend zu machen und die Herrſchaft über die Plantage zu übernehmen.

Ich wuſch die Wunde aus, tröpfelte den Saft hinein und erklärte, daß der Pflanzer jetzt zu Bette gebracht werden und ſchwitzen müſſe, damit der Saft wirken könne.

Der Arzt, welcher meine Arznei berochen hatte und wahrſcheinlich der Anſicht war, ein Indianer verſtände ſich beſſer darauf, den Schlangenbiß zu heilen, als er, nickte beifällig und Buiton mußte gutwillig oder nicht, auf mein Geheiß eine Bahre herbeiholen laſſen, um den Pflanzer nach ſeiner Wohnung zu ſchaffen.

Mein Heilmittel wirkte, wie ich es erwartet hatte. Schon am anderen Tage konnte Van Heeren das Bett verlaſſen und weder der Arzt noch Maria hatten es verſäumt, ihm zu erzählen, daß er mir ſein Leben verdanke. Die Letztere theilte ihm außerdem mit, daß Buiton ihr am vorigen Tage anmaaßend und frech begegnet ſei, weßhalb ſie ihren Vater bäte, denſelben zu entlaſſen.

Van Heeren erklärte ihr, daß er den Aufſeher nicht miſſen könne, verſprach ihr aber, daß derſelbe ſie um Verzeihung bitten ſolle und daß er mich künftig in Ruhe laſſen werde.

Die erstere Zusage that er mit einem eigenthümlichen Lächeln, welches Maria damals nicht verstand, welches ihr aber früh genug klar werden sollte. Van Heeren ließ mich rufen, sagte mir, daß meine Heftigkeit verziehen sei und daß er, zum Danke dafür, daß ich ihm das Leben gerettet habe, nicht nur die Sorge für mein Fortkommen in der Welt tragen werde, sondern daß ich auch von jetzt ab in seinem Hause wohnen und an seinem Tische essen solle. Das Letztere gestand er zu, als ich ihm erklärte, daß ich mich lieber von ihm hätte todtschießen lassen, als daß ich gegen ihn die Waffe gehoben hätte. Er war hierdurch gerührt, denn er hatte es längst vergessen, daß ich nur durch einen Zufall seiner Kugel entgangen war.

Seit dieser Zeit schien es, als gehöre ich zur Familie des Pflanzers, er gewann mich mit jedem Tage mehr lieb, denn er schenkte mir allerhand Kleinigkeiten, die mir Freude machten, und ritt niemals ohne mich zur Plantage. Buiton vermied es, mit mir zu sprechen und ich that dasselbe, nur wenn wir uns zufällig ansahen, sagten unsere Blicke einander, daß wir früher oder später den alten Haß ausfechten würden.

Mein Verhältniß zu Maria war immer inniger geworden, ich sollte jedoch erst des Gefühles, welches mein Herz bewegte, klar werden, als es so tiefe Wurzeln gefaßt hatte, daß es mit den Fasern meines Lebens verwachsen war. So lange die Sonne scheint,

wuchert das Grün der Liebe mit seinen bunten Blumen sorglos und heiter, wenn der Sturm naht, sucht es zuerst einen Halt, um den es sich klammern kann und gewahrt mit Schrecken, daß sein Leben ein luftiger Frühlingstraum gewesen ist. Die Wurzeln haften in der Erde, der schützende Baumstamm fehlt und die Blume wird vom Sturme hin und her gezerrt.

Ein benachbarter Pflanzer kam zu Van Heeren, um ein Geschäft mit ihm abzuschließen; es war ein noch junger Mann, er galt für sehr reich und sein Aeußeres gefiel auf den ersten Blick. Ich bemerkte es sehr bald, daß Herr Van Holk Marien mit Blicken verfolgte, welche es deutlich genug aussprachen, daß er gern mit Van Heeren noch ein anderes Geschäft gemacht hätte, und Maria, anstatt, wie ich es im Geheimen wünschte, die lüsternen Blicke des Herren Van Holk mit Gleichgültigkeit zu strafen, machte sich so viel um ihn zu schaffen und lächelte so verführerisch und ermunternd, daß ich mir vor Aerger die Lippen zerbiß. Kaum waren wir allein, so wollte ich ihr dies seltsame Betragen vorwerfen, aber noch ehe ich zu Worten kam, that sie ein Dutzend Fragen, wie mir der Fremde gefiele, ob er nicht ein wunderschöner Mann sei, mit herrlichen Augen, und so fort. Ich stand da, kochend vor Wuth und Aerger, und sie plapperte immer weiter, so unbefangen und ekelhaft vergnügt, daß ich sie hätte zerreißen mögen. Vor Wuth konnte ich nicht sprechen,

und jetzt erſt bemerkte ſie, daß ich durchaus nicht ihre ſelige Stimmung theile.

„Biſt Du krank?“ fragte ſie beſorgt, denn ich war bleich vor Aerger und mein Auge muß gebrannt haben wie Höllenfeuer, denn ſie erſchrak vor mir. „Nein,“ lachte ich, „vergnügt bin ich, ſelig, ſeelenvergnügt, daß Du Dich in den erſten beſten Windbeutel verliebſt und um ihn herumſcherwenzelſt wie eine durſtige Mosquito. Freilich, er iſt ein ſchöner, weißer Mann, da wird der ehrliche, arme Indianer vergeſſen. So lange war ich gut genug.“ —

„Humbug, Du biſt nicht geſcheut,“ lächelte ſie erröthend und reichte mir die Hand. „Wie kann es Dich ärgern, wenn mir der Fremde gefällt, glaubſt Du, daß ich Dich deshalb weniger lieb habe?“

„Hat ein weißes Mädchen zwei Herzen?“ fragte ich, ohne ihre Hand zu nehmen. „Dann mag ich Kein's von beiden; Du ſagſt, daß Du mich liebſt, und Deine Augen ſuchen einen Andern? Ich will auch Deine Augen haben, und will allein in ihnen Deine Seele leſen. Es giebt nur eine Sonne am Himmel, und wenn ſie den weißen Menſchen ihr Antlitz zeigt, dann iſt es bei uns kalt.“ —

„Humbug,“ entgegnete ſie, „kann ich mein Auge feſthalten, und ſoll ich Dich belügen, und wenn mir Etwas gefällt, ſagen, es iſt nicht ſchön? Der Fremde iſt klüger wie Du und wenn er ſpricht, klingt es ganz

anders. Dich kenne ich, wie mich selber aber in ihm liegt Etwas, das ich nicht verstehe und was mich horchen läßt, wenn er spricht, und mein Auge hinzieht, wenn er lächelt."

„So wollt' ich, sein Pferd hätte ihn niemals hierher getragen, oder mein Canot wäre den Orinoco hinabgeschwommen und hätte mich im Strudel hinabgezogen; Du schillerst in bunten Farben und bist glatt wie der Zitteraal, Du hast mich betäubt, und jetzt entschlüpfst Du meinen Händen. Geh' — ich mag Dich nicht lieben, ich mag Deine freundlichen Augen nicht mehr sehen und Deine Hand nicht mehr drücken, denn das weiße Mädchen spielt mit dem Herzen des rothen Mannes."

Damit drehte ich ihr den Rücken und schlüpfte zur Thüre hinaus, denn sie wollte mich zurückhalten und ich mochte sie es nicht sehen lassen, daß der Schmerz mich übermannte.

Ich wollte hinausgehen; als ich jedoch bei der Thüre des Pflanzers vorbei kam, hörte ich die Männer laut reden und Marien nennen, ich legte daher mein Ohr an die Thüre und lauschte.

Das Horchen ist eine Tugend, denn der Mensch hat seine Sinne, um sie zu gebrauchen. Es ist ein schlechter Krieger, welcher sich sorglos der Ruhe überläßt, statt dem Anschlage des Feindes nachzuspüren, wogegen es thöricht ist, von wichtigen Dingen laut zu

reden. Es ist immer besser, das Ohr zu gebrauchen, als die Zunge, und wenn die weißen Männer es für eine Schande erklären, zu horchen, so ist das nur Furcht von ihrer eigenen Schwatzhaftigkeit, und das ist ein Narr, der sich daran kehrt. Wenn die Menschen nicht hinterlistig und lügenhaft wären, so würde Niemand behorchen was sie im Geheimen reden, da sie es aber sind, so muß man auf seiner Hut sein und jede Kriegslist gebrauchen. Ich hatte, wie alle Kinder des Waldes, ein scharfes Ohr, und so entging mir fast kein Wort ihres Gespräches, welches ich gewiß nicht hören sollte.

„Herr Van Heeren," sagte der fremde Pflanzer, „wenn Sie auch Ihr Wort gegeben haben, so ist das nur ein Theil des Contractes, welcher sich kündigen läßt. Buiton hat Ihnen, wie Sie sagen, 5000 Dollars vorgeschossen, Sie haben Sich dafür verpflichtet, ihm Ihre Tochter zu geben, so daß er dereinst Besitzer der Pflanzung wird. Kündigen Sie ihm das Geld und damit Ihre Verpflichtung, er kann alsdann höchstens die Zinsen des Capitals verlangen."

„Wir haben ausgemacht," entgegnete Van Heeren, „daß keine Kündigung stattfindet, und daß er, im Falle des Todes meiner Tochter, mein Erbe wird."

„Gesetzt," wandte Van Holk ein, „Ihre Tochter sträubte sich gegen die Heirath, was dann? —"

„Wir sind übereingekommen," seufzte Van Heeren,

„Marien zu dieser Ehe zu zwingen, oder ich muß sie enterben. Der Zinseszins jener Summe beträgt mit ihr in einigen Jahren den Werth meiner Plantage.

„Wie konnten Sie sich So in die Hand Ihres Aufsehers geben!“ murmelte Van Holk.

„Meine Plantage brannte ab, und ich mußte auf jede Bedingung eingehen, wenn ich nicht ein Bettler werden wollte,“ antwortete der Pflanzer.

„Wissen Sie, wie Buiton in den Besitz einer solchen Summe gekommen ist? Können Sie ihm keinen Betrug nachweisen?“ fragte Van Holk. „Mit 5000 Dollars sucht kein Mensch einen Dienst als Aufseher.“

„Er hat sie erschwindelt, es ist Geld, um welches er mich betrogen,“ murmelte der Pflanzer mit düsterer Stimme, „aber mir fehlt jeder Beweis, denn alle Bücher gingen bei dem Brande verloren. Ich war ihm längst auf der Spur, aber mit dem Schlage bekam er mich in seine Gewalt.“

„Er hat also die Plantage angezündet,“ rief Van Holk. „Sie müssen Sich dieses Menschen entledigen. Vielleicht läßt es sich machen, daß die Neger rebelliren und ihn dabei todtschlagen.“

„Er ist sehr vorsichtig und hat es so eingerichtet, daß alle Strafen von mir ausgehen, und nicht von ihm. Bei einer Empörung würde ich den Kürzeren ziehen. Aber,“ fuhr Van Heeren plötzlich mit erhobener Stimme fort, „er hat einen Feind in der Plan-

tage, der ihm den Tod geschworen. Ich hoffte es wenigstens, aber es scheint, als ob er auch Diesen nicht zu fürchten braucht —"

„Wer ist's?" fragte Van Holk mit Hast.

Der Pflanzer nannte meinen Namen. „Ich habe Alles gethan," sagte er, „die Beiden gegen einander zu erbittern, aber Buiton hat merkwürdiger Weise nachgegeben und seinen Haß unterdrückt."

„Ueberlassen Sie es mir," rief jetzt Van Holk. „Der Indianerbursche hat heißes Blut, ich werde ihn so gegen den Aufseher hetzen, daß Blut fließen soll, und dann wird Buiton entweder getödtet, oder wir schicken ihm das Gericht auf den Hals, wenn er die Oberhand behalten sollte. Versprechen Sie mir die Hand Maria's und die Pflanzung nach Ihrem Tode, so sollen Sie, noch ehe die Sonne zweimal untergeht, den lästigen Gläubiger los sein."

Ich hatte genug gehört, um auf meiner Hut zu sein. Maria war also an Buiton verkauft, und ich sollte ihn todtschlagen, damit ein Anderer sie besitzen könne. Ich hatte jetzt zwei Gegner statt eines, und Van Holk erschien mir gefährlicher, als Buiton, denn Maria liebte ihn. Buiton verlangte im schlimmsten Falle nur das Vermögen, Van Holk aber das Mädchen dazu. So sehr ich Buiton auch haßte, ich hätte in diesem Augenblicke mit ihm einen Bund gegen den übermüthigen Fremden schließen können; ich betrachtete Marien durch

unsere Liebe als mein Eigenthum, und er wollte mir es rauben. Schon wollte ich zu Buiton eilen und ihm den Plan mittheilen, aber der Abscheu, welchen ich vor ihm hatte, überwog die Leidenschaft und ich fühlte mich stark genug, beide Feinde zu besiegen.

Vor Allem kam es darauf an, zu erfahren, welchen Weg Van Holk einschlagen würde, um eine Reibung zwischen mir und Buiton hervorzurufen, ich lauerte ihm daher auf, als er das Zimmer des Pflanzers verließ und folgte ihm. Wider mein Erwarten schlug er jedoch den Weg nach meiner Stube ein, welche er natürlich leer fand. Ich that, als wolle ich so eben in dieselbe zurückkehren, und wir begegneten uns im Corridor.

„Ich suchte Dich," sagte er, „um Dir zu sagen, daß ich Dich Morgen zur Jagd begleiten werde, um Deine Gewandtheit zu bewundern. Van Heeren hat dieselbe mir so gerühmt, daß ich neugierig geworden bin. Wir wollen Niemandem etwas davon sagen, recht früh aufbrechen und das Fräulein mit einem Paar schöner Hühner oder einem guten Braten überraschen."

Ich erklärte mich bereit, als er wie zufällig sagte, ich möchte einen Schwarzen mitnehmen, der ihm die Büchse tragen solle.

„Herr Van Holk," entgegnete ich, „der Aufseher braucht jetzt die Neger auf der Plantage, und ohne seine Erlaubniß darf ich keinen mitnehmen."

„Der Aufseher darf nichts davon wissen", sagte er lächelnd, „sonst wäre der Spaß verdorben. Du kannst es ihm ja bei der Rückkehr sagen, daß ich es gewünscht hätte."

„Die Falle war ziemlich grob und obwohl ich entschlossen war, einzuwilligen, so sträubte ich mich doch dagegen, um ihn zu bewegen, seinen ganzen Plan zu verrathen. Ich darf keinen Neger mitnehmen, wiederholte ich, ohne straffällig zu werden, und Herr Buiton will mir nicht wohl."

„Du scherzest," lächelte Holk. „Du siehst gar nicht so aus, als ob Du Dich vor dem Aufseher fürchtest, und Du bist ja auch kein Sklave, daß er Dich züchtigen dürfte."

„Das Recht hat er freilich nicht," sagte ich schwankend, „aber —"

„Du fürchtest Dich also!" lachte er auf. „Buiton hat Dich wohl schon einmal geprügelt?"

„Nein, das hat er nicht," entgegnete ich stolz.

„Nun, ich denke auch, daß ein Indianer sich nicht mit der Peitsche tractiren läßt, wenn er eine Büchse oder ein Messer in der Hand hat" — sagte Van Holk mich fixirend. „Aber," setzte er hinzu, „so weit wird es nicht kommen, wir haben ja nur einen Scherz vor, und Du thust mir, dem Gaste des Pflanzers, einen Gefallen. Willst Du?"

Ich that, als besänne ich mich noch eine Weile und

ſchlug dann ein. Van Holk verließ mich und auf den Zehen ſchlich ich ihm nach.

Er ging zu Buiton.

„Der Humbug iſt ein prächtiger Junge", ſagte er zum Aufſeher, „ich war eben bei ihm."

„So," murmelte Buiton gleichgiltig, „kommen Sie hieher, um mir das zu ſagen?"

„Sie haben's getroffen", lachte Van Holk. „Ich habe mir einen Scherz gemacht. Der Pflanzer rühmte den Jungen ſo, daß ich glaube, er will ihn zu ſeinem Schwiegerſohne machen. Er ſagte, Humbug würde nie ſeine Pflicht verletzen und würde nie Gelegenheit zur Klage geben. Ich ſah bald, daß Van Heeren von ihm eingenommen iſt, das Lob wurde mir langweilig, wir ſtritten mit einander und ich nahm mir vor, dies Tugenderexemplar auf eine unſchuldige Probe zu ſtellen. Natürlich iſt der Engel gefallen. Er hat mir verſprochen, heimlich morgen früh Einen Ihrer Arbeiter für die Jagd zu kapern. Ich ſage Ihnen das, damit Sie es dem Jungen nicht verargen, er hat ſich lange genug geſträubt, denn er hat eine Heidenfurcht vor Ihnen."

„Es thut mir leid, Herr Van Holk", antwortete Buiton raſch, „aber ich kann es Ihnen nicht verſprechen, daß ein ſolches Vergehen ungerügt bleibt. Das würde ein ſchlechtes Beiſpiel ſein, und es wird dem Knaben nichts ſchaden, wenn er einmal gezüchtigt wird, denn er iſt ſehr übermüthig."

„Nun, so geben Sie ihm einen Denkzettel", lächelte Van Holk gutmüthig, „aber lassen Sie den Pflanzer nichts davon wissen, damit der arme Bursche nicht zu schlecht wegkommt. Doch — da fällt mir ein — Sie dürfen ihm ja nichts thun!"

„Wer sagt das? Herr Van Holk — Ich bin der Aufseher der Plantage."

„Ja, aber Humbug erzählte mir, daß der Pflanzer Ihnen geboten habe, alle Klagen bei ihm anzubringen, und daß er nur dies fürchte, denn einen Schlag von Ihnen würde er nicht hinnehmen."

„So — also das hat er Ihnen erzählt!" murmelte Buiton mit einer Stimme, die vor Wuth zitterte.

„Ja, und es wäre am Ende besser, der Neger bliebe zu Hause. Ich mag nicht Veranlassung zu ernsterem Zwiste geben."

„Herr Van Holk, von einem Zwiste kann nicht die Rede sein", entgegnete Buiton, „höchstens von einer Züchtigung, welche diesen frechen Burschen die Lehre einprägt, daß er zu gehorchen hat; Sie haben jedoch Recht, es ist am Besten, wenn der Pflanzer davon nichts erfährt, denn er hat eine närrische Liebe zu dem Knaben und er verzieht ihn."

„Herr Buiton, machen Sie, was Sie wollen, aber lassen Sie mich dabei aus dem Spiele, denn ich bin der eigentlich Schuldige, und würde dem Knaben beistehen müssen, obwohl ich Ihnen im Herzen Recht gebe,

denn auf einer Plantage darf Niemand dem Aufseher ungehorsam sein."

„Dies ist auch mein Grundsatz," antwortete Buiton. „Ich werde Ihnen wie zufällig begegnen, und Sie können ja weiterreiten, während ich mit Humbug ein Wort spreche."

„Meinetwegen," lächelte Holk, „aber lassen Sie es dabei bewenden. Ein kleiner Jagdhieb, damit er bestraft ist, aber nicht mehr — es ist ein prächtiger Junge, und wenn er gehorchen lernt, nehme ich ihn jeden Augenblick in meinen Dienst."

Man kann sich leicht vorstellen, was ich bei diesem Gespräch fühlte. Es war nicht Haß und Wuth allein, was mein Blut kochen ließ, sondern mehr als das, ein Gefühl der Demüthigung, der Bitterkeit, welches noch jetzt in der Erinnerung meine Pulse stürmisch und glühend schlagen läßt.

Ich war in den Augen dieser Weißen also kein Mensch, ich war ein Hund! Buiton's Haß stellte mich noch hoch gegen diese gleichgiltige Mißachtung Van Holk's —

Ich wälzte mich die Nacht schlaflos auf meinem Lager und brütete Rachepläne, kühner und abenteuerlicher, je heißer mein Blut wurde und die Wuth in meinem Herzen kochte. In dieser Nacht wurde ich ein Menschenfeind, wurde argwöhnisch und mißtrauisch, in

ihr reifte ich zum Manne, und wenn auch die Leidenschaft nicht mehr flammend aus meinem Antlitze hervorbricht, so gährt sie desto heftiger im Herzen und schmiedet das Eisen kalt — damals, in jener Nacht formte und bildete sich mein Charakter. Früher kannte ich nur Liebe und Haß, ehrliche Treue oder offene Feindschaft, ich gab einen Handschlag oder griff zur Büchse — jetzt lernte ich meine Züge verstellen, mein Haß rechnete, ich grübelte finstere Pläne unter der Maske der Freundschaft — die Menschen waren zu hart, zu schlecht und zu klug für mein ehrliches Herz.

Gegen Morgen ward ich ruhiger, denn ich hatte meinen Entschluß gefaßt und ich begann über die Zukunft nachzudenken. Mein Haß traf nicht diese Weißen allein, sondern ihr Geschlecht, und ich grübelte nach, wie ich das erwerben könnte, was ihnen Macht, Stolz und Hochmuth giebt — Geld — Geld, diese Erfindung der Hölle, mit der der Teufel wuchert und Seelen einwechselt gegen Metall, welches ein noch teuflischerer Teufel — der Mensch mit Credit auf Lumpen schreibt, um die Teufelei noch raffinirter zu machen — diese Giftwaffe mußte ich in die Hand bekommen, um Macht mit Macht, Hohn mit Hohn, Wucher mit Wucher zu bezahlen. Das Recept, Geld zu machen, lernt man überall, und ich sollte in die beste Schule kommen, in die privilegirte Apotheke des Teufels — in den Mullkasten der Welt, das civilisirte Amerika —

doch ich greife vor und kehre zu den Begebenheiten jenes für mich so entscheidenden Morgens zurück.

Wie ich es Van Holk versprochen, befahl ich einem Neger, uns zu folgen, und als dieser sich aus Furcht vor dem Aufseher weigerte, erklärte ich ihm, daß ich Alles verantworten werde. Meine Rifle hatte ich geladen. Kaum waren wir zweihundert Schritte von der Plantage entfernt, als Buiton uns nachgeritten kam, Herrn Van Holk einen guten Morgen zurief, und sich dann heftig zu mir wandte, „wie ich mir erlauben könne, einen Neger von der Plantage wegzuführen?"

„Das wird eine schöne Geschichte werden," hatte Van Holk lächelnd mir zugeflüstert, als er den Aufseher heransprengen sah. Jetzt, als ich auf ihn wies und Buiton erklärte daß Herr Van Holk es gewünscht habe, spielte er den Ueberraschten, sagte, er wisse von Nichts, ich möchte die Sache mit dem Aufseher abmachen. Es wäre sehr Unrecht von mir, daß ich einen Sklaven zum Ungehorsam verleitet hätte. Damit ritt er weiter und rief: „wenn Sie mit einander einig sind, dann folgen Sie mir."

Ich hatte dies erwartet. Wie der Blitz warf ich mich seinem Pferde in die Zügel, so daß es sich bäumte und er aus dem Sattel fiel.

Buiton, sagte ich, dieser Mann lügt, er will, daß es zwischen uns zum Streite kommt damit ein Mord geschehe, und er Maria heirathen könne.

Buiton hatte eher einen Angriff gegen seine Perſon erwartet, als dies; er war betroffen, und meine Worte trieben ihm das Blut in's Geſicht. Er ſchwankte ob er mir glauben ſolle, — der Sturz Van Holk's, meine Anklage — Alles kam ſo unerwartet, daß er eine Weile unſchlüſſig, wie betäubt, daſtand.

„Die Peitſche, die Peitſche dem frechen Hunde!" ſchäumte Van Holk, welcher aufgeſprungen war und ſtürzte auf mich los, ſchrak jedoch zurück als ich kaltblütig die Büchſe auf ihn anlegte.

Die Worte Van Holk's brachten jedoch Buiton zur Beſinnung, er riß ſein Piſtol aus der Taſche und feuerte es auf mich ab.

Ich hatte ihn jedoch nicht aus dem Auge verloren, ich ſchoß und faſt gleichzeitig hatte ich auch ſchon die Mündung meiner Büchſe auf ihn gerichtet, abgedrückt und meinem Pferde die Schenkel gegeben, daß es ſich aufbäumend davon jagte.

Ich ſah mich nicht um, denn ich wußte daß meine Kugel niemals ihr Ziel verfehlte, ich jagte davon als höre ich den Tod hinter mir keuchen und ſeinen Arm nach mir ausſtrecken. Kugeln pfiffen um meinen Kopf, ich erreichte den Wald, die Zweige ſchlugen mir in's Geſicht, meine Knie ſtießen gegen die knorrigen Stämme — es ſchwindelte mir vor den Augen, warmes Blut ſtrömte aus meiner Bruſt, ich ſank auf den Hals des Pferdes — als ich erwachte lag ich in einer Lache von

meinem Blute auf dem grünen Rasen einer Lichtung, zwei Meilen von der Plantage entfernt.

Mein Gesicht, meine Arme waren zerfleischt von den Zweigen und Dornen, meine Kleider zerrissen und mit Blut befleckt, meine Beine verstümmelt und in meiner rechten Brust klaffte eine blutende Wunde.

Ich stopfte sie mit Gras zu, kroch auf allen Vieren zu dem riesigen Stamme einer Aloe, begann mit ihrem Safte die Wunde zu reinigen und bemerkte, daß die Kugel durch das Fleisch hindurchgegangen war und den Knochen nur gestreift hatte. Die Wunde schmerzte mich fürchterlich, aber der Saft der Aloe that mir wohl und stillte die Blutung. Da ich erwarten mußte, daß man mich verfolgen würde, und die Blutspur mich verrathen konnte, so kroch ich einige hundert Schritte tiefer in das Dickicht hinein, bis ich erschöpft zusammenbrach.

Erst mit dem Einbruche der Dunkelheit hatte ich soviel Kräfte gesammelt, mich erheben zu können, um meine Flucht fortzusetzen, und es war dies ein Glück für mich, denn ich wäre sonst eine Beute der Jaguars geworden, deren Geheul mich aus meinem halbwachen Traume aufschreckte. Um Mitternacht erreichte ich die Missionsstation, in welcher sich Rosalba befand, dessen Hilfe ich zu meiner weiteren Flucht in Anspruch nehmen wollte.

Der Pförtner, welcher mir schlaftrunken öffnete, bemerkte glücklicherweise in der Dunkelheit mein verwil-

dertes Aeußere nicht, denn sonst hätte er mir den Eintritt wohl versagt. Rosalba war nach der Pflanzung des Herrn Van Heeren gerufen worden, wo, wie er sagte, ein schrecklicher Mord geschehen sei, ich könne jedoch ein Nachtlager erhalten um seine Rückkehr am andern Tage zu erwarten.

Mich quälte ein brennender Durst. Den Pförtner wegen eines Getränkes anzusprechen, wagte ich nicht, da er sonst leicht das Blut an meinen Kleidern bemerkt hätte, zum Glück stand ein großer Eimer mit Wasser in dem Gemache, welches er mir anwies, und ich konnte nicht nur meinen Durst stillen, sondern mich auch, so gut es ging, von den Spuren reinigen, welche meine hastige Flucht verriethen.

Das Wort des Pförtners, „es sei ein schrecklicher Mord begangen," tönte immer wieder in meine Ohren. War Nothwehr ein Mord? Hatte ich ein Verbrechen begangen? Ich gestehe, daß es nicht Angst oder Reue war, was mein Gewissen beunruhigte, sondern nur die Besorgniß über mein weiteres Fortkommen. Ich war nicht vor einer Strafe geflüchtet — wie es Verbrecher thun, sondern vor der Rache meiner Feinde.

Ich hatte schon von der Sitte der Weißen gehört, welche ihre Streitigkeiten durch einen Richter schlichten lassen, aber auch erfahren, daß Richter und Gesetze ein gutes Mittel für die Mächtigen sind, auf eine feige Weise Unrecht zu thun. Für den Mord eines Skla-

ven zahlt der Weiße höchstens eine Geldstrafe, wenn das Gericht nicht erklärt, der weiße Mann habe das Recht, einen Hund zu tödten, wenn dieser ihn böse ansieht. Umgekehrt, peinigt man jeden Neger zu Tode, der einen Weißen schlägt, ob dieser ihn zur Wuth gereizt hat oder nicht. In diesem Sinne urtheilt das Gesetz überall, denn die Mächtigen haben es gemacht und das Wort Nothwehr gilt nur als Ausrede für die Reichen und Vornehmen. „Du hast nach ihren Begriffen einen Mord begangen", sagte eine Stimme in mir, denn das Gericht wird sagen: „Du hättest Van Holk und Buiton verklagen können. Wenn sie Dich nun aber gepeitscht oder getödet hätten? — dann wären sie bestraft worden. Diese Schlußfolgerung trug nichts dazu bei, Reue in meiner Brust zu erwecken, sie stachelte im Gegentheile den Haß nur an und fachte die Begierde, so mächtig zu werden, wie die Weißen, in meiner Brust zur hellen Flamme.

Rosalba kam schon am frühen Morgen von der Pflanzung Van Heeren's zurück und schien durchaus nicht überrascht, mich in seiner Behausung zu treffen; er hatte es vermuthet, daß ich zu ihm geflüchtet sei. Vorläufig, sagte er, nachdem er sich nach dem Zustande meiner Wunde erkundigt hatte, vorläufig hast Du Nichts zu besorgen. Buiton ist todt und der Pflanzer denkt nicht daran, Dich deshalb verfolgen zu lassen, da ihm der Verlust seines Aufsehers nicht sehr zu Herzen geht.

Van Holk dagegen ist schwer verletzt, er wüthet gegen Dich, scheint jedoch ebenfalls keine Lust zu haben, sich an Dir zu rächen. Er wähnt, daß Du zu Deinem Stamme zurückgekehrt bist, und wenn Du ihm nicht wieder begegnest, so hast Du keine Verfolgung zu befürchten. Die ganze Sache erscheint mir sehr räthselhaft, denn statt Dir zu fluchen, sind die beiden Pflanzer merkwürdig christlich gesinnt und sprechen von jugendlicher Hitze, Vergebung und Schicksal, so daß Jemand, der sie nicht kennt, glauben müßte, zwei Heilige zu sehen.

Ich löste dem guten Mönche sehr bald durch die Erzählung dessen, was ich erlauscht hatte, die Räthsel und seine fromme Seele hatte es nicht mehr nöthig, den beiden Pflanzern insgeheim die schlechte Meinung abzubitten, welche sie bisher von ihnen gehabt hatte. Ich war dagegen durch seine Erzählung am wenigsten beruhigt, und der Gedanke, daß Van Holk jetzt auf längere Zeit mit Maria unter einem Dache wohne und von ihr gepflegt werde, quälte meine Eifersucht auf das entsetzlichste.

Kaum war ich von meinen Wunden wieder so weit genesen, daß ich mich auf alle meine Kräfte verlassen konnte, so verließ ich eines Abends heimlich die Station, ritt auf dem Pferde Rosalba's bis in die Nähe der Pflanzung, band den Gaul an einen Baum und schlich mich an das Wohnhaus, in welchem bereits die Lichter ausgelöscht waren.

Eine ſtattliche Pinie, deren Aeſte das Fenſter vor Maria's Schlafgemache belaubten, diente mir vortrefflich, in zwei Secunden hatte ich den Baum erklettert und ich klopfte jetzt leiſe an das Fenſter, um Maria zu wecken.

„Ich bin's! Humbug!" flüſterte ich, um ſie nicht zu erſchrecken und ſie davon abzuhalten, im erſten Schreck nach Hilfe zu rufen.

Ich hörte ein leiſes Geräuſch und gleich darauf ſah ich Maria im Nachtgewande vor mir.

Ich werde den Anblick nie vergeſſen.

Wie das Bild des Mondes ſich auf der Waſſerfläche ſpiegelt, luftig zitternd wie ein Trugbild, hingehaucht wie ein Schatten, bleich und ſanft, aber ſchöner wie der ſtrahlende Tag, erſchien ſie mir und eine bange Ahnung durchſchauerte mich wie das Fröſteln des Abends und die Klage der Wehmuth.

In dem Augenblicke, als ſie erſchien, fühlte ich, daß ich Nichts mehr zu hoffen habe, ich wünſchte mich fort und zitterte vor dem nächſten Augenblicke, wie das Thier vor dem Todesſtoße, wenn es zur Schlachtbank geführt wird.

Sie öffnete das Fenſter.

„Was willſt Du von mir? Unglücklicher," flüſterte ſie mit einer Stimme, deren Kälte mir in das Herz ſchnitt, „treibt Dich die Reue oder der Hunger hieher? — ich kann Nichts für Dich thun."

„Maria," ſagte ich bitter, „glaubſt Du, ich käme hie-

her, um zu betteln? Weißt Du es nicht, daß ich Dich liebe? Vergißt das Herz eines weißen Mädchens so rasch die Schwüre, welche sonst sie glücklich machten?"

„Humbug", entgegnete sie zurückschreckend — „Du sprichst von Liebe? Du? und an Deinen Händen klebt Blut — Dich sollte ich noch lieben können?"

„Das Herz des Jägers sieht das Blut des Jaguar's mit Stolz. Die Weißen sind falscher wie die Tigerkatze, und Humbug schämt sich, daß Einer von seinen Schüssen das Herz verfehlte. Seine Hand war unruhig."

„Was", rief Sie, „Du rühmst Dich Deiner Mordthat —"

„Maria — sie wollten mich tödten —"

„Sie wollten Dich züchtigen für Deinen Uebermuth, wie Du es verdientest."

„Du sprichst so, weil Du den weißen Mann liebst, er ist schöner als die Rothhaut", antwortete ich zitternd vor Schaam, Wuth und Schmerz — „Ich habe meine Liebe weggeworfen an einen schrillernden Papagei, Du schwatzest, wie man es Dich gelehrt. Dein Gesicht ist weiß, aber Dein Herz ist schmutzig, Du bist wankelmüthig, und nur ein Narr kann Dich lieben, denn Du läufst alle Tage einem Andern nach. Geh — der rothe Mann verachtet Dich" — damit sprang ich vom Baume herab und schritt dem Walde zu, ohne mich zu beeilen, denn ich hoffte, sie würde mir nachschelten und die Hunde auf mich hetzen.

Ich hätte meine Rifle darum gegeben, wenn ich mit einem Paar Kugeln der Plantage hätte Lebewohl sagen können. Aber sie hatte keine Worte für mich gehabt, und als sie mich fortgehen sah, schaute sie mir nach.

Ich dachte damals nicht daran, daß dies Schweigen ein Zeichen davon war, daß sie ihre Härte bereuete und meine Worte ihr weh thaten. Ich wußte es noch nicht, daß die weißen Mädchen sich immer so lange verstellen, bis es zu spät ist und dann anfangen zu weinen. Sie liebte mich mehr als den Fremden, aber dieser gefiel ihrem Auge. Ich kannte damals die Weiber noch nicht, und es war mir fremd, daß sie ein kurioses Herz haben. Sie quälen denjenigen gern, der sie liebt, und wissen es nicht eher, wie es in ihrem Herzen aussieht, als bis man sie einmal verlassen hat. Sie wollen, daß man zehn Mal wiederkommt und vor Liebe und Sehnsucht dabei matt und bleich wird oder daß man ihnen sagt, Du liebst mich, — sie küßt, bei'm Arm nimmt und zum Altare führt. Die Einen müssen schlecht behandelt werden, damit sie uns lieben, die Anderen möchten am liebsten, daß man sich ihretwegen todtschießt, damit sie an unsere Liebe glauben und uns beweinen können. Ich danke Gott, daß Maria damals kein Wort gesprochen hat; ich wäre vielleicht umgekehrt und sie hätte mich zu einem Narren gemacht, denn ich liebte sie und wäre durch ihre Kniffe zu einem Pantoffelhelden geworden. Es ist ein Glück, wenn

man bei seiner Jugendliebe betrogen wird oder sich betrogen glaubt; aus einem Menschen, der in seiner Jugend verliebt heirathet, wird nie ein rechter Mann. Er muß sich ein Weib nehmen, nicht von ihm eingefangen werden, denn sie steckt ihn in einen Käfig und das süße Futter, mit dem sie ihn päppelt, giebt kein Mark.

Ich kehrte zur Station zurück und erzählte Rosalba was mir begegnet war. Er lächelte gutmüthig und wollte mich trösten. Ich sagte ihm, der Krieger ließe seine Wunde heilen und mache nicht gern viel Worte davon. Er sah mich groß an, meine Antwort schien ihm zu gefallen. Er sprach nicht mehr von der Sache und schon glaubte ich, er habe sie vergessen, als er nach langer Zeit eines Tages in mein Arbeitszimmer trat. „Humbug," sagte er, „Du bist so fleißig, als ob Du niemals Dich im Walde herumgetrieben hättest."

„Ich will klüger werden, als die Weißen," war meine Antwort.

„Du hast Charakter, Du bist ehrgeizig —"

„Ich will herrschen," unterbrach ich ihn, „ich will klug sein, um die Schlange zu überlisten, und stark, um die Weißen zu verhöhnen."

„Humbug," sagte er, „ich habe Dich bewundert, als Du Deine Liebe bekämpftest und Deine Leidenschaft unterdrücktest. Ich habe Dich beobachtet. Du kannst stolz sein. Wenn Du meinen Rath befolgen willst,

kann aus Dir ein Mann werden, dessen Macht keine Grenzen hat, vor dem Millionen zittern und dessen Wille ein Gesetz ist."

Ich fragte ihn, was ich thun müsse, ein solcher Mann zu werden, mein Herz sehne sich danach, wie ein Tiger lechzt nach dem ersten Tropfen, wenn dunkle Wolken die Regenzeit verkünden.

„Tritt in den Dienst der Kirche, schwöre zum Orden Jesu!"

„Das Wort „Dienst" schreckte mich ab. Einem Weißen dienen, das hieß abermals den Nacken beugen, und ich wußte von Rosalba, wie streng die Kirchenzucht war.

„Ich mag nicht kriechen, um Macht zu erlangen," antwortete ich nach kurzer Ueberlegung „und wenn ich mächtig bin, will ich es nur mir danken und Niemandem mehr gehorchen."

„Schleicht sich der Indianer," wandte der Mönch ein, „nicht auch durch den Wald, um die Beute zu erhaschen?"

„Ja," sagte ich, „aber er hat die Rifle in der Hand, und wenn er schießt, richtet er sich stolz auf, aber er versteckt sich nicht wie der Orden Jesu. Er gehorcht Niemandem, er ist frei wie das Thier des Waldes."

„Ein schöner Vergleich," lächelte der Mönch, „Du scheinst die Freiheit des Thieres, welches Morgen die Beute des Jägers ist, zu beneiden."

„Seid Ihr Weiße denn freier!“ entgegnete ich, „wenn Euch Niemand Ketten anlegt, thut Ihr es selbst und wenn Ihr Euch vertheidigen wollt, habt Ihr selbst die Hände in die Fesseln gesteckt. Das Thier kämpft mit dem Jäger oder flieht, es unterliegt oder zerreißt seinen Feind. Ihr werdet von aller Welt gehetzt, dürft Euren Feind nicht zerreißen, denn Nothwehr heißt Mord und wenn er klüger ist, so schickt er Euch dasselbe Gericht auf den Hals, welches ihn verdammen sollte. Eure Freiheit ist für den Armen das Recht, Hungers zu sterben, für den Schwachen das Recht, sich prügeln zu lassen, und für den Dummen das Recht, betrogen zu werden. Daher will ich Macht und Geld haben und klug werden, ehe ich unter die Weißen gehe, wo man die Rifle nicht gebrauchen darf.“

„Macht und Geld!“ lächelte Rosalba, „lieber Humbug, Weisheit kannst Du erwerben, denn Du bist fleißig und klug, aber Macht und Geld findet sich nicht auf der Straße.“

„Ich werde es suchen, wo die Weißen es gefunden haben und ihnen nachahmen,“ war meine Antwort und Rosalba brach achselzuckend das Gespräch ab.

Während meines Aufenthaltes in der Station hatte ich die Insel der Mönche mit guten Braten zu versehen; und ich that dies um so lieber, als man die Felle der Thiere nicht beanspruchte, obwohl Niemand ahnte, was ich damit that, denn sie verschwanden spurlos vor den

Augen der Mönche. Ich hatte mir in einer Felshöhle ein Lager von Pelzen etablirt, die ich von Zeit zu Zeit an die Kaufleute losschlug, welche zum Einkauf von Fellen nach Westen zu den Indianern reiseten und durch dieses Geschäft, welches ich heimlich betrieb, hatte ich bereits eine hübsche Summe Dollars gespart, die ich im Walde vergrub, bis ich einen ganzen Lederschlauch voll hatte. Jetzt, ich war gerade achtzehn Jahre alt und besaß hinreichende Kenntnisse, um meinen Vorsatz auszuführen, erklärte ich meinem Freunde Rosalba, daß ich gesonnen sei, unter die Weißen zu gehen und dort meinen Vater aufzusuchen.

Wir hatten schon oft über diesen letzteren Punkt mit einander gesprochen, der Name Humboldt war ihm nicht fremd, aber seiner Ansicht nach war der berühmte Reisende, welcher zum ersten Male weit in das Innere Amerika's eindrang, zu sehr der Wissenschaft ergeben, als daß er sich um die Liebe einer Indianerin bemüht hätte. Er meinte, daß einer der Begleiter dieses Gelehrten mein Vater sein müsse, aber ich ließ mich nicht irre machen, denn meine Mutter hatte mir gesagt, es sei der Vornehmste von ihnen gewesen und hätte Humbug geheißen. Rosalba wandte ein, daß Humbug kein Name sei, aber ich wußte sehr wohl, daß die Weißen gern die Namen ihrer Freunde im Scherz verdrehen und daß es ihnen Spaß macht, sie abzukürzen oder zu verunstalten. Humbug oder Humboldt klingt für das

Ohr einer Indianerin ziemlich gleich, das erstere Wort ist leichter auszusprechen und meine Mutter hat es wahrscheinlich am besten behalten. Vor allen Dingen besaß ich das Bild und ich wußte sehr wohl, daß Rosalba mir nur deshalb Einwände machte, um mich länger in der Station zu behalten, denn ich war ihm lieb geworden.

Ich beharrte jedoch auf meinem Entschlusse und wir nahmen Abschied. Ich werde die Stunde nie vergessen, denn der Mönch war mir ein zweiter Vater, ein Freund und ein Lehrer gewesen. Es giebt nicht viel Leute, die einen Freund besitzen, wie Rosalba es mir gewesen, das lernte ich mit jedem Tage mehr kennen, je tiefer ich in das Treiben der Welt schaute. Man schließt Freundschaften, um sich zu amüsiren, sich gegenseitig zu benutzen oder auszubeuten, zuweilen nur dazu, um Jemanden zu haben, den man mit allen möglichen Klagen, Zweifeln und der Aufzählung von Leiden amüsiren kann. Die letzte Sorte ist die gewöhnlichste und dauert meist am längsten. Wenn zwei Leute von einander ein Verbrechen oder eine Schwäche kennen, so sind sie Freunde, sie nennen sich ebenso, wenn der Eine aus Neugier, der Andere aus Eitelkeit die Hand reicht, Jener, um zu horchen, Dieser, um bewundert zu werden. Egoismus ist überall die Triebfeder und der Thermometer. In den Ausnahmefällen, also bei wahrer Freundschaft ist nur einer Derjenige, welcher das Feuer un-

terhält, der Andere wärmt sich daran, weil es ihm bequem und behaglich ist. Zwei Freunde, die ohne alles selbstische Interesse einander gleich lieben, können sich für Geld sehen lassen, denn sie sind selten, mögen sich aber vor der Polizei in Acht nehmen, denn diese muß hinter etwas so Ungewöhnlichem gute Beute für irgend ein Gefängniß wittern. Auch meine Freundschaft zu Rosalba war von beiden Seiten nicht ganz rein, er war stolz auf seinen Schüler und dies nicht ohne Eitelkeit, er wollte Etwas aus mir machen und zürnte mir beinahe, als ich trotzdem meinen eigenen Weg ging; ich wiederum hätte ihn nicht geliebt, wenn ich nicht von ihm profitirte, und als ich nichts mehr von ihm lernen konnte, zog es mich fort. Echte Freunde müssen sich einander hingeben, ohne ihren Werth dabei zu taxiren und Etwas dafür zu verlangen. Ein solches Aufgehen der Seelen in einander ist aber deshalb bei Männern fast unmöglich, weil Jeder eine Individualität besitzt, die ihre aparten Interessen verfolgt — Männer ohne Individualität giebt es kaum und kein Mensch kann Interesse für sie haben — Weiber dagegen gehören dem Manne, ihr Leben geht in dem des Geliebten auf, sie werden ein Gedanke und solche Liebe giebt die Idee der reinen Freundschaft.

Freundschaften solcher Art sind, Gott sei Dank, zwischen Männern selten bis zur Unnatürlichkeit — Gott sei Dank, sage ich, denn wenn sie möglich wären, würde

Jeder sie suchen und das Herz des Mannes würde nicht blos von Weibern betrogen werden können, sondern auch von Männern, was in der civilisirten Welt doch blos den Dummköpfen begegnet und diesen schadet es nicht viel. Das Herz ist überhaupt ein eigenthümlich Ding. Wie man von Jemandem, der gut kalkulirt, gewöhnlich sagt: „er hat Kopf," so heißt es „er hat Herz," wenn er ein gutmüthiger Narr ist, den jede Thräne rührt und der jede Klage glaubt. In Europa gilt diese Schwäche noch bei vielen Leuten für eine Tugend und man weiß sie auszubeuten; in Amerika gilt sie für Dummheit. Ein weiches Herz ist schlimmer als Schulden machen, die Kunst, Gutmüthigkeit zu heucheln, unter ihrer Maske eine Speculation zu verbergen, ist eine Gaunerei, mit welcher man sicher vorwärts kommt. Es ist viel über Geist und Körper philosophirt worden. Keine Erfahrung ist jedoch nützlicher, als die, daß Derjenige, welcher der Vorzüge seines Körpers so bewußt ist, daß er auf sie speculirt, leicht jedes Ziel erreicht. Die Weiber sind darin unsere Meister. Das Weib speculirt auf die Rücksichten, welche man ihrer Schwäche spendet, und intriguirt mit schonungsloser Dreistigkeit, sie kennt die Gesetze der Ehre ebensowenig wie der Jude und benutzt jede Freiheit, welche man ihrem Geschlechte gestattet. Die Speculation auf ihre Schönheit glückt immer, sobald sie richtig berechnet ist; ein Weib, welches Lust hat, reich

und mächtig zu werden, sich zu rächen, oder einen Liebhaber in die Höhe zu bringen, erreicht fast immer ihr Ziel. Ich habe denselben Weg verfolgt, seitdem ich die Missionsstation verließ. Ich war jung und wußte, daß man der Jugend vertraut, bei ihr keine Intriguen erwartet, daß man sie ausbeutet und jeden Dank mit Bagatellen abträgt. Ich verbarg deshalb mein Geld, gab mich für arm aus, zeigte ein offenes Gesicht um zu horchen, dankte mit Thränen für jeden Lohn, um so wärmer, je unzufriedener ich war, heuchelte Verehrung und Bewunderung, wenn ich Jemanden ausbeuten wollte — kurz, ich war mit achtzehn Jahren ein ausgelernter Amerikaner.

Man könnte nach dieser Beichte glauben, daß ich ein schlechter, verdorbener Mensch gewesen sei und manches fromme Auge könnte sich entrüstet von mir abwenden, aber mit Unrecht: nur Derjenige ist ein Bösewicht, welcher von Natur ein Heuchler, ein Dieb und ein Betrüger ist, dem es Vergnügen macht zu stehlen, zu morden und zu betrügen, keinen Falls Derjenige, welcher aus Nothwehr, aus Klugheit und gezwungen die Welt mit ihren eigenen Waffen bekämpft. Wer gegen Diebe ehrlich ist, wird erst recht bestohlen, Betrug ist nur mit Betrug, List mit List, Heuchelei mit Heuchelei zu bekämpfen. Ein sentimentaler Tugendheld thäte besser, sich in einen Kerker einsperren zu lassen, als in der Welt aufzutreten, denn hier wird er nur

verhungern, vergrämen und vielleicht als arger Sünder gehangen, denn wirkliche Tugend ist in der Welt Etwas so Unnatürliches, daß man mit Recht dahinter den leibhaftigen Satan vermuthet. Die Erde ist nicht für Engel gemacht, sondern für Bestien, Menschen und Schlangen, — Engel sind daher als nicht legitimirte Fremde vogelfrei, und es ist ein Glück für sie, wenn sie bei Zeiten von der Polizei sistirt werden, sonst beschmutzen sie ihre weißen Kleiderchen und sterben eines elenden Todes.

Der Kaufmann, welchem ich mich anschloß — es war Einer von denjenigen, die mit den Indianern Handel trieben und gerade der, an welchen ich keine Felle verkauft hatte, so daß er von meinem Reichthum nichts ahnte, war auf dem Rückwege nach Cumana. Ich verstand die Sprache der Indianer, war ein tüchtiger Jäger und erschien ihm als ein anspruchsloser Mensch, einen besseren Diener könnte er sich nicht wünschen und schon oft hatte er mir das Anerbieten gemacht, ihn auf seinen Reisen zu begleiten, wobei ich ein herrliches Leben führen sollte. Herr Strothafen kalkulirte, in mir für wenige Dollars Lohn einen Packesel, einen Beschützer in den Wildnissen und zu Hause einen Stiefelputzer zu finden, den er bei Gelegenheit wieder fortjagen könne. Er versprach mir deßhalb die schönsten Dinge und meinte, in seinem Dienste wäre ich ganz mein eigner Herr und lebte besser wie der reichste Pflanzer.

„Will's einmal versuchen" war meine Antwort, und ohne einen Contract mit ihm abzuschließen, ritt ich mit ihm, vorläufig als sein Begleiter, durch die Prairie nach Cumana. Zum ersten Male in meinem Leben sah ich eine Stadt der Weißen, sah das Meer und die Schiffe, mit welchen sie es befahren. Der Eindruck, welchen Dies Alles auf mich machte, war ein gewaltiger; gegen dies Leben, dies Treiben erschien mir Alles, was ich bisher gesehen, wie die Einöde in der Meta.

Ein unabsehbarer Wasserspiegel, eingefaßt mit einem Kranze von Bergen, deren buntes, herrliches Farbenspiel sich in den Wolken verliert, lag vor mir, der Strom ist mit kleinen Inseln besät, wo er sich in das Meer ergießt und auf diesen zaubert die wilde Natur mit reichem, prangendem Pflanzenschmuck im herrlichsten Colorit Feenbilder heran. Das Ufer strotzt von den prachtvollsten Baumarten der tropischen Welt und unter ihrem schützenden Laube schimmern die Landhäuser der Weißen lieblich hervor. Es wechseln Hütten und Paläste, die Straßen sind eng und schmutzig, aber es lebt und treibt in ihnen wie in einem Ameisenhaufen das bunte Gedränge der Menschen. Man sieht die reichen, mit Geschmeide behangenen Frauen der Weißen in goldenen Sänften, die von Sklaven getragen werden, ihr Gesicht ist von wunderbarer Schönheit, ihr Auge rollt von schmachtender Glut, aber sie sind fett und schmutzig. Es wimmelt von Negern und Weißen, und man hört alle

Sprachen. Die Geistlichen tragen sieben Gewänder von verschiedener Farbe übereinander und sie sind auch daran zu erkennen, daß sie Alle wohlgenährt aussehen, schwitzen und eine salbungvolle Miene haben.

Der Kaufmann bewohnte ein kleines Haus in der Vorstadt, welches ganz besonders schmutzig war. Seine Sklaven kamen uns entgegen und er führte mich zu seiner Frau. Dies war eine kleine fette Person. Die blasse Gesichtsfarbe ward durch die Lebendigkeit ihrer dunklen, feurigen Augen und die schönen weißen Zähne sehr gehoben. Das lange schwarze Haar war mit bunten Bändern aufgebunden und mit duftenden Tuberosen und Jasmin durchflochten. Ellenlange goldene Ketten hingen um ihren Hals; sie trug über dem Hemde nur ein kleines kurzes Röckchen vom dünnsten Mousselin, welches so weit ausgeschnitten war, daß der dunkelbraune Busen und Nacken nicht im Geringsten verhüllt waren. Strümpfe trug sie nicht und das kleine Füßchen war von einem Pantoffel nur so wenig bedeckt, daß man die goldenen Ringe an den Zehen bemerken konnte. Die Nägel an den Händen waren lang und sehr scharf zugespitzt, was für vornehm gilt. Die Dame lag auf einem Divan, eine ganz nackte Negerin fächelte ihr Kühlung zu und eine Zweite kauerte zu ihren Füßen, um ihr, sobald sie danach verlangte, Erfrischungen zu reichen. Ein kleines Bambusrohr lag auf dem Divan und diente dazu, auf dem Nacken der schwarzen Die-

nerinnen zu tanzen, wenn ihre Gebieterin übler Laune war oder ihr das Essen nicht schmeckte. Da es für vornehm gilt, gar Nichts zu thun, so verläßt eine Dame ihren Divan nur, um zu speisen, sich in's Theater oder in's Bett tragen zu lassen. Kleine Züchtigungen vollzieht sie selbst, größere geschehen auf dem Hofe; und nicht selten läßt sie einige Neger während ihrer Mahlzeit durchpeitschen, weil sie eine Sekunde auf den Braten hat warten müssen.

Madame Strothafen erhob sich nicht, obwohl ihr Mann von einer Monate langen, gefährlichen Reise zurückkehrte; sie schlug das Auge auf und reichte ihm die Hand zum Kuß, ein so zärtliches Willkommen, daß Herr Strothafen davon innig gerührt wurde und mit einem kostbaren Ringe ihre große Zehe schmückte, nachdem er seine Lippen auf denselben gedrückt hatte, wofür sie sich mit einem Glück verheißenden Lächeln bedankte.

Die Frau in dieser Art ist eine Waare der Sinnlichkeit. Der Mann heirathet sie mit der Gewißheit, jedes Liebeszeichen durch Geschenke zu erkaufen; sie ist das kostbarste Meubel eines reichen Mannes, weil es mit Gold behangen werden muß und zu seiner Bedienung mindestens ein Dutzend Neger gehören. Diese Frauen kosten mehr Geld als die europäischen, aber weder ihre Liebe noch ihre Eifersucht stört den Gatten. Sie sind ein Luxusartikel und gehören zum Hauswesen des Amerikaners von Guyanna, wie die Bilder in die

Gallerie, der Portier in's Parterre und Tabaksqualm in eine Wachtstube.

Je schöner die Frauen sind, desto mehr kosten sie, denn die Prätensionen steigern sich, und man kann in Guyana den Reichthum eines Mannes nach der Schönheit seiner Frau taxiren, da er sich nicht früher diesen Artikel anschafft, als bis sein Vermögen auf solider Basis beruht.

Madame Strothafen geruhte, mich eines Blickes zu würdigen, der ihren Mann hätte eifersüchtig machen können, wenn sein Appetit und seine Müdigkeit von der Reise ihm Zeit gelassen hätten, sich um meinen Empfang zu bekümmern.

Er sagte ihr, ich sei ein vortrefflicher Jäger und er rechne darauf, daß es mir bei ihm gefiele, flüsterte ihr einige Worte in's Ohr und verließ das Zimmer, um zu speisen und zu schlafen.

Madame winkte mich heran und bot mir ihre Hand zum Kusse mit einem Blicke, welcher mich in Flammen setzen sollte. Sie beugte sich dabei ein wenig, so daß meinem Auge kein süßes Geheimniß ihrer derben Reize durch das Mousselinröckchen verhüllt wurde und ich die duftige Wärme ihres parfümirten Körpers einathmen mußte. Auf einen Wink brachte mir die Negerin einen Sessel und Madame lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen und ihr von den wilden Indianern meiner Heimath zu erzählen. Während ich mein Möglichstes

that, ihre Neugierde zu befriedigen, hatte sie Muße, mit den wollüstigsten Attituden zu kokettiren und mich zu betrachten. Sie that dies mit einer Ungenirtheit, wie sie nur den ganz vornehmen Damen Europa's oder den ganz alten Weibern eigenthümlich ist; Schüchternheit, wenigstens erheuchelte Schaam kennen diese Damen Guyanna's nicht, die es gewohnt sind, ihre schwarzen Mitmenschen wie todtes Eigenthum oder Hausthiere zu benutzen. Ich war sehr bald ihrer satt und schützte Müdigkeit vor, um mich zu entfernen.

Madame war sicher, eine Eroberung gemacht zu haben, denn sie entließ mich mit einem süßen Lächeln; hätte sie oder ihr Gemahl geahnt, was in meiner Seele vorging, so wäre wahrscheinlich die Hausthüre verschlossen worden, denn in Cumana preßt man Menschen ebenso gewaltmäßig zum Dienst, wie es sonst nur den Werbern der englischen Marine eigenthümlich ist. Beide waren jedoch überzeugt, daß ich in den ersten Tagen nicht fortlaufen würde, und Niemand bekümmerte sich um mich, als ich neugierig das Haus in Augenschein nahm und es von Oben bis Unten durchstöberte. Die mit allerhand Flitterzeug, strotzendem Prunk, bestaubten Nippsachen und schmutzigen Teppichen überladenen Zimmer, die schwüle Luft in denselben und vor Allem die Blutstreifen auf den Rücken einzelner Hausneger beschleunigten die Ausführung meines Entschlusses, mich ohne Abschied zu empfehlen. Ich schlenderte

durch den dunklen Corridor, dem Anſcheine nach, um die dort aufgeſtellten ausgeſtopften Vögel zu beſchauen, und ſchlüpfte in einem unbewachten Momente aus der Hausthüre, ſprang in die nächſte Quergaſſe und war bald an dem entgegengeſetzten Ende der Stadt.

Hier ging es wüſt her. Ich war im Matroſenviertel; vor mir lag ein Maſtenwald, — Packträger, Matroſen, Weiber, Kaufleute, Seeoffiziere, Neger und Hunde, Alles wimmelte, ſchrie und tobte durcheinander, ſtieß ſich herum, fluchte — und ich fühlte, daß hier der Centralpunkt der Civiliſation Cumana's ſei. Ich hatte mich nicht getäuſcht. Man feilſchte und betrog einander. Juden, Branntweinſchenken, liederliche Dirnen und Hafenpolizei waren in Maſſe vorhanden. Nachdem ich tüchtig hin- und hergeſtoßen war und die Offiziere des engliſchen Kriegsſchiffes, welches auf der Rhede lag, meine Perſon mit mehren verdächtigen Blicken beehrt hatten, gewahrte ich einen vierſchrötigen Herrn, welcher mit zwei Arbeitern feilſchte, die, nach den Ballen zu urtheilen, welche auf dem Damme lagen, zum Einladen derſelben gedungen werden ſollten. Das Schiff war ein Amerikaner und gefiel mir ſehr wohl, denn es war ſpiegelblank geſcheuert; der Beſitzer, denn dafür hielt ich den breitſchultrigen Herrn, ſprach kurz und entſchieden, ſo daß ich nicht lange zögerte, ihn meine Dienſte anzubieten.

Ich war damals ſchon ſo erfahren, grobe und

kurzangebundene Leute den höflichen lächelnden Herren vorzuziehen: Jene sind streng, Diese sind grausam.

Ich stellte mich vor den Kaufmann hin, denn dafür hielt ich den Amerikaner, welcher sich so eben von den Tagelöhnern abwandte, da er mit ihnen nicht einig werden konnte, wies auf die Ballen und sagte: „Können Sie mich brauchen?"

Er sah mich eine Weile an, als wollte er mich examiniren.

„Hast einen Kammeraden?"

„Nein."

„Brauche noch vier Hände. Das Zeug muß heut noch eingestaut werden."

„Alles?" fragte ich.

„Alles. Muß den Wind benutzen und meine Leute haben genug zu schaffen."

„Werd's allein besorgen," sagte ich, warf mein Rifle auf den Damm und schickte mich an, die Ballen auf's Schiff zu tragen.

Die Tagelöhner lächelten, denn sie glaubten nicht, daß ein so junger, schlanker Mensch wie ich, die Arbeit zwingen würde, denn die Ballen waren sehr groß und es gehört Uebung dazu, sie aufzuladen. Der Amerikaner schaute mir zu, als wolle er zuerst sehen, ob ich der Arbeit gewachsen sei, ehe er mich nach dem Lohne fragte.

Ich hatte in der Plantage Van Heeren's oft genug

größere Ballen getragen um einem armen Neger Prügel zu erſparen. Dieſe waren Spielzeug dagegen. Ich lud einen Ballen auf, trug ihn auf's Deck und packte den Zweiten.

„Wollen handeln," ſagte der Amerikaner, der mich jetzt mit Wohlgefallen betrachtete. „Trägſt die Ballen bis Mittag auf, ich ſehe Du kannſt es. Der Preis?"

„Ich kalkulire," war meine Antwort, „daß es nicht der Mühe werth iſt, davon zu reden. Wenn Ihr mich brauchen könnt, möchte ich auf's Schiff."

Der Amerikaner warf einen Blick auf meine Büchſe. „Was willſt auf'm Schiff?" fragte er.

„Ich will lernen das Ding zu ſteuern, kann jetzt nur ein Canot regieren."

„Kommſt wohl aus den Bergen?"

„Von Maypures."

„Aha! Biſt aus'm Wigwam gelaufen? Meinetwegen. Sollſt Deine Rechnung bei mir finden. — Abgemacht?"

Ich ſchlug ein, er gab mir das Handgeld und ich gehörte zum Schiffe.

In vier Stunden hatte ich die Ballen aufgeladen, welche die Matroſen ſogleich unter Deck brachten. Herr Smith war zufrieden, trat mit mir in eine Schenke und ließ mir Erfriſchungen geben, während er noch einige Tonnen Rum kaufte, die ich hernach auf's Schiff tragen ſollte.

Während ich meinen Appetit stillte, fiel mein Blick plötzlich auf's Fenster und ich sah Herrn Strothafen mit einigen Negern auf dem Damme herumlaufen. Der sucht Dich, sagte mir eine Ahnung, und ich bereuete es, meine Büchse schon in die Cajüte gebracht zu haben.

Er schien sich nach mir zu erkundigen und meine Person zu beschreiben, denn es dauerte nicht lange, so deutete ihm Jemand nach der Schenke, in welcher ich war, und er kam mit seinem Negern hastig auf das Haus zu.

„Herr Smith," rief ich jetzt meinem Patron zu, „es wird einen Spaß geben."

Smith sah mich erstaunt an, aber ehe er mich um Auskunft fragen konnte, trat Strothafen in's Haus und sprang auf mich zu, sobald er mich erblickte.

„Wie kommst Du hierher!" rief er in einem Tone, als spräche er zu einem entlaufenen Neger. „Was soll Das heißen?"

„Guten Tag, Herr Strothafen!" erwiderte ich lächelnd, ohne mich im Kauen stören zu lassen.

„Wer hat Dir erlaubt, das Haus zu verlassen?" schrie er wüthend, denn er mochte es wohl ahnen, daß mein Lächeln mehr bedeutete, als einen Gruß.

„Ich bin hinausgegangen, weil's mir nicht darin gefiel," lächelte ich mit der unbefangensten Miene.

Smith mochte es wohl ahnen, was zwischen uns vorging, denn die Hände in die Seite gestemmt, stellte er sich neben uns hin und schaute zu.

„Hat man je solche Frechheit gesehen!“ schnaubte Strothafen. „Mein Dienstmann läuft fort,“ wandte er sich zu den Umstehenden, „und thut hier, als ob er ein Squarrer wäre.“

„Dienstmann?“ wiederholte ich — „das ist eine Lüge.“

Strothafen streckte die Hand aus, um mich bei der Gurgel zu packen.

„Hand weg!“ rief ich, die Faust erhebend oder — —!

Meine Pantomime war nicht mißzuverstehen. Aber jetzt warf sich auch Herr Smith in's Mittel.

„Kalkulire,“ sagte er, „daß Ihr toll seid. Der Bursche gehört zu meinem Schiffe. Gebt also Raum oder ich lasse Euch zur Kneipe herausladen.“

„Zu Eurem Schiffe? dann hat der Bursche Euch betrogen und das Handgeld gestohlen,“ wüthete Strothafen, „Ich hab' ihn auf ein Jahr gedungen, hab' ihn hergebracht, Handgeld und Zehrung gegeben —“

„Das ist gelogen!“ rief ich aufspringend, und wollte ihn packen, als Herr Smith mir winkte ruhig zu sein.

„Habt Ihr einen Pact mit ihm! Zeigt das Schriftliche —“

Herr Strothafen wurde verwirrt. Aber er besann sich nicht lange. Er winkte seine Neger heran und befahl ihnen, mich zu greifen.

Smith faßte kaltblütig mit seiner rechten Hand in die Brusttasche und zog ein Pistol heraus, das er mit

der gleichgiltigsten Miene aber rasch wie der Blitz spannte und Strothafen vor die Brust hielt.

„Kalkulire," sagte er, „Ihr werdet nicht toll sein und noch eine Secunde hier bleiben. Dort ist die Thüre; der Bursche bleibt mein."

Ich hatte unterdessen dem ersten Neger einen solchen Stoß gegeben, daß den anderen die Lust verging, mich weiter zu belästigen. Strothafen konnte der höflichen Aufforderung Smith's nicht widerstehen und verzog sich, nachdem er mir mit geballter Faust einen Blick zugeworfen hatte, in dem keine Spur von christlicher Liebe zu finden war.

Smith und ich, wir begaben uns jetzt auf das Schiff, der Anker wurde aufgewunden und mit einem lustigen Hohe! stachen wir in den Ocean.

Herr Smith schien es nicht der Mühe werth zu halten, sich von mir über die Anrechte Strothafen's an meine Person Auskunft zu erbitten, was jedenfalls ein Zeichen von klarem Verstande war. Eine Sache, die abgemacht ist, muß man nicht wieder auffrischen, ich konnte seine Fragen eben so gut mit der Wahrheit als mit Lügen beantworten, und er war um Nichts gebessert. Sein Urtheil über mich hatte er bereits gefällt — ich war ein brauchbarer Mensch. Um den moralischen Werth bekümmerte er sich nicht, denn seine Pistolen waren stets geladen, ein Tauende bald gedreht, er war daher sicher, von Niemandem betrogen

oder bestohlen zu werden. Smith hielt es ebenfalls für unnöthig, sich darum zu bekümmern, was ich auf dem Schiffe trieb; er wußte es sehr genau, daß seine Schiffsleute es nicht dulden würden, daß Einer die Hand in die Taschen steckte, während sie arbeiteten. Er ging in seine Kajüte und überließ mich meinem Schicksale und meinem Willen, so weit dieser durch die Fäuste des Steuermannes nicht beschränkt ward.

Das Schiff war ein rüstiger Segler, pfeilschnell durchschnitt es die Wogen und bald war die blaue Küste nur ein lichter Streifen am fernen Horizonte. Die Bemannung bestand aus einem Steuermann und acht Matrosen, bärtige Kerle mit braunen Gesichtern, robusten Armen, flink nnd rüstig. Die Leute machten nicht viel Worte, tranken desto mehr Cognak und verrichteten ihre Arbeit, ohne daß es einer Ermunterung bedurft hätte.

Auf dem Deck stand eine Kanone. Ich beschaute dies glänzende Ungethüm mit einem Gemisch von Neugierde und Verachtung, denn ich sah wohl, daß das Ding eine Schußwaffe war, aber ich wunderte mich, daß die praktischen Leute ein so unbeholfenes, schwerfälliges Ding statt der Büchsen benutzten. Auf meine Frage, wozu die große Rifle da sei, lachte man statt der Antwort und ich schämte mich eine kindische Neugierde verrathen zu haben.

Den Matrose lauschte ich bald ihre Handthirungen

ab, ohne daß mir Jemand die Kunststücke gezeigt hatte. Der Steuermann, welchem meine Wißbegierde zu gefallen schien, lehrte mich den Kompaß benutzen und schloß mir die Geheimnisse seiner Kunst auf, so daß ich bald in der Schiffsführung zu Hause war und überall mit Hand anlegen konnte.

Das einzige Räthsel blieb für mich immer noch die Kanone auf dem Deck, aber auch ihr Gebrauch sollte mir enthüllt werden. Ich sah an einer Stelle das Meerwasser kochend aufbrausen, sich erheben und einen dicken schwarzen Rauch ausstoßen. Ein dumpfes Geräusch und Röhren von Wasser stiegen auf und aus den Wolken hernieder, das Wasser schlängelte sich hinauf, die Säule ward immer dicker und kam mit donnerndem Brausen auf uns zu. Es regnete und blitzte, das Meer schlug hohe Wellen und das furchtbare Meteor drohte uns zu verschlingen und in die Wolken zu schleudern.

Die Matrosen luden die Kanone, ich sah einen Blitz, hörte einen furchtbaren Knall und — als sich die Rauchwolken verzogen, hatte sich die Wassersäule mit einem mächtigen Regenguße in die Fluth gestürzt. Ich habe später die Wirkung von Geschützen aller Art gegen Mauern, Schiffe und Menschen gesehen, aber niemals hat sie einen solchen Eindruck auf mich gemacht wie hier.

Durch ein Labyrinth von Klippen und Felsen näherten wir uns dem westindischen Archipel. Um die

grünen Eilande herum ist das Wasser spiegelklar, das Schiff schwimmt auf einer krystallenen Flüssigkeit, in welcher es wie in der Luft zu schweben scheint, denn das schwindelnde Auge erblickt unter sich den Meeresboden und auf dem reinsten Sande wimmelt tausenderlei Gewürm: Seeigel, Seesterne, Seeschnecken und vielartige Fische von den schönsten Farben. Das brennendste Roth, das reinste Blau, Grün und Gelb spielt hier nebeneinander. Man schwebt über ganzen Waldungen von herrlichen Seepflanzen, von Georginen, Korallen und allerlei Schwammgewächsen hinweg, die durch ihre Farben das Auge ergötzen und von den Wellen sanft hin und her gewiegt werden, wie ein blumenreiches Gefilde. Man glaubt die Pflanzen mit der Hand erreichen zu können und das Wasser hat eine Tiefe von 60 Fuß.

In deutlich gesonderten Gruppen liegen viele hundert Inseln da, man schwimmt durch sie, wie durch eine große Wiese, welche von den klarsten Bächen und schönsten Gebüschen durchschnitten wird. Das herrliche Grün, die Menge und die Majestät der sie beschattenden Bäume, das Farbenspiel der Vögel und das Schimmern der weißen Felsen gewährt einen feenhaften Anblick.

Wir durchschifften den blauen Golf von Mexiko und liefen endlich in den Hafen von Neu-Orleans ein, welcher Ort das Ziel unserer Reise war.

Das Leben und Treiben in dieser Stadt hatte

ein ganz anderes Ansehen als das in Cumana. Die Leute waren geschäftiger und doch behaglicher, man sah es ihnen an, daß der regsame Handel gute Früchte trug und daß sie diese Früchte zu genießen wußten. Was mir auffiel, war, daß ich außer den Negern auch Indianer unter den Weißen bemerkte, welche sich frei und unangefochten hier herum bewegten, da die Colonisten mit ihnen Handel treiben.

Smith führte mich in seine Wohnung — er war Kaufmann und Schiffseigenthümer — zeigte mir seine Pflanzungen und Waarenlager und als wir Alles besichtigt hatten, fragte er mich plötzlich, ob ich mich an seinem Geschäfte betheiligen wolle.

Ich war von der Frage überrascht. In seinen Augen konnte ich nichts anders sein, als ein brauchbarer Dienstmann, der sich ziemlich zu jeder Arbeit paßte, er hatte mich während der Reise zwar sehr genau beobachtet, aber meine Lederkatze mit Dollars konnte er nicht gesehen haben, denn ich trug sie um den Leib, und da ich mich jeder, selbst der geringsten Arbeit unterzog, konnte er unmöglich errathen, welche großartigen Pläne in meinem Herzen schlummerten.

Er mochte aus meiner verwunderten Miene errathen, daß ich die Ursache seiner Frage um so weniger begriff, als wir einen Pact abgeschlossen hatten, wonach ich sein Dienstmann war und dieser noch nicht sein Ende erreicht hatte.

„Seid ein Bursche, der's hinter den Ohren hat," sagte er, „hab's bemerkt, Ihr liest dem Strothafen fort, weil bei ihm Nichts zu machen ist. Wollt selbst in's Zeug gehen wie ein echter Amerikaner, und da habt Ihr Recht. Kann solche Leute brauchen. Kalkulire, daß mein Geschäft gut ist, und für Euch genug abfallen wird. Sollt Eure Procente haben, und wenn Ihr bei Kassa seid, könnt Ihr Euer Geld hineinstecken. Wollt Ihr?"

„Herr Smith," entgegnete ich, „vorerst wollen wir unsern alten Pact besprechen. Soll es damit zu Ende sein?"

„Ja. Werde Euch die Dollars geben, aber es soll mich freuen, wenn Ihr bei mir bleibt."

Ich ließ mir die Summe auszahlen, der Pact wurde zerrissen, und nun fragte ich ihn, wie hoch er sein Geschäft taxire.

Smith nannte eine Summe, welche etwa der dreifache Betrag meines Reichthums war. Ich schnallte meine Lederkatze ab, und er war nicht wenig erstaunt, mich im Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens zu finden, dessen Zuschuß ihn in den Stand setzte, sein Geschäft bedeutend zu vergrößern.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Das Manuscript des Amerikaners enthielt jetzt sehr weitläufige geschäftliche Dinge, deren kurzer Inhalt dar-

auf hinauslief, daß Herr Humbug sehr richtig kalkulirt hatte, Smith's Compagnon zu werden, denn er wurde durch glückliche Speculationen ein reicher Mann. Bei Gelegenheit von Geschäftsreisen lernte er die nördlichen Staaten Amerika's kennen, und seine Handelsverbindungen wurden immer umfangreicher. Als nach etwa fünf Jahren Herr Smith einem Fieber erlag, wurde Humbug sein Erbe, und ward dadurch einer der reichsten Männer Louisiana's. „Ich" — so erzählt er weiter, hatte jetzt mein Ziel erreicht und war ein Mann, dessen Verwandtschaft sich Niemand zu schämen braucht, weshalb ich beschloß, meinen Vater aufzusuchen. Ich hatte bisher damit gezögert, weil ich den Stolz der Weißen kenne, und nicht gern als ein Bettler vor meinem Vater erschienen wäre, dessen Name immer bekannter wurde, obwohl er in der alten Welt lebte, und die Amerikaner von den Leuten jenseit des Oceans nicht viel halten. Der Name Humboldt wurde sogar von Betrügern ausgebeutet, die sich für Verwandte und Schüler von ihm ausgaben, bis man sie entlarvte, und ich hielt es daher geheim, daß mein Name nicht Humbug allein sei, sondern daß ich auch Humboldt hieße, damit man nicht glauben sollte, ich wolle darauf speculiren. Auch wollte ich meinen Vater überraschen, der gewiß meine Mutter innig geliebt hat, denn er hat unter den Weißen kein Weib genommen, und man erzählt nirgends davon, daß er eine Liebschaft gehabt habe,

so viel Erkundigungen ich auch über ihn einzog. Bevor ich mich jedoch nach Europa einschiffte, trieb mich die Neugierde, zu erfahren, was aus Maria geworden sei, nach dem Orinoco zurück. Ich ließ meinen besten Schnellsegler ausrüsten und steuerte durch das bekannte Fahrwasser nach Cumana. Zehn Jahre waren vergangen, seit ich hier Smith kennen gelernt und mein Aeußeres war so verändert, daß ich sicher war., von Niemandem wiedererkannt zu werden. Ich ging nach der Vorstadt um Herrn Strothafen aufzusuchen, dem ich noch für sein niederträchtiges Ansinnen Revanche schuldig war. Ich hatte mir einige Wechsel von ihm besorgt und hoffte, daß es ihm Unannehmlichkeiten machen würde, sie einzulösen. Das Aeußere des Hauses hatte sich nicht im Geringsten verändert, ich erkannte es sogleich wieder, und trat in den schmutzigen Corridor. Ein entsetzliches Geheul drang aus dem Hofe zu mir, und zitternd gestand mir der Hausneger, welchen ich nach der Ursache desselben fragte, Madame Strothafen lasse zwei Negerinnen auspeitschen, weil sie bei ihrer Toilette die grauen Haare im Scheitel der Madame nicht hinreichend zu verbergen gewußt hatten. „Sehr böse sein Massa's Herrin, weil Massa macht schlechte Geschäfte."

„Herr Strothafen ist also verreist?" fragte ich.

Der Neger nickte ein Ja, und ich eilte die Treppe hinauf um eine Bitte für die armen Negerinnen bei

Madame einzulegen, deren Schmerzensgeschrei mich mit Grauen erfüllte. Aber was ich sah, nahm mir jede Hoffnung meine Bitte erfüllt zu sehen. Die fette Dame hatte sich in einem Lehnstuhl an das offne Fenster rollen lassen, um der Execution zuzusehen, und sie war so in das entsetzliche Schauspiel vertieft, daß sie meinen Eintritt nicht eher bemerkte, als bis ich sie anredete.

„Wie kann eine schöne Dame so grausam sein," sagte ich, um sie durch Schmeichelei milder zu stimmen, „darf ich um Gnade für die armen Dinger bitten?"

„Sie wand den Kopf langsam zu mir herum, schaute mich wie über meine Dreistigkeit entrüstet groß an und da sie bemerkte, daß ich das Aeußere eines Gentlemans hatte, so winkte sie mir, Platz zu nehmen.

„Ich komme in Geschäften," sagte ich, stehen bleibend, „und höre, daß Sie in Abwesenheit Ihres Gemals denselben vertreten." Damit präsentirte ich ihr drei fällige Wechsel à 500 Dollars, ein Anblick, der sie sehr unangenehm zu überraschen schien.

„Wollen Sie nicht die Execution unterbrechen lassen," wiederholte ich meine Bitte, „das Geschrei der Mädchen stört unser Gespräch."

„Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thue," entgegnete sie mit einem süßlichen Lächeln, „so will ich eine Viertelstunde pausiren lassen," damit winkte sie einer Negerin, welche sogleich verschwand, und das Geschrei auf dem Hofe verstummte.

„Sie scheinen ein sehr weiches Herz zu haben," sagte sie, sich zu mir wendend, wobei sie durch eine scheinbar zufällige Bewegung ihren Shawl fallen ließ, so daß ich wiederum ihre dunkelbraunen Reize erblickte — „es ist mir, als hätte ich Sie schon einmal gesehen —"

„Ihr Name?"

„Smith-Humbug et Co." lächelte ich, ihr wiederum die Wechsel präsentirend.

Sie versuchte es noch mehr, von ihren Reizen zu enthüllen, noch verführerischer zu lächeln, und bat mich doch zuerst mit ihr einen Imbiß einzunehmen, bevor wir das Geschäft abmachten.

Ich verstand ihre Absicht sehr wohl, entschuldigte mich mit Mangel an Zeit und bat sie, mir das Geld auszuzahlen, oder sich auf andere Weise mit mir zu arrangiren.

Madame sah ein, daß ihre Reize keinen Zauber ausübten und war damit zufrieden, daß ich ihre sämmtlichen Neger und Negerinnen bis auf vier Stück statt der Zahlung annahm, wobei sie ein sehr gutes Geschäft machte, denn der Werth derselben in ihrem verhungerten und verprügelten Zustande betrug kaum die Hälfte meiner Forderung, ich war jedoch froh; die unglücklichen Wesen der Herrschaft dieser Megäre zu entziehen, was ich ihr grade herausſagte, als der Handel abgeschlossen war. Sie wurde blaß vor Aerger und

bebte vor Wuth als ich sie bat, ihren Gatten von mir zu grüßen, ich sei derselbe, der sich schon vor zehn Jahren dem Vergnügen seiner und ihrer Gesellschaft entzogen hätte.

In der Hoffnung, Herren Strothafen noch zu begegnen, machte ich mich mit meinen Negern und einem Theile der Neuangekauften auf den Weg nach der Missionsstation, um meinen alten Freund und Lehrer Rosalba aufzusuchen.

Das Glück war mir günstig. Bei der zweiten Tagereise durch die Prairie hörte ich Flintenschüsse, und als ich die Richtung nach denselben einschlug, erkannte ich schon von Weitem Herrn Strothafen, welcher einige Vögel zu seiner Abendmahlzeit schoß.

Herr Strothafen war nur von wenigen Negern begleitet, deren Pferde mit Fellen beladen waren und er war nicht wenig betroffen, seine Hausneger im Gefolge eines ihm wildfremden Mannes zu sehen. Ob er mich für einen Dieb hielt oder nicht, er griff wie mechanisch zur Flinte, aber ich kannte Herrn Strothafen zu gut, um auf ein solches Willkommen nicht vorbereitet gewesen zu sein.

„Lassen Sie die Flinte, wo sie ist," rief ich, ihm die gespannte Pistole entgegenstreckend; setzte ihm alsdann die Lage der Dinge auseinander und schloß damit, daß er mir noch aus früherer Zeit her Genugthuung schuldig sei.

Strothafen riß die Augen weit auf, erkannte mich plötzlich und fing an, jetzt wirklich für sein Leben zu zittern.

Ich setzte ihm die Pistole auf die Brust, sein Antlitz ward kreideweiß und er bat um Gnade.

Nun riß ich ihm die Flinte aus der Hand, feuerte sie ab und warf sie in's Gras, dann gab ich meinem Pferde die Sporen und ritt lachend davon. Er war durch den Schreck hinreichend bestraft und ich hatte ihn für einige Minuten unschädlich gemacht, denn als er sich wieder erholt, seine Flinte aufgesucht und geladen hatte, war ich schon zu weit entfernt, als daß ein so schlechter Schütze, wie Strothafen, mich getroffen hätte.

Die Kugel pfiff über meinen Kopf hinweg, ich wandte mein Pferd und erwiderte den Abschiedsgruß mit einem besseren Schusse, denn ich sah ihn gleich darauf zu Boden stürzen.

Lächelnd ritt ich davon. Er hatte die Strafe für seine Undankbarkeit weg und ich gestehe, daß sie grausam war, denn ein so schlechter Schuß wie der seine hätte blos ein Hohngelächter verdient.

Die Missionsstation lag wieder vor mir und ich schämte mich nicht der Gefühle, welche der Anblick dieser alten Häuser, in denen ich so viel Gutes genossen hatte, in mir wach rief. Obwohl ich den Glauben an Dankbarkeit für eine unglückliche Schwäche von Leuten halte, die aus der Erde partout ein Paradies ma-

chen wollen, so habe ich dies Gefühl doch nie in meiner Brust erstickt — freilich bin ich aber auch niemals ein solcher Thor gewesen, dies Gefühl in Worte zu kleiden, wobei man immer als ein Dummkopf oder als ein Narr erscheint. Gefühle soll man nie anders, als durch Thaten ausdrücken. Die Sprache hat der Mensch ja doch nur meist dazu, seine wahren Gedanken zu verbergen und Andere irre zu leiten. Der Gelehrte verliert an Achtung, wenn er viel spricht, denn er kann nicht fortwährend Neuigkeiten bringen. Die Worte des Verliebten sind entweder zu flach oder zu tief für den Grad seiner Leidenschaft; um ein Gefühl auszudrücken, muß man die Worte berechnen und dazu braucht man den Verstand, welcher immer wie ein Vampyr dem Herzen die Gluth aussaugt. Das Gefühl spricht mit dem Auge und mit Thaten — der Verstand mit Worten. Das Sprechen ist überhaupt eine gefährliche Zugabe für den Menschen, die klügsten Leute in der Welt sprechen am wenigsten, die gelehrtesten am meisten und gelten daher niemals für die Klügsten. Gelehrte und Narren stehen ziemlich auf gleicher Höhe, dem Einen verdreht das todte Wissen den Kopf, dem Anderen der kalte Verstand, welchen kein Geist erwärmt; Beide lachen tonlos, sind isolirt und kommen niemals aus ihren Lumpen heraus.

Rosalba — Was knüpfte sich nicht Alles für mich an diesen Namen! Wäre er ein klein Wenig raffinirter

und nicht so gutmüthig dummehrlich gewesen, dann hätte er mich damals zu einem Jesuiten gepreßt und ich wäre ein Sbirre der streitbaren Kirche geworden; hätte pro majorem Dei gloriam die Hände gefaltet, Seelenhandel getrieben und — — — doch ist nicht jeder Mensch ein Jesuit, vorzüglich der Kaufmann? Die Tendenz — der Egoismus — leuchtet überall hindurch, nur hier materieller als dort.

Rosalba! Ihm verdankte ich die Kenntniß der Sprachen, der Wissenschaften und vor Allem jenes Meisterstücks der Civilisation: der Rechenkunst von Zinseszins. Wie hübsch er mir das Alles zeigte in der friedlichen Zelle und sein dickes Gesicht so selbstvergnügt lächelte, wenn ich die Kniffe gelehrig in mir aufnahm, ohne zu ahnen, daß sie da draußen wie kleine Teufelchen herumspuken. Wissenschaft und Zahlen — Beides eine gespenstische Macht, die der Kluge ausbeutet und seine Kartenhäuser darauf baut; die Systeme der Wissenschaft, sind sie Etwas Anderes, als der vierfache Credit auf ein Wenig baare Münze? und Frechheit, dreistes Selbstbewußtsein, eitler Glaube an sich selbst sind die Hebel, welche das Gebäude emporheben aus der Nacht der Alltäglichkeit. Was weiß der Mensch von der Erde, von den vergangenen Jahrtausenden, von sich selbst — ein Körnchen Weisheit ist da und Tausende schmieden das Gold zum Flitterputz ihres Weihnachtsbaumes, der das System ihrer Glorie ver-

sinnlicht. Ihr Heiland ist die Blindheit der Welt — ewig neugeboren und die bequeme Leichtgläubigkeit, welche sie immer von Neuem erlöst. Credit, und immer wieder Credit! Was gilt es dem Schwindel von Millionen, wenn ein Thor Bankerott macht — die Geier wittern das Aas — Concurs — neuer Schwindel: die Welt muß und will durchaus betrogen sein, das Gewöhnliche schmeckt ihr nicht mehr, sie will Hautgout — wer glaubt noch an einen Gelehrten, wenn sein Name noch keinen Skandal gemacht, an einen Dichter, der noch keinen Ruf hat, an einen Stadtrath, der noch keinen Orden hat, an einen Arzt, der noch keinen Todten zum Leben erweckte, an einen Kaufmann, der nicht mit Summen spielt, welche gar nicht existiren? Solidität ist in jeder Beziehung veraltet, unmodern, trivial; das Unglaubliche ist allein noch glaublich, das Unnatürliche interessant, das Ungeheure noch werth, beachtet zu werden. Dem Großen geht Alles durch, ihnen glaubt man Alles und sie machen nur dann Bankerott, wenn sie aufhören, dem Schwindel zu huldigen, auf welchen alle Achtung der Welt sich basirt. Man will keinen Gelehrten — Humboldt — er muß eine Akademie sein, und sein Stern würde erlöschen, wenn er erklärte, daß er wirklich nur von menschlichen Eltern gezeugt sei, daß sein Wissen durchaus nichts Unnatürliches habe und begrenzt sei — der Mensch will etwas Spuk, dann betet er an. Wehe der Größe, die den

Spuk verachtet, sie wird erst nach dem Tode anerkannt, ausgebeutet und ist dann ein Opfer des Schwindels, wenn die Anderen, welche ihn genossen, längst vergessen sind. Schwindel ist die beste Speculation, die Einzige, welche noch gilt; baue Dein Haus auf Credit, auf den Credit der Dummheit und es steht fester als auf Felsen, denn die Dummheit der Menschen wird kein Erdbeben erschüttern. Das große Schwindelreich Napoleon's sank, sobald er aufhörte, an seine Unfehlbarkeit und Unbesiegbarkeit zu glauben, der Halbgott hatte die triviale Idee, plötzlich ein einfacher Kaiser sein zu wollen, wie ihn die Legitimität producirt, und ergriff diesen Gedanken bei seiner am meisten prosaischen Seite — er schuf Höflinge, heirathete eine Prinzessin und sagte: nicht mein Schwerdt, sondern die Mutter macht meine Erben legitim. Er verhöhnte sich selbst, seinen Ruhm und — machte Bankerott. Sollte jemals ein zweiter Napoleon dies Schwindelreich erneuern, er kann es fester gründen. Wie der Pabst die Gedanken lange Zeit in einer Seelenmonarchie tyrannisirte, bis er selbst den Glauben an die Macht des Aberglaubens verlor, so muß der jetzige Weltbeherscher sein Reich auf den Schwindel basiren, er muß ein Hirngespinst schaffen, welches den Credit centralisirt; und je tiefer er speculirt, je frecher er auf die Dummheit baut und die Feigheit knechtet, desto sicherer wird sein Thron bestehen. Spuk und Schwindel regieren die Welt und

wer sie nicht mit Füßen tritt, und sie ausbeutet, dem setzt sie den Fuß auf den Nacken. — Die Zeiten der Poesie sind vorbei, das Mittelalter liegt in Trümmern und man legt den Schienenstrang über die geschleiften Ruinen des Männerstolzes. Im Osten allein giebt es noch Reiche, weil der Wurm der Zeit dort noch nicht das Band zerfressen hat, welches die Familie umschlingt. Ich bin neugierig, sie zu sehen — —

Rosalba — da stand er vor mir und breitete die Arme aus. Wie herzlich hieß er mich willkommen! er freute sich wie eine Mutter über mein mannbares Aussehen und er war stolz wie ein Vater, als ich ihm meine Erlebnisse mittheilte, die mich zu einem reichen Manne gemacht hatten. Der Reichthum war ja die Hauptsache — der fromme Mönch hielt nicht viel von Tugenden, denn er besaß sie Alle, nur das Geld fehlte ihm, und hierdurch war ich etwas Apartes in seinen Augen. Was gilt ein guter, ehrlicher Mensch, wenn er arm ist! Morgen kann ihn die Noth zu einem Verbrecher machen und wird er's nicht, so dankt es ihm kein Mensch — er hat ja dann nur seine Schuldigkeit gethan. Aber reich sein und trotzdem ein gutes Herz besitzen, das gilt Etwas, denn man braucht ja alsdann nicht wohlthätig, wohlwollend und herzlich zu sein — Tugenden sind nur schätzbar, wenn man die Mittel besitzt, sie durch Thaten geltend zu machen. Ich schenkte dem Kloster meine Neger, die ich Strot-

hafen weggenommen, und benachrichtigte Rosalba, daß für ihn eine ganze Schiffsladung guter Weine, Delikatessen, Bücher und Raritäten unterwegs sei, so daß er mich immer wieder an seine fette Brust drückte und mich beinahe durch seine Freude- und Dankesbezeugungen erstickte.

Von Rosalba erfuhr ich, daß Van Holk der Gatte Maria's geworden sei und auf der Pflanzung als unumschränkter Regent herrsche, obwohl Van Heeren keineswegs zur ewigen Ruhe eingegangen sei. Ich merkte es aus seinen Worten, daß Marie nicht zu den glücklichsten Gattinnen gehörte, befragte ihn jedoch nicht über diesen Punkt, denn es zog mich ja hinüber, sie mit eigenen Augen zu schauen, bevor ich den Welttheil, vielleicht für immer — verließ.

Rosalba versicherte es mir, daß man mich auf der Pflanzung schwerlich wieder erkennen werde, er selbst wäre über meine Person im Zweifel gewesen, wenn nicht mein herzlicher Gruß ihn an seinen alten Schüler erinnert hätte. Um mein Incognito vollständig zu sichern, sandte ich einen Neger voraus, welcher den Besuch des Kaufmanns Smith ankündigen sollte, der das Land bereise, um Baumwolle zu kaufen. Der Bote kehrte mit einer Einladung auf mehrere Tage zurück und ich ritt den bekannten Weg — durch den Wald, in welchem ich einst geblutet! — der Pflanzung zu.

„Sie ist verheirathet!" die Worte hatten mich nicht überrascht, denn ich konnte ja nichts Anderes erwarten,

und wäre sie auch noch ledig gewesen, ich hätte nie daran gedacht, ihr jetzt meine Hand anzutragen, denn ich liebte sie nicht mehr.

Nein, ich liebte sie nicht — vielleicht war es sogar Haß, was meine Brust bewegte, als ich erfuhr, daß sie nicht glücklich sei, denn ich freute mich darauf, es zu sehen, daß sie litt. Ich hatte sie idealisirt — wie der Jüngling es immer thut — ich allein war Schuld an dem Betrug, als ich mich getäuscht sah und in dem vermeintlichen Engel ein ganz gewöhnliches Weib fand — aber sie war doch die Ursache dieser Täuschung gewesen, es war immer ihre Schuld, daß ich zu früh enttäuscht wurde und mich lächerlich gemacht hatte. Nichts ist beschämender für einen Mann, als das Gefühl, seine Perlen in den Koth geworfen zu haben — Perlen, welche er sonst Niemandem zeigt, die ihm heilig sind. Und was das Teuflischeste ist: die Weiber vergessen es nie, daß man sie geliebt hat — sie schwelgen in der Erinnerung, wenn das Unglück sie den Werth der Perlen kennen gelehrt hat, die sie einst fortgeworfen haben. Ein abgewiesener Liebhaber macht die spätere Ehe des Weibes unglücklich, denn sie denkt bei jeder Gelegenheit an ihn und Jener weiß das — er weiß es, daß sie ihn jetzt liebt, wo es zu spät ist. Es giebt nichts Nichtigeres, als die Weiber zu einer passenden Ehe zu zwingen, denn ein Mädchen ist gewöhnlich noch zu jung, zu phantastisch oder zu eitel, um eine

richtige Wahl treffen zu können, sie giebt so lange Körbe, bis sie sich endlich Demjenigen ihrer Liebhaber an den Kopf wirft, der am wenigsten von Allen werth ist. In der Ehe kommt es hauptsächlich darauf an, daß der Mann das Weib liebt, sie gewöhnt sich an ihn, er erzieht sie sich, das Weib soll ihn achten, ihm gut, aber nicht in ihn vernarrt sein. Der Mann, der sich heirathen läßt, wird nie ein guter Gatte sein, ebensowenig Derjenige, welcher andere Interessen als die der Liebe verfolgt. Er gewöhnt sich viel schwerer an die Frau, als sie an ihn. Achtung ist bei ihr, Liebe bei ihm die Hauptsache. Die Liebe des Mannes zum Weibe muß stark sein, denn es geht mit ihrer Temperatur gewöhnlich bergab zur Freundschaft, während die Liebe im Herzen des Weibes eine Kohle ist, welche — einmal angezündet — von dauernder Gluth ist und bald ihr ganzes Wesen durchglüht.

Ich sah die Plantage vor mir liegen. Hätte mich das Schicksal nicht hinausgeworfen, wäre ich der Gatte Maria's geworden — wahrscheinlich besäße ich jetzt einen runden Bauch, ruhte schläfrig auf einem Divan und gähnte bei dem Gedanken an die Baumwolle — ich hätte nicht meiner Arbeit Alles zu verdanken was ich war, sondern einem Weibe. — Gott sei Dank, dachte ich — es ist nicht so, Du bist frei, bist ein Mann — hättest Du damals nur nicht die Dummheit begangen, ihr Deine Liebe zu gestehen!

Und dennoch pochte mein Herz, als ich durch das Thor ritt, als ich das Fenster sah, indem ich sie zuletzt erblickt — wie der alte Wilkins mich mit seinen treuherzigen Augen anstarrte, als käme ich ihm bekannt vor — und ich seine Stimme wieder hörte, die noch so herzlich und zutraulich klang, wie damals —

Ich trat in's Haus, Herr Van Holk kam mir entgegen und führte mich mit vielen Complimenten in sein Zimmer, es war dasselbe, welches früher Van Heeren gehörte — er war sehr dick geworden, der Ausdruck der Härte in seinem Gesichte war noch schärfer, kälter — sein Aussehen erklärte hinreichend, daß weder Maria noch sonst Jemand auf der Plantage sich wohl fühlen konnte.

„Sie kommen aus dem Süden?" begann er die Unterhaltung, nachdem die Neger uns mit Cigarren und Erfrischungen versorgt hatten.

„Nein, aus dem Norden. Aus Louisiana."

„Ei, ist dort die Baumwolle theuer geworden?"

„Das nicht. Ich reise zu meinem Vergnügen und mache nur Einkäufe, um nicht ganz unnütz zu reisen. Haben Sie Vorräthe?"

„Bedeutende — aber ich stehe schon in Unterhandlung."

„Das bedauere ich sehr. Habe viel Gutes von Ihrer Wolle gehört."

„Sie ist vortrefflich. Vielleicht können wir uns noch einen."

Ich bat ihn, mir Vorschläge zu machen und bemerkte bei seinem ersten Angebot, daß er mich für einen Narren hielt, der mit leichter Mühe zu prellen sei. Ich that ihm den Gefallen, mich dumm anzustellen — und die Hoffnung, ein gutes Geschäft zu machen, ließ sein Herz aufthauen, so daß mir seine Freundlichkeit immer widerlicher wurde.

Endlich kam die Mittagszeit heran. „Ich werde das Vergnügen haben," sagte er, „Sie meiner Frau vorzustellen."

„Ah — Sie sind verheirathet!"

„Ja." Dies Ja klang beinahe wie ein Seufzer.

„Ist Ihre Gemahlin hier aus der Gegend?" fragte ich weiter.

„Ja — hm — sie ist hier geboren. Die Pflanzung gehörte ihrem Vater."

„Ah so," lächelte ich, „und Sie haben Ihren Schwiegervater beerbt — es ist eine schöne Pflanzung — ist der Herr Schwiegerpapa schon lange todt?"

Van Holk erröthete flüchtig und warf mir einen Blick zu, der es aussprach, wie unangenehm ihm meine Frage war.

„Er lebt noch," sagte er mit unruhiger Hast, „ich führe blos die Geschäfte. Aber — wollen wir uns nicht zum Essen begeben?"

Damit erhob er sich. Ich folgte seinem Beispiele

und wir traten in den Eßsaal, wo Maria bereits unserer harrte.

Maria! — wie hatte sie sich verändert! ich erschrak beinahe vor ihrem Anblicke und wähnte, mich in der Person zu täuschen, bis ich den Blick ihres Auges wiedersah, ihre Stimme hörte und nicht länger daran zweifeln konnte, die Geliebte meiner Jugend wiederzusehen.

Das schlanke, graziöse, leichtfüßige Kind, war eine dicke, runde Person geworden. Die früher so blühende Wange war bleich — das sprühende Auge matt geworden, das Fleisch ihrer Wangen hatte etwas Schwammiges, ihr ganzes Wesen war schläfrig, müde und ein Zug des Leidens, der Trauer, tiefgefurcht war der einzige geistige Ausdruck, den ihr Antlitz von seiner frischen Schönheit bewahrt hatte. Zwei ungezogene Knaben sprangen im Zimmer umher und begafften mich, als ich eintrat, während ein schüchternes, etwa eilfjähriges Mädchen von kränklichem Aussehen, sich scheu an die Mutter schmiegte und mich mit ihren großen blauen Augen halb verlegen, halb treuherzig ansah —

Es war mir zu Muthe, als hätte ich Thränen vergießen können, und ob ich sie damals haßte und vor Wuth bebte, als sie mich fortgehen hieß — eine solche Zukunft hätte ihr die Rache ihres tödtlichsten Feindes nicht wünschen können. Diese Stubenpflanzen, ihre Kinder — der kalte Heuchler, ihr Gatte, sie selbst ein

verbleichtes, freudloses Geschöpf — ihr Leben ohne Poesie der Ehe, der Liebe des Mutterglückes — es war entsetzlich.

Man sah es ihr an, daß der Wille ihres Gatten sie tyrannisirte, jedes Wort verrieth es. Die Knaben waren verzogen, eigensinnig, hatten keine Liebe zur Mutter, nur Furcht vor dem Vater und versprachen dereinst eine Geißel der Sklaven einer Negerplantage zu werden; das Mädchen war welk und siech. Was ich hörte und sah wird mir unvergeßlich bleiben, ich mag es nicht aufzeichnen und schaudere vor dem Gedanken an die Leiden der armen Frau, die sie ausgestanden haben mußte, bis sie so tief sank, so apathisch, ein solches willenloses Wesen wurde, wie Herr Van Holk es zu seiner Hausfrau bedurfte.

Was war die Ursache eines solchen Kampfes gewesen, der nur mit der gänzlichen Niederlage Maria's endete, der ihren ganzen Stolz, ihre Würde, ihr Gefühl ersticken mußte, um sie zu unterwerfen? ein Weib wird nicht leicht so ganz gebrochen und sie wappnet sich nur zu ernstem Kampfe, wenn man sie zu sehr mit Füßen tritt, wenn es ihr Gefühl empört, sich zu unterwerfen — Marie hatte gekämpft, mußte hart gekämpft haben um so gebrochen zu sein. Die Ursache sollte mir nicht lange fremd bleiben.

Schon beim Essen hatte es mich gewundert, Van Heeren nicht erscheinen zu sehen; als ich Maria nach

ihrem Vater fragte, bebte sie zusammen, Van Holk sagte kurz, er sei krank und die beiden Knaben lächelten verstohlen.

„Heute ist er eingesperrt," flüsterte der Eine.

„Er heulte, daß ich nicht schlafen konnte!" zischelte der Andere.

„Sie müssen erfahren," bemerkte Van Holk, als er mein betroffenes Wesen sah, denn ich konnte meine Empörung kaum bemeistern, „daß der Vater meiner Frau an einer Geisteszerrüttung leidet — die Neger empörten sich eines Tages und wollten ihn ermorden. Seit dem Tage ist er wahnsinnig. Maria, das Fleisch ist zu sehr gepfeffert, iß nicht davon."

Die arme Frau dachte nicht daran, zu essen, sie zitterte so heftig, daß ich fürchtete, sie werde jeden Augenblick ohnmächtig zusammenbrechen.

Van Holk stieß einen leisen Fluch aus, murmelte Etwas von schwacher Constitution, Fieber u. s. w. und brachte das Gespräch auf ein gleichgültiges Thema.

Es war mir aufgefallen, daß er mich, während die Rede von Van Heeren war, mehrmals scharf fixirte.

„Sie sind in Louisiana geboren?" fragte er mich plötzlich.

„Ja, in New-Orleans," war meine Antwort.

„Und sind niemals früher in diese Gegend gekommen?"

„Nein."

Ich sagte dies in einem so festen Tone, daß er von der Wahrheit meiner Antwort überzeugt zu sein schien, nichts destoweniger begegnete mein Auge noch öfter seinem lauernden Blicke und ich ahnte, daß er mir nicht recht trauete.

Nach Tische spielten wir Karten; Maria hatte sich entfernt und der Abend wurde mir entsetzlich lang, denn ich brannte vor Neugier, ihr Schicksal aus ihrem eigenen Munde zu hören. Wir spielten hoch, ich bemerkte es, daß Van Holk meine Zerstreuung benutzte und mich auf die frechste Weise betrog, aber ich ließ ihm die Freude, denn ich brütete auf eine bessere Rache. —

Endlich brachen wir auf. Van Holk ließ mich in ein Fremdenzimmer führen; die Fenster gingen, Gott sei Dank, nach dem Hofe.

Kaum war es still im Hause geworden, als ich das Fenster öffnete, hinaussprang und mich nach dem Gebäude schlich, welches Wilkins bewohnte — „Wilkins,' flüsterte ich, „ein Freund" — er öffnete.

„Also sind Sie es doch!" rief er, „meine alten Augen haben mich nicht getäuscht! Dachte es mir gleich, der Herr Humbug würden bei Nacht kommen, wenn Alles schläft —"

„Wilkins — was ist hier vorgegangen," unterbrach ich ihn, „hast Du Deine Büchsen in Ordnung, ich kalkulire, wir werden sie gebrauchen."

„Könnt auf mich zählen. Ach," seufzte er, „das arme Fräulein — —"

Und er erzählte mir eine entsetzliche Geschichte, wie sie nur so fern von dem Treiben der Welt passiren kann — doch nein — Verbrecher giebt's überall, in der civilisirten Welt am meisten, aber so grob, so roh, so ohne alle Umstände dürfen sie doch nirgends verfahren. Der Verbrecher, welcher raffinirt handelt, angesichts der drohenden Strafe sein Leben gegen den Gewinn wagt, ist doch ein Mann, dessen Fähigkeiten, dessen Klugheit und Berechnung eine gewisse Achtung verlangen, aber kein Verbrechen ist so widerlich, als das der feigen, rücksichtlosen Gewalt. — Van Holk erhielt die Hand Maria's, sobald er von den Folgen meines Schusses genesen war, er verkaufte seine Pflanzung und zog zu Van Heeren, um den Betrieb dieser Plantage zu leiten. Bald zeigte es sich, was er für ein Mann war. Sein Stolz, seine Heftigkeit, seine Anmaaßung kannten keine Grenzen, er strengte die Neger über ihre Kräfte an, um Geld zusammen zu scharren, litt keinen Widerspruch Van Heeren's, welcher bald einsah, daß dieser Wütherich eine Meuterei heraufbeschwor und als der Pflanzer endlich ernst gegen ihn auftrat, kam es zu dem Bruche, welchen Van Holk längst herbeigewünscht hatte. Er machte es wie Buiton, er sagte den Negern: der Pflanzer sei daran Schuld, daß er sie so hart anstrengen müsse und die Wuth derselben richtete sich gegen Van Heeren. Dieser sah die drohende Gefahr und forderte die Nachbarn auf, ihm

beizustehen, aber Van Holk griff die Boten auf und als die Empörung ausbrach, glaubte er das Spiel gewonnen zu haben. Die Neger stürmten gegen das Haus, aber der Pflanzer, Wilkins und einige Diener brachten die Rebellen bald zum Gehorsam, während Van Holk in seinem Zimmer ungeduldig die Botschaft erwartete, daß Van Heeren getödtet sei, um als Herr aufzutreten. Statt dessen erfuhr er die Niederlage der Neger und den Sieg des Pflanzers, welcher ihm jetzt befahl, die Plantage zu verlassen. Van Holk spielte den Reuigen, seine Gattin bat für ihn und Van Heeren gab nach, erklärte jedoch, daß er sich jede Einmischung in den Betrieb seiner Plantage verbäte. Van Holk gab nach, denn er war Einer gegen Viele; Van Heeren schien von Neuem aufzuleben, er ordnete Alles selbst an und die Ordnung auf der Plantage war wieder hergestellt. Van Holk war jetzt der unterwürfigste Mensch, er liebäugelte mit Jedem und sein ganzer Charakter schien verändert. Der Pflanzer hatte nämlich beim Gerichte von Guyanna ein Testament deponirt, worin festgesetzt war, daß, im Falle er eines unnatürlichen Todes sterbe, all' sein Vermögen der Statthalterei zufiele und davon nur eine Lebensrente seiner Tochter auszusetzen sei. Van Holk konnte ihn somit nicht tödten, ohne das Erbe zu verlieren, aber er that etwas Anderes. „Es giebt hier Gifte, welche den Verstand eines Menschen verwirren, der Pflanzer muß ein Solches

genossen haben," erzählte Wilkin's, „denn eines Tages wurde er krank und — tobsüchtig. Seit dieser Zeit ist Van Holk wieder unumschränkter Herr; der Pflanzer wird eines natürlichen Todes sterben, denn sein Leben ist Niemandem im Wege; Maria aber scheint es zu wissen, was vorgegangen ist, denn eines Morgens war sie verschwunden. Van Holk ritt ihr nach und holte sie ein — ob sie den Verbrecher beim Gerichte entlarven wollte? Gott weiß es — sie darf seit jenem Tage ihr Zimmer nicht mehr verlassen, darf ihren Vater nicht pflegen — und darf nicht einmal Hungers sterben, denn sobald sie nicht munter ißt und trinkt, sobald sie weint und klagt — erhält ihre Tochter Schläge. — Er hat ihr Rache geschworen, und ihr Leben ist eine Folter, wie sie nur der Teufel ersinnen kann."

Wer hat nicht mit Schaudern die Beschreibung ähnlicher Geschichten gelesen, welche täglich in den Plantagen Amerika's passiren; Mord, Erbschleicherei, alle nur erdenklichen Gewaltmittel, Geld und Besitz zu erlangen, sind dort so gewöhnlich wie in Europa Prozesse — man hört davon, zuckt die Achseln, und gewöhnt sich daran, solche Neuigkeiten zu hören. In Europa gehören Infamien noch zum Hautgout und werden sorgfältig präparirt, in Amerika treibt man damit Luxus; roh und grob gehören sie zu dem Bilde eines Pflanzers, wie Lügen in eine Zeitung, halb

Schmuck, halb ihr Interesse, fast ein Mangel wo sie fehlen und ohne sie das Blatt nicht denkbar. Was soll man auch von Leuten erwarten, die noch geldgieriger als die Söhne Albion's sind, die in einer Welt leben, wo blos das Faustrecht aber nicht der Adel gilt, und wo Menschen wie das Vieh verhandelt werden?

Ich beschloß kurzen Prozeß zu machen. Ehe ich jedoch für Van Heeren auftrat, mußte ich mit Maria sprechen. Ich schlich mich wieder in's Haus zurück, die bekannte Treppe hinauf und pochte an die Thür der unglücklichen Frau. Sie öffnete und erschrak, denn sie war im Nachtkleide und hatte vermuthet, daß der späte Besuch nur ihr Gatte sein könne.

Ich gab ihr einen Wink, daß sie schweigen solle, trat in das Zimmer und schloß hinter mir die Thüre.

„Maria," flüsterte ich, „sind wir hier sicher, nicht behorcht zu werden?"

Sie starrte mich noch immer an, der Klang meiner Stimme, welche ich jetzt nicht mehr verstellte, schien ihr Gedächtniß nicht mehr zu beleben.

„Maria, kennst Du mich nicht mehr?"

„Oh Gott, Du bist's — Humbug!" ächzte sie — „aber was willst Du — bei allen Heiligen! — —"

„Ich will Dich rächen —"

„Humbug!"

Sie rief meinen Namen mit allen Zeichen des Entsetzens.

„Willst Du etwa nicht gerächt sein," fragte ich sie düster, „liebst Du etwa den Mörder Deines Vaters?"

„Humbug — Humbug — was willst Du! fort! er ist der Vater meiner Kinder — fort! Du hast kein Recht hier zu stehen — geh — geh! —"

Sie zitterte — es war nicht Angst um ihren Gatten, sie bebte aus Feigheit. Oh wie verachtete ich sie in diesem Augenblicke. Lieben konnte sie ihn nicht, und doch nannte sie ihn den Vater ihrer Kinder. Ich sah sie an und verstand es, daß sie dick und fett geworden; Weiber gewöhnen sich an Alles — sie hatte sich an den Schurken gewöhnt und zitterte, daß er mich bei ihr treffen könne — lieber das Elend, als eine Katastrophe! —

Ja — das Weib ist entweder sehr edel oder sehr verächtlich. Eine reine, stolze Frauenseele läßt sich nicht brechen, demüthigen und in den Koth treten; aber das Weib, welchem die Würde fehlt, sinkt bei'm leisesten Hauche so tief, wie man nur Lust hat, es zu blasen; es ist kein Mittelding möglich — Reinheit oder Schlamm, Tugend oder Laster — das augenblickliche Aufflackern der Tugend in einem Momente ist nicht viel werth, denn es ist eben nur ein Strohfeuer.

„Wie Sie es wünschen, Madame," entgegnete ich mit Verachtung, „ich wußte es noch nicht, daß ein Weib aus Liebe zum Gatten ihren Vater vergessen kann, besonders, wenn der Gatte ein Mensch ist wie der Ihrige."

Damit drehte ich ihr den Rücken und wollte das Zimmer verlassen, aber sie stürzte auf mich zu und ergriff meinen Arm.

„Humbug!“ rief sie, „Du hast Recht — mein armer Vater! — aber was soll ich thun — oh Gott, oh Gott, warum bin ich zu solchem Leid geboren!“

Damit brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Ich stand unschlüssig da. Es war meine Absicht gewesen, sie und ihren Vater mit List oder mit Gewalt zu entführen und sobald sie außer dem Bereiche Van Holk's waren, die Gesetze gegen denselben zu Hilfe zu rufen und ihm seinen Raub wieder abzunehmen. Daran hatte ich nicht im Entferntesten gedacht, daß ich bei Maria auf eine Weigerung stoßen würde und daß sie aus den Händen dieses Menschen nicht gerettet sein wollte. Ihrem Vater war nicht mehr zu helfen, ich hatte demnach kein Recht, die Lage Maria's noch zu verschlimmern. Schon wollte ich sie ihrem Schicksale überlassen, und mich auf mein Zimmer zurückbegeben, als ich Jemand hastig die Treppe herauf kommen hörte. Ich eilte zum Fenster um aus demselben zu springen, aber betroffen fuhr ich zurück, denn ich bemerkte, daß das Haus mit bewaffneten Negern umstellt war.

Meine Anwesenheit in Maria's Zimmer, und wahrscheinlich auch die Ursache meines Dortseins, war also verrathen. Van Holk war, wie ich später erfuhr, mir nachgeschlichen — hatte mein Gespräch mit Wilkins

belauscht und sogleich einige zuverlässige Neger bewaffnet. Ich sprang hinter eine Gardine, machte meine Pistolen schußfertig und erwartete die Dinge, die da kommen sollten, nicht ohne mich an dem Schrecken Maria's zu weiden, welche verzweifelt in der Stube auf- und abrannte, obwohl sie doch nur „den Vater ihrer Kinder" erwartete.

Van Holk stürmte herein.

„Wo ist der Schurke," rief er, als er mich nicht sah, „Du hast ihn verborgen, sprich — oder Du bist des Todes."

Damit hielt er ihr die gespannte Pistole vor den Kopf.

„Herr Van Holk!" rief ich, jetzt hervortretend, „wen suchen Sie, ich bin bei Madame und habe keinen Schurken hier gesehen."

„Aber ich sehe Einen," schrie er, seine Frau loslassend, und die Pistole auf mich richtend — „und Du sollst sterben!"

„Der Statthalter weiß, daß ich hier bin, und dürfte nach mir fragen lassen, übrigens bin ich ebenfalls bewaffnet, und Sie wissen, daß ich nie fehle!"

Die ersten Worte hatten ihn stutzig gemacht, bei den folgenden erbleichte er und ließ die Pistole einen Augenblick sinken —

In diesem Momente umfaßten ihn zwei kräftige

Arme und die Piſtole ward ihm aus der Hand gewunden, bei welcher Gelegenheit ſie ſich entlud. —

Ein geller Schmerzensſchrei und ein dumpfer Fall — Van Holk hatte ſeine Gattin getödtet.

Wüthend ſtreckte ich den Elenden mit einem Kolbenſtoß meiner Piſtole vor den Kopf zu Boden, rief Wilkins zu, ihn zu binden und ſprang Maria zu Hilfe, aber ſie war verloren, kein Laut kam mehr über ihre Lippen, die Kugel hatte das Herz durchbohrt.

Die Neger Van Holk's ſtürmten, als ſie den Schuß hörten, die Treppe herauf, als ſie jedoch die Leiche erblickten, ſchauderten ſie, und ein Wink von mir genügte, daß ſie ihre Büchſen fortwarfen und den Arzt der Plantage herbei riefen. —

Ich gehe kurz über dieſe ſchreckliche Epiſode hinweg. Van Holk, welcher errieth, daß ich die Abſicht hatte, ihn den Gerichten zu übergeben, erdroſſelte ſich in der Nacht, ich übergab ſeine Kinder der Fürſorge Roſalba's, welcher ihnen tüchtige Erzieher verſchaffte und einen Pachter für die Plantage ſtellte, Wilkins trat in meine Dienſte und drei Wochen ſpäter beſtieg ich mein Schiff, um über den Ocean zu ſegeln. —

Der Ocean — London!

Welchen gewaltigen Eindruck macht das Meer und ſein ewiger Wellenſchlag! Die Sonne ſteigt und ſinkt, Himmel — Waſſer, ein Haufen Bretter und darauf ein Dutzend Menſchenleben. Wie jämmerlich die Nuß-

ſchaale auf den mächtigen Wogen über einer Welt von Leben, die ſich kaum um die Beute bekümmert, welche ſo ſorglos auf ihrem Rücken ſchwimmt. Und in dieſer Oede — verlaſſen, vergeſſen, vielleicht morgen eine Beute des Meeres, lebt das Häuflein Menſchen in alter Weiſe fort — es hadert um ein Stück Metall, der Matroſe beneidet den Bootsmann, der Koch betrügt um eine Hand voll Erbſen — die Menſchen denken nicht an den Tod, ſie wähnen hier ewig zu leben und der Kram auf dem Schiffe kümmert ſie mehr als der ewige Wellenſchlag der da ſagt: Alles iſt eitel, denn Du mußt ſterben und biſt nichts als ein Atom in dem Unendlichen. Iſt dies Vergeſſen, dieſe Blindheit Poeſie, Fluch oder erhabene Größe? — Poeſie — nein, denn dem Spielen mit der Gefahr fehlt das Bewußtſein, der Menſch hat ſich an den Ocean gewöhnt, wie der Lazzaroni an den Veſuv, unter deſſen Krater er ſteht, der Schiffer iſt kein Wagehals mehr, kein kühner Held — er treibt ſein Handwerk wie der Dachdecker auf dem Thurme. Iſt es ein Fluch der Menſchheit, dies thieriſche Leben in der gewaltigen Werkſtätte, der Natur, daß ihr Verſtand nur den Schmuz ſieht und mit ihm ſpielt, während der Geiſt das Unendliche erfaſſen könnte? Nein, denn ſie ſind glücklich dabei, glücklicher als Diejenigen, welche ſich losringen von der Allgemeinheit, und dem Hammerſchlage lauſchen, welcher im Innern der Erde ertönt. Iſt es Größe? — nein, denn Ge-

wohnheit — nicht Selbstbeherrschung und Kraft des Herzens, hat sie so gleichgiltig gemacht. Aber was ist es denn? — — Ich habe den Markt zu London gesehen, den Markt in dem Markte der Welt. Wie Millionen arbeiten um einen Markt zu füllen und von diesen Märkten aller Welt London das Comptoir ist: so braucht es des Schaffens, Handelns und Denkens von Millionen, um einen Schlag des Hammers zu erhorchen, der in der geheimnißvollen Werkstätte der Natur unaufhörlich ertönt; und was die Wissenschaft hier und dort, leise und laut, am Pol, in der Trope oder auf den Gletschern erhascht, Das tragen die Geister fort von Geschlecht zu Geschlecht, und das große Comptoir der Gedanken von allen Akademien der Welt ist — ein Greis —

Alle Akademien der Welt berichten an einen Mann — und nicht die Wissenschaft allein, auch die Poesie, die Kunst unterwirft sich diesem Richter — einzig, wie es nie dagewesen, wie nie ein Haupt die Kronen aller Genien getragen, steht Alexander von Humboldt an der Spitze des zur Wahrheit ringenden Menschengeschlechtes.

Das gleichgiltige Schaffen der Menge ist also nicht umsonst, so flach und hohl es auch erscheint; aber aus dem Schaffen von Millionen gewinnt das suchende Auge des Weisen nur ein Körnchen Wahrheit, und dies legt er nieder als Stein zum Bau — wie aus Millionen Rosen der Perser nur einige Tropfen des köstlichen

Deles gewinnt, so braucht es unzähliger Menschen-Gedanken um Einen zu gewinnen, dessen Duft unvergänglich ist, wie der Athem der ewig schaffenden Natur."

Hier brach das Manuscript ab.

Wie Herr Humbug auf die Idee gekommen, wirklich der leibliche Sohn eines Mannes zu sein, dessen Größe ihm nicht fremd war, geht freilich aus dem Manuscripte nicht hervor, denn die naive Beichte der schönen Tibeima zeigt doch deutlich genug, daß sie ihr Herz an den Packträger der Reisegesellschaft verloren hat, dessen Rademontaden Herr von Humboldt und Bonpland mit dem charakteristischen Wort „Humbug" lächelnd kritisirten. Je mehr das Manuscript mich für den Autor eingenommen, desto unerklärlicher ward es mir, daß ein sonst so praktischer Mensch den Irrthum seiner rothbraunen Mama nicht längst eingesehen habe, und durchaus Herrn von Humboldt sich als Sohn octroyiren wollte. Da es die höchste Zeit zum Theater war, packte ich das Manuscript sorgfältig wieder ein und begab mich zu meinem interessanten Freunde.

Herr Humbug erwartete mich bereits.

„Haben Sie gelesen Alles?" fragte er in seinem gebrochenen Deutsch, ohne eine Spur von jener schamhaften Neugierde zu verrathen, welche unsere Autoren auszeichnet, wenn sie die erste Kritik ihrer Freunde erwarten.

Ich begann von dem Interesse zu reden, welches seine Geschichte im höchsten Grade für mich gehabt habe, aber er unterbrach mich kurz.

„Nun" fragte er, was meinen Sie, „hab' ich das Recht zu sein der Sohn des großen Mannes?"

„Herr Humbug," entgegnete ich offenherzig, „Herr von Humboldt könnte sich keinen besseren und würdigeren Sohn wünschen; aber Sie werden es selbst einsehen, daß er wahrscheinlich Derjenige gewesen ist, welcher die Messungen anstellte und nicht den Kasten mit Instrumenten getragen hat. —"

„Meine Mutter kann sich haben geirrt," erwiderte er, nicht im Geringsten über meinen wenig schmeichelhaften Einwurf erzürnt. „Ich bin aber überzeugt, daß er ist mein Vater, denn ich habe ihn lieb, und sein Bild hat gemacht auf mich Eindruck. Ich werde fragen ihn selbst."

Damit war das Gespräch abgebrochen und wir gingen in's Theater.

Das alte Opernhaus war damals schon abgebrannt und das Neue bereits eingeweiht und eingespielt, aber es war ebensowenig wie das finstere Haus der Schauspiele militairisch organisirt. Herr von Hülsen war damals noch ein ganz junger Lieutenant, und beschäftigte sich nur im Geheimen mit Theaterstudien. Die Recensenten hatten noch anständige Sitzplätze, man sah

auf der Bühne hübsche Gesichter, und das Lächeln auf ihnen erstarb nicht bei dem Eintritte des Intendanten in seine Loge zu einem ängstlichen Grinsen — der Mensch war noch Mensch im Theater, das Publicum war noch nicht so fein erzogen wie jetzt, es weinte, klatschte und pfiff noch ohne Ordnung, ohne Anstand, und es gab noch Dichter, welche Stücke schrieben, die sogar aufgeführt wurden, denn Madame Birch-Pfeiffer war noch sehr viel jünger als heute und sehr viel Romane waren noch nicht geschrieben, die heute schon ausgebeutet sind. Der Shakespeare war noch nicht in Musik gesetzt, während wir schon an neue Opern wie „Hegels System — die Verfassung von 1848 — Statuten des Mäßigkeits-Vereins — die Potsdamer Sprachleere" und andere Stoffe denken, welche sehr gut als Operntexte zu benutzen wären, denn der Mensch muß etwas Neues haben, wenn er den Propheten ꝛc. verdaut hat. Vom jetzigen Bühnenpersonale, im Vergleich zum früheren, kann man sagen: „Furcht ist da, aber keine Besserung."

Herr Humbug war darüber entrüstet, daß man ihn zwang, sein Haupt trotz der Zugluft zu entblößen, und seine Beine so zu verstecken, daß er selbst nicht mehr wußte, wo sie waren. „Ich werde nehmen einen Platz da oben," sagte er sich erhebend, indem er auf die Königliche Loge zeigte. Ich bedeutete ihn, daß diese Plätze nicht veräußert würden.

„Dann werde ich gehen hinaus," brummte er, „ich

liebe die Freiheit und will nicht sitzen wie im Käfigt von einer Menagerie."

Der Vorhang war jedoch bereits aufgezogen, kein Mensch rührte sich, ihm Platz zu machen, und die hinter uns sitzenden Leute begannen ihm durch deutliche Pantomime das Stehen zu verbieten. Er kehrte sich jedoch weder an sie noch an den Sirenengesang auf der Bühne, sondern drängte hinaus und zerstampfte bei dieser Gelegenheit einige Dutzend Elsteraugen.

„Was ist das!" rief er, plötzlich stehen bleibend und zeigte nach der Königlichen Loge. „Der sieht aus wie mein Vater."

Ich hatte jedoch keine Zeit ihm zu antworten, denn ein Polizeibeamter hatte bereits meinen Amerikaner beim Arm ergriffen, und lud ihn höflich zu einem Gespräche unter vier Augen ein.

„Fassen Sie mich nicht an oder ich werde boren Sie hinaus!" donnerte Humbug den Diener des Gesetzes an. Das Publicum lachte, der Polizist wurde noch carmoisinrother wie sein Uniformskragen.

„Es ist ein Constabler!" flüsterte ich Humbug in's Ohr, „wir müssen ihm folgen."

„Goddam, wenn er machen will Platz, soll es mir sein Recht."

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß der Polizist nicht blos die Absicht hatte, Herrn Humbug Platz zu machen, sondern sich auch nach seinen näheren Ver-

hältniſſen theilnehmend erkundigte und ſeiner Abſicht, das Theater nicht wieder zu betreten, beipflichtete.

Wir verließen das Haus, ich ſchwur im Stillen, nie wieder den Fremdenführer abzugeben und war froh, daß wir ohne Ausſicht auf eine Gerichtsſitzung davon gekommen waren.

„Sie haben ſehr komiſche Sitten," begann Humbug plötzlich das Geſpräch.

„Wie ſo?" fragte ich verwundert.

„Sie geben den großen Gelehrten eine ſchlechte Uniform, ich wundere mich, daß mein Vater es hat nöthig, einen bunten Rock zu tragen. Ich werde ihm Das ſagen."

„Herr Humbug," entgegnete ich haſtig, denn ſein Angriff auf die Kammerherrn-Uniform konnte üble Folgen haben, „es gilt für eine Ehre, Kammerherr des Königs zu ſein."

Der Amerikaner ſah mich an, als zweifle er an dem Ernſte meiner Worte.

„Iſt Humboldt nicht mehr wie ein König?" fragte er, „iſt es nicht eine Ehre für die Stadt, daß er hier lebt?"

„Gewiß," wandte ich ein, „er ſteht über jeder Auszeichnung, die man ihm ertheilen kann, aber ſo gut wie Potentaten Orden und Uniform tragen, ſo thut er es auch; überdem iſt er preußiſcher Unterthan, und als ſolcher ſchätzt er jeden Gnadenbeweis ſeines Königs ſehr hoch. Er bewirbt ſich um keine Auszeichnung, aber er nimmt ſie an."

Der Amerikaner zuckte die Achseln. „Ich habe nicht geglaubt," sagte er, „daß ein großer Geist kann Vergnügen haben an solchen Dingen, die ein Köder sind für eitle Menschen." Damit kam er auf das Kapitel der Orden zu sprechen, und ich will seine echt amerikanische Ansicht darüber nicht wiederholen, denn mancher Leser könnte sich dadurch verletzt fühlen. Er besitzt vielleicht einen Orden, ohne genügend erklären zu können — weshalb — er trachtet vielleicht nach einem solchen in unschuldigster Naivität, oder er besitzt das Zeichen eines wirklichen Verdienstes, und der Herr Präsident trägt die höhere Klasse seines Ordens, ohne im Geringsten sich deshalb entschuldigen zu können, kurz — ich mag Niemanden verletzen, denn derer, die Orden tragen sind Viele, und Derer, die sie darum beneiden, noch mehr, und Solcher, die einen verdienen nur wenige und — und — und ich könnte noch tausend Sätze hinzufügen, aber ich will es nicht, denn wenn ich durch eine komische Laune des Zufalls morgen einen Orden erhielte, ich würde ihn an einem doppelt so langen Bande tragen, als wenn die Bescheidenheit mich zwänge, über die Anerkennung einer verdienstvollen That zu erröthen.

Am andern Tage besuchte Humbug Alexander von Humboldt. Wie er zu ihm eingedrungen ist, weiß ich nicht; ich muß dem, was er mir selbst von seiner Visite erzählt hat, Glauben schenken.

Herr Seifert, der Kastellan, der Hüter, Diener und Vormund des berühmten Greises in allen Weltangelegenheiten, die Nichts mit der Natur zu thun haben, führte ihn durch das Zimmer mit Vögeln, und durch die Bibliothek in das bekannte, einfach meublirte Studierzimmer des Gelehrten, welches die vortreffliche Zeichnung Hildebrand's so populär gemacht hat, daß eine Beschreibung desselben überflüssig wäre.

Humboldt hatte soeben mehrere Schreiben von Stadträthen, Magistraten und alten Jungfern beantwortet, denn der Gelehrte wird von allen Leuten mit Hochachtung, Dummheit und Ehrerbietung gequält, weil er zu human, zu liebenswürdig ist und die Eitelkeit der Menschen zu sehr berücksichtigt, als daß er eine einzige Albernheit auf die richtige Weise beantwortete. Wo er die Zeit dazu hernimmt, Millionen Leuten höflich zu sein, ist ein Räthsel, aber es steht fest, daß Niemand sagen kann, er habe sich in irgend einer Sache vergebens an Humboldt gewandt, Niemand, daß Humboldt nicht freundlich seinen Gruß erwidert habe, und statt diese Humanität zu achten, beutet Jedermann sie aus, mit Ausnahme Derer, welche ihn verehren, wie er verehrt sein muß. Der Gelehrte wird sich scheuen, ihn zu stören; aber eine kluge Dame hat es sogar fertig bekommen, ihn zu fragen, ob er nicht auch daran glaube, daß die Kometen große Thiere wären — und Alexander von Humboldt ist noch immer kein Menschen-

feind, kein Einsiedler geworden — er schreibt den Kosmos und antwortet mit einer seiner Größe würdigen Freundlichkeit auf die erbärmlichen Thorheiten seiner — Mitmenschen. (?)

Der Besuch Humbug's bei dem großen Manne war nur von kurzer Dauer. Humboldt sprach mit ihm von den Wasserfällen bei Atures, dem Orinoco — und seine Erinnerungen waren frisch, wie die eines Jünglings.

Eine heilige Scheu hielt den Indianer ab, Fragen zu stellen, er sagte, als Humboldt ihn nach seinem Geburtsorte fragte, nur: „Ich bin in Mayppures geboren, mein Vater, Tibeima hieß meine Mutter."

Humboldt sprach weiter — hatte er das Wort, „mein Vater" überhört, oder hielt er es für die Anrede eines Indianers, der zu einem Greise spricht? —

„Mein Vater, leben Sie wohl, ich reise nach Amerika zurück," sagte Humbug, tief erschüttert von der Würde, der Frische und der Güte des greisen Mannes und Humboldt reichte ihm seine Hand.

„Reisen Sie mit Glück, mein Sohn — wäre ich jung wie Sie, dann möchte ich wohl noch einmal die schneebedeckten Kegelberge sehen, welche sich aus der üppigen Vegetation der Tropen erheben."

Humbug verließ am anderen Tage Berlin. Er war durch den Besuch bei Humboldt ein anderer Mensch geworden, — der Amerikaner hatte Jemanden gefunden, der ihm imponirte.

Sein Manuskript ließ er mir lächelnd als Andenken zurück — er ahnte es vielleicht, wozu ich es gebrauchen würde, aber er zweifelte selbst daran, daß er der Sohn des Einzigen sei.

„Aber," fragte einer meiner Freunde, dem ich die Begegnung mittheilte, „sollte Humboldt nie geliebt haben? Die Geschichte des Indianers bringt mich auf ganz eigene Gedanken. Humboldt steht zu rein, zu isolirt, zu wenig menschlich da — warum kennt Niemand Etwas von dem Leben seines Herzens?"

„Das Leben seines Geistes hat Alles übertönt," war meine Antwort.

„Und dennoch hat er ein Herz, wie das eines Kindes."

„Wahrscheinlich," lächelte ich, „weil er nie geliebt hat. Er hatte keine Zeit zum Lieben und darum ist sein Herz jung geblieben."

„Ich halte es eigentlich für ein Unrecht, die Geschichte des Amerikaners zu veröffentlichen," fuhr ich mit stillem Zweifel fort, „es sieht aus wie ein Plagiat."

„Nein," lächelte der Freund, „aber Du hängst Dich an einen großen Namen."

„Das thut Jeder; auf meinem Passe steht, sogar der Name des Königs — und der Name Humboldt's soll nur der Paß für diese Geschichte sein, die ich in die Welt schmuggeln will."

„Und Deine Tendenz ist?" — fragte mein Freund.

„Die Tendenz?“ — ich sann eine Weile nach — endlich fand ich eine Antwort.

„Meine Tendenz,“ sagte ich, „soll die Frage sein, ob Alexander von Humboldt nie geliebt hat — in Mayppures scheint nur sein Packträger das Herz verloren zu haben.“

„Geliebt — pah — jeder Mensch hat einmal in seinem Leben geliebt —“ sagte mein Freund „man weiß es nur nicht von Jedem.“

„Von Jedem ist's auch nicht interessant, — aber Das möchte ich wissen,“ rief ich, „was es für ein Weib war, dem Alexander von Humboldt gegenüber fühlte, daß er auch ein Jüngling und nicht immer ein Gelehrter gewesen ist! —“

Adel und Gesellschaft.

1.

Berlin war schon ganz naß und dennoch regnete es unerbittlich weiter. Die grauen Wolken da oben schien es zu amusiren, ihren Inhalt auf die Metropole der Weltweisheit auszuschütten — kurz, es war ein Regen, gegen den man die Feuerwehr hätte aufrufen können, die Berlin schon so oft vor den nicht im Contracte stehenden Fontainen der Englischen Wasserkünstler-Gesellschaft befreit hat.

Die Einzigen, welche den Regen mit stoischer Ruhe zu ertragen schienen, waren einzelne bewaffnete Häuflein grau eingehüllter, blauer Militairs, die ihrem Bestimmungsorte für die nächsten 24 Stunden: der Thorwache — zuwateten. Der derbe Soldatenrock kann viel vertragen, aber ganz ohne Eindruck blieb der Regen doch nicht auf das Gemüth des Kriegers, wenn dieser jetzt auch schon längst überwunden ist. Bei den ersten Tropfen, die der Himmel als Avantgarde seiner

Wolkenschaaren herabsandte, warf selbst der Tapferste einen Blick nach Oben und dann einen zweiten, wehmüthigeren auf sein Gewehr. Doch jetzt, wo es naß geworden und doch einmal geputzt werden mußte, kehrte ihm die stoische Ruhe wieder, die jedem Wanderer, selbst dem glücklichen Besitzer eines Familienschirmes heute weggeregnet wurde.

Das Schlimmste für den Fußgänger war aber nicht der Regen, sondern der Markttag bei diesem Regen!

Schon bei gutem Wetter ist es nicht leicht, einen Streifen Trottoir zu behaupten, ohne mit den Körben verschiedener Köchinnen in Berührung zu gerathen. Heute mußte man außerdem noch den Regenschirmen ausweichen, um nicht in die Traufe zu kommen; das Ausweichen war aber sehr schwer, denn neben dem schmalen Trottoir rieselten lustig die Bäche hin, welche längst ihre vorschriftmäßigen Ufer auf Unkosten des Publicums überschritten hatten.

Die räthselhaften Thiere vor dem Schauspielhause fingen auch schon an grimmig zu werden, aber die Butter, der Salat und der Grünkohl behaupteten hartnäckig ihren Cours. Die „richtige Hausfrau" läßt sich lieber ihren Hut verderben und holt sich eine Borte an den Rock, als daß sie die Zwiebeln 2 Pfennige theuerer bezahlte, wie ihre Nachbarin; und das weiß die Landfrau; sie sieht, wie die Städterin vor ihr immer unruhiger wird, je tiefer die Füßchen in's Wasser

kommen und je öfter eine Köchin mit naſſem Korbe ihre Robe ſtreift, aber keine mitleidige Regung läßt ſie ihren letzten Satz nennen, bevor die Käuferin nicht dreimal Miene gemacht hat, weiterzugehen. Kaum iſt der Kauf geſchloſſen, ſo eilt die Dame in die nächſte Conditorei — Heute iſt das Naſchen zu entſchuldigen und die Magd wartet unterdeſſen mit dem gefüllten Korbe vor der Thüre.

In der Friedrichsſtraße ſieht es anders aus. Hier fahren eine Unzahl Droſchken, die beim Regenwetter nie leer werden und bei Sonnenſchein nicht voll; Droſchken, deren Heimath das ferne Engelufer oder das, dieſem Stadttheile ſo räthſelhafte Frankfurter oder Hamburger Thor, iſt, Droſchken aller Stadttheile, aller Farben — nur Eine nicht —: die Probe-Droſchke, die auch Touren zum halben Preiſe fährt. — Das Publikum auf dem Trottoir iſt ebenfalls ein anderes. Es giebt Damen — meiſt in ihren beſten Jahren, die gerade bei ſolchem Wetter ihre feinſten und ſauberſten Strümpfe anlegen und es giebt Herren, die gerade bei ſolchem Wetter am liebſten ausgehen; dieſe Damen und dieſe Herren ſieht man gewöhnlich hintereinander.

Zwei junge Männer, in eleganter Regentoilette, bogen ſo eben von der Behren- in die Friedrichsſtraße ein. Sie ſchienen, wenigſtens der Eine, nicht zu der Klaſſe von den eben bezeichneten Herren zu gehören, denn ſie drängten ſich eilig durch die Scylla vor dem

Bilderladen und die Charybdis der Lindenecke um die Kranzler'sche Conditorei zu erreichen. Schaufenster vor Bilderläden und Putzhandlungen werden eben so wenig wie Straßenecken, selbst bei'm abschreckendsten Wetter ohne Liebhaber sein, die dem Genusse des Schauens oder Plauderns nicht mindestens einige Secunden opfern.

Der schön gewichste und hochgedrehte Schnurrbart des Einen der Herren hatte bereits durch zwei Regentropfen, die in einem unglücklichen Momente, wo der Schirm weggestoßen wurde, bis zur Oberlippe des Jünglings gedrungen waren — viel von seiner stolzen Haltung verloren und Arthur, so hieß der Besitzer, wollte eben mit Zeigefinger und Daumen das Kunstwerk in Ordnung bringen, als eine derbe Köchin ihn mit ihrem nassen Korbe sehr unsanft bei Seite stieß —

„Die verfluchten Körbe!" murmelte Arthur halblaut und ein Blick des entsetzlichsten Hasses folgte der dicken Jungfrau.

Edgar, sein Begleiter, lächelte ob des Mißgeschickes.

„Man sollte eine Korbsteuer einführen" brummte Arthur „und davon die Trottoirs breiter machen."

„Doch für alle Körbe!" lächelte Edgar bedeutungsvoll, „dann hätte mancher Mann eine Frau und manches Mädchen würde nicht sitzen bleiben."

Arthur erröthete leicht, die Worte seines Begleiters schienen ihn persönlich zu treffen.

Die Conditorei war ziemlich voll. Kaum hatten

die Freunde Platz genommen, als ein Dritter auf sie zutrat, der Arthur mit einer überaus tiefen Verbeugung begrüßte, während dieser nur mit dem Kopfe nickte.

Der Hinzugekommene war mit ausgesuchter Eleganz gekleidet aber mit schlechtem Geschmack. Er hatte ein halb Dutzend Goldsachen am Leibe, eine Brillantnadel — und der „Augenkneifer" hing an einem breiten, blauen Bande über dem Surtout.

Im Gesicht hatte der junge Mann etwas unverkennbar Jüdisches, in der Haltung etwas Befangenes, und Eitelkeit sprach aus jeder seiner noch etwas eckigen Bewegungen.

Edgar hatte seine Lorgnette in's Auge gekniffen und sein Blick schien den Fremden nicht ohne Ironie von Unten bis Oben zu mustern.

Jetzt flüsterte der Jüdischaussehende Arthur einige Worte in's Ohr.

Dieser wandte sich, ohne aufzustehen, zu Edgar.

„Lieber Edgar: der Baron Goldheim von Stolzenburg!"

Baron Goldheim machte einen sehr tiefen Diener.

„Der Freiherr Altenhorst!" benannte Arthur darauf seinen Begleiter.

Dieser behielt das Glas im Auge und verbeugte sich womöglich noch tiefer, als der Baron Goldheim — aber in dieser Verbeugung lag so viel Ironie, daß Arthur ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Baron Goldheim knöpfte sich den Frack ganz auf, so daß die bunte Weste und die schwere Uhrkette in vollem Glanze strahlten, dann rieb er sich die Hände und warf sich nachlässig in einen Sessel neben Arthur.

„Sie haben Visiten gemacht?“ fragte dieser mit einem Blick auf den Frack.

„Ja, zu dienen,“ verbeugte sich der Baron, — „auf Ehre, die Visiten machen mich todt!“

Damit zog er seine Visitentasche hervor, auf welche sein Wappen in Perlen gestickt war und zählte deren Inhalt an Karten.

„Noch zehn Karten! ich habe also noch fünf Besuche! gräßlicher Gedanke. Doch für heute ist's genug, ich habe den Wagen fortgeschickt. — Beiläufig — wie finden Sie diese Karte? Baron —“

Damit reichte er Arthur eine große Karte mit Goldschnitt und Wappen hin.

„Magniperb!“ lächelte Dieser und schob dieselbe Edgar zu.

Dieser kniff wiederum sein Glas in's Auge, nahm die Karte und musterte sie.

„Vorname, Wappen — visite ꝛc. in den Ecken — die Karte ist vollständig — sogar Goldschnitt; die Moden von anno 6 bis Heute sind darauf vertreten, Sie thun Recht, Sich nicht an eine einzelne Mode zu binden —“

„Ich folge in Allem meinem Geſchmacke!“ verbeugte ſich der Baron.

„Und er iſt ſehr reich,“ hüſtelte Edgar, ihm die Karte zurückgebend.

„Ich habe Sie geſtern auf dem Redoutenball vergeblich geſucht!“ wandte ſich Goldheim zu Arthur.

„Ich war nicht dort;“ entgegnete Dieſer kurz.

„Nicht dort — geht man nicht mehr auf die Bälle?“ fragte der Baron haſtig.

„Plebejiſches Vergnügen!“ rief Edgar, Arthur mit der Antwort zuvorkommend.

„Ich — ich wußte nicht — aber der Hof geht ja hin!“ ſtotterte Goldheim, durch die Kürze Edgar's betroffen.

„Der Hof! c'est autre chose, der zeigt ſich dort dem Volke, aber er tanzt nicht — haben Sie geſtern getanzt?“

„Leider — ich — ich wurde zum Cotillon geholt — —“ erröthete Goldheim.

„Von wem denn?“ fragte Arthur.

„Das iſt eben mein Aerger!“ ſeufzte der Baron. „Denken Sie Sich, Geehrteſter, ich bin da zufällig durch einen entfernten Onkel mit der Bankiersfamilie Abraham Joſeph Levy, Firma: Levy und Goldſtein, verwandt — übrigens ein reſpectables Haus —“

„Was?“ unterbrach ihn Edgar, „hat etwa die ſtolze Aurora Levy Sie geholt? — Sie müſſen ein Sonntagskind ſein —“

„Herr Baron — Sie schmeicheln! — Die Aurora kennt mich, weil ich meine Fonds bei ihrem Vater habe und zuweilen dort speise —"

„Sie sind ein beneidenswerther Mensch," erwiderte Edgar, „Aurora Levy ist das einzige Mädchen, für die ich noch schwärmen könnte! —"

„Sie ist freilich sehr schön aber — doch eine Jüdin!" wendete Goldheim ein.

„Eben deßhalb!" murmelte Edgar.

Goldheim war immer mehr überrascht. „Sie lieben die Juden!" sagte er nach einer Pause, mit leiser, fast bebender Stimme.

„Das nicht," lächelte Edgar, „aber ihre Töchter, wenn sie aussehen, wie Aurora Levy."

Goldheim biß sich auf die Lippen.

„Ich dächte, Du wärest noch im Netze der Gräfin M...?" fragte Arthur, sich in's Gespräch mischend.

„Die Eitelkeit der Gräfin M... reißt in ihre Netze mehr Löcher, als ihre Schönheit zuflicken kann!" entgegnete Edgar, „ich bin z. B. aus einem sehr großen Loche herausgesprungen."

„Ja, es ist eine stolze Dame!" bemerkte Baron Goldheim

„Erzähle!" bat Arthur.

„Ich plaudere nie gern kleine Geheimnisse aus," entgegnete Edgar, „die der Gesellschaftsteufel mir in die Hand spielt —"

„Wir sind diskret! Herr Baron.“ betheuerte Goldheim hastig.

„Das ist mir unangenehm, Herr von Goldheim — wenn ich Etwas erzähle, thue ich's zunächst, um einen kleinen Skandal unter die Leute zu bringen. Diesmal möchte ich es nicht gern, da Sie den Namen des Inculpaten wissen.“

„Sie machen uns rasend neugierig —“ rief Goldheim.

„So hören Sie. Auf dem Balle, bei'm Herrn von . . . ., wo es bekanntlich sehr sauren Wein und großen Mangel an Theekuchen giebt, befanden sich einige Dutzend „Gepreßte;“ sehr viele Tänzer hatten im letzten Augenblicke abgesagt, weil an demselben Abende Ball bei P . . . 's war, wo man warm soupirt. Ein guter Hausfreund hatte rasch neue Tänzer besorgt und diese kannte kein Mensch. Die armen Burschen kamen außerdem sehr zeitig und der Hausfreund, der sie gepreßt, war noch nicht da, um sie einigen Damen vorzustellen. Die Gesellschaft merkte sehr bald, wessen Ursprunges die herumirrenden Schäfer waren. Einer von ihnen jedoch, ein tüchtiger Bursche, voller Selbstgefühl und nicht ohne einige Eitelkeit, mochte diese Rolle nicht lange spielen, er ging auf die erste beste Dame los, stellte sich ihr vor und bat um einen Tanz.

Der junge Mann war zufällig nicht von Adel und die Dame war zufällig Gräfin M . . .

Er bekam einen Korb.

Einige Zeit darauf, als ich mit der Gräfin engagirt war, erzählt sie mir die Geschichte von der Attaque des Gepreßten mit allem Spotte, den ihr kleines böses Herz gerade bereit hatte, und zeigt mir den Bekorbten.

Ich erkenne in ihm einen Schulfreund von mir, Ernst Walter — einen Menschen, dessen Geschichte ich Ihnen hernach erzählen werde.

„Gnädigste Frau," sage ich zur Gräfin, „Sie haben Unrecht, diesen Mann zu verspotten, Sie sollten ihn erst kennen lernen."

In dem Augenblicke kam Ernst heran und begrüßte mich.

Während ich ihm die Hand schüttelte, sagte er mit einem allerliebst boshaften Seitenblicke auf die Gräfin: „Du bist glücklicher, als ich —"

„Wie so?" fragte ich, um ihm sein Vorhaben zu erleichtern.

„Du kommst später als ich und findest eine der gesuchtesten Damen noch unversagt."

Damit verbeugte er sich vor Ida M... so devot, daß ich ihn dafür hätte küssen mögen.

„Was sagte die Gräfin?" fragte Goldheim gespannt.

„Sie zeigte vier sehr schöne Zähne und biß sich damit auf die Lippen."

Nach dem Tanze suchte ich Ernst auf und dieser erklärte mir als Sachkenner — er ist Arzt — daß

die vier sehr schönen Zähne, vier sehr künstliche Arbeiten des Herren Benjamin . . . seien.

„Hahaha!“ lachte Arthur „und deßhalb ist Deine Verehrung kühler geworden! Wie sich doch Alles bestraft.“

„Gewiß,“ fuhr Edgar fort, „Ernst hätte mir vielleicht nie das Geheimniß enthüllt, denn trotz Allem und Allem scheint er sich in die hübschen Augen und das Kunstwerk im Mäulchen versehen zu haben. Aber was mich am meisten ärgerte, war, daß Ida die Malice hatte, als ich ihr Ernst als Hausarzt vorschlug, zu äußern: Ich finge an, alt zu werden und mein Protegé sei ein naseweiser Patron; ich thäte jedenfalls besser daran, mich für die Kinder der Frau von B . . . zu interessiren.“

„Was ist denn dieser Ernst Walter?“ fragte Arthur, „Du scheinst Dich ja sehr für ihn zu interessiren.“

„Walter,“ antwortete Altenhorst, „war mit mir zusammen auf der Schule. Er war der beste Kopf in der Klasse, dabei einer der gemüthlichsten, lustigsten Kerle, die je in dieser Wissenschaftsbude hausten. Während wir uns mit dem Tacitus quälten, schmökerte er unter'm Tische die Psalmen in der Ursprache, was ein Kunststück ist, mit dem nur wenige Rabbiner fertig werden. Kurz — er war in jeder Sprache, jeder Wissenschaft der Klasse voraus; wir machten unser Abiturienten-Examen und er dabei nicht nur seine,

sondern auch meine Arbeiten. Sein Vater, ein ehrlicher Schuster und sündhafter Katholik, verlangte danach, den gelehrten Sohn auf der Kanzel zu sehen. Ernst studirte des Morgens Theologie, während er des Abends alle Kneipen der Universität durch seine tollen Streiche umkehrte. Die Morgen wurden immer kürzer, die Abende immer länger und schließlich ging er nur in's Kolleg, wenn er kein Geld und keinen Kredit mehr hatte. Mit der Theologie war er, seiner Ansicht nach in einem halben Jahre fertig und nun legte er sich auf die Medicin. Aber trotzdem, daß er hierin eifriger war, da ihn die Wissenschaft mehr anzog, brachte er es in kurzer Zeit doch durch seinen Uebermuth dahin, daß er relegirt wurde; da er sich außerdem in verschiedene politische Clubbs hatte aufnehmen lassen, um sie zu bespötteln. Das Letztere wußte freilich Niemand. Nun ging Ernst nach Amerika. Vor einigen Jahren klingelt es bei mir, ich öffne und sehe einen Menschen mit wildem Barte, einem Hemdkragen, der vier Wochen keine Wäsche gesehen, zerrissenem Rocke und ein Paar Stiefeln, wie man sie nur bei Fuhrleuten in blauen Blousen auf schlesischen Landstraßen sehen kann.

Der Mensch ergreift meine Hand und sagt: „Guten Morgen Edgar, oder bist Du etwa vornehmer geworden, wie vor fünf Jahren im goldenen König zu G . . . —"

Ich sehe schärfer hin und erkenne Walter, den

prächtigen Jungen von der Universität — jetzt im Costüm eines Helden der Gerichtszeitung.

„Wo kommst Du her?"

„Von New-York zu Wasser als Matrose und von Hamburg zu Fuß, als reisender Arzt."

„Du scheinst in Amerika schlechte Geschäfte gemacht zu haben!"

„Da war's sehr faul — aber — hast Du schon gefrühstückt?"

Ich ließ ihm gleich mehre Beefsteaks holen, denn er schien mir gründlich ausgehungert.

Dann ließ ich ihm ein Bad bereiten, meinen Friseur nebst Schneider holen, damit man ein anständiges Wort mit ihm reden könne, ohne seine Phantasie unnütz anzustrengen.

Walter, nachdem er wieder einigermaaßen europäisch aussah, erzählte mir, daß er in Amerika den Doctorhut erworben, aber durch einige sehr unglückliche Curen außer Mode gekommen sei und endlich es vorgezogen habe, nachdem er sogar sein Glück bei rothen Menschen umsonst versucht — das liebe Deutschland wieder heimzusuchen. Vorläufig gehe es ihm sehr schlecht, er liege am Hamburger Thore in einer Schlafstelle und der Wirth habe heute Morgen seine Taschen durchsucht, weil sein Bettgenosse vorgeblich acht Groschen verloren habe.

Ich rieth ihm, sich an die Würdenträger seiner

Kirche zu wenden, seine Besserung anzudeuten und sich so fortzuhelfen — da bei der Kirche mehr als beim Medicinkasten zu holen sei.

Walter befolgte meinen Rath, schrieb an X und Y, ging zu A und Z, bekam aber dort nur höfliche Abfertigungen, und hier ließ man ihn unhöflich vor der Thüre stehen.

Einige Wochen später kam er wieder zu mir. „Ich bin ein gemachter Mann!" sagte er, „ich gehe mit Riesenschritten einem ehrsamen Philisterglücke entgegen".

„Nun?" fragte ich, „hast Du eine Stelle?"

„Ja."

„Was für eine?"

„Rathe!"

„Du bist Geistlicher."

Er zuckte verächtlich die Achseln.

„Arzt?"

„Nein."

„Hauslehrer, Literat? —"

„Nichts da — ich bin Ladenschwung! Veit et Comp. haben mir ihre Arme geöffnet, ich bekomme täglich fünf Silbergroschen, freie Station und spiele dafür Kaufmann. Später erhalte ich mehr; d. h. wenn ich die höhere Bildung besitze. O, ich kann schon einen orthographischen Brief schreiben, z. B. Dero Geehrtes vom 7/8 erhalten. Rosinen niedriger $3^3/_4$ ꝛc.

Ich traute meinen Ohren nicht. Walter, der tüchtigste, genialste Kopf der Universität, ein Ladendiener!

„Menschenkind," rief ich, „das ist Sünde an Dir selbst, Deine schönen Kenntnisse, Dein Talent soll mit Rosinen und Mandeln pfennigweis zum Teufel gehen? Wie kannst Du dies Leben ertragen?"

„Sehr gut — des Abends lese ich in meinen Büchern, das ist mein Leben; was ich sonst thue, hm — das nenne ich vegetiren."

Ernst sprach diese Worte leicht hin, aber trotz seiner Versicherung, daß er glücklich sei, fühlte ich die Bitterkeit in seinen Herzen.

Zwei Jahre vergingen, ich sah ihn immer seltener — plötzlich besuchte er mich eines Vormittags, was mir auffiel, da er sonst um diese Zeit in seinem Laden beschäftigt war.

Er bat mich, ihm hundert Thaler zu leihen.

Drei Wochen später theilte er mir mit, daß er sein Doctor-Examen gemacht, und den Laden für immer verlassen habe.

Herr Veit, der Principal Walter's, erkrankte vor längerer Zeit an einem bösen Fieber, Ernst curirte ihn und aus Dankbarkeit ließ er Walter, der ihm nun seine Geschichte erzählte, freie Zeit, und gab ihm die Mittel, seine medicinischen Studien zu beenden.

„Jetzt ist Walter schon ein ziemlich bekannter Arzt," schloß Altenhorst seine Erzählung, „ich hoffe, meine

Herren, daß Sie, da Sie ihn nun kennen, Sich für meinen Freund interessiren werden!"

Goldheim zog ein kleines Notizbuch, welches ebenfalls mit seinem Wappen geziert war, aus der Tasche, und notirte sich den Namen.

„Ich nehme ihn zum Arzt und er soll mir von den Indianern erzählen," rief er dann, sich die Hände reibend, während Arthur, der der Erzählung mit gespanntem Interesse gefolgt war, in Träume versunken schien.

Arthur war Novellist.

Aber er war ein Novellist ohne Verleger!

2.

Gräfin Ida M . . . ruhte in den Kissen ihres weichen Divans; auf ihrem Schooße lag ein Büchlein in Goldschnitt.

Gräfin M . . . war eine schöne Frau, sie hatte kastanienbraunes Haar, eine fein gebogene Nase, einen reizenden Mund und ein feueriges Auge. Ihre Figur war eher groß als klein, etwas stark, aber nur so viel, um ihre schönen Formen in weichen, zartgebogenen Linien erscheinen zu lassen.

Ihr Füßchen, in einen gelben Atlasschuh gehüllt,

ruhte auf einem Schemel, so herausfordernd, daß nur eine zweite Person fehlte um vor demselben die Kniee zu beugen.

Sie ruhte in jenem süßen, wollüstigen Zustande des Halb-Wachens, in dem der Geist, von Träumen betäubt, sich in süßen Gedanken hin- und herwiegt, und jedes Glied sich behaglich streckt, — wo der Körper sich ausruht und man doch frohe Stunden durchlebt, sie behaglich genießt, — wo das Herz in der Erinnerung zittert, glüht, bangt oder sehnt!

Der Geist des Menschen schwelgt so gern, und solche Stunden sind die süßesten seines Lebens. Was wäre ein Triumph, eine Freude, die Seligkeit einer Stunde, wenn die Erinnerung derselben nicht bliebe! Und wie süß ist es, sich in die Erinnerung zu versenken, den Genuß seliger Stunden wieder und immer wieder sich vorzuführen und darin zu schwelgen! —

Noch süßer ist es, wenn man dazu ein Sopha hat, so weich, so elastisch wie das der Gräfin Ida M . . .!

In solchen Stunden liegt der Reiz des Lebens, und in ihrer Seligkeit kann selbst eine Dame es vergessen, sich für den Ball anzukleiden.

Ida war die Tochter eines sehr reichen schlesischen Grundbesitzers; sie hatte ihre ersten Triumphe in Breslau gefeiert, jener Stadt der Magnaten, der Kaufleute und der Unsauberkeit, jener Stadt wo man die Menschen nicht zu uniformiren braucht, um die Kasten her-

aus zu erkennen, und wo der Mensch noch an sechzehn Ahnen und ein ehrliches Vermögen von einigen Hundert-Tausenden, aber durchaus nicht an Tugend glaubt, wenigstens nicht an Tugend der Frauen. O, Breslau, mit deinem noch immer etwas kaiserlich römischen Ansehen im Herzen, deiner preußischen Frontseite, dem Kirchenschmuck und dem Hauch der Geschichte über den grauen Zinnen — was könnten deine Mauern erzählen, wenn jede Wand schriebe, was sie gesehen, und dein Bann den Staatsanwalt verwiese! —

Im engsten Cirkel des engsten Kreises der Aristokratie geht es ungezwungen her. Die Welt ist keine andere Welt, aber sie ist eine Welt für sich — tausend kleine Geschichten gehen da vor, die man sich laut beim Weine erzählt, aber wo es erzählt wird, in Hansen's Weinstube oder in der adligen Ressource — da ist wieder kein Ohr, welches nicht hören dürfte, und nur selten dringt ein dunkles, kaum glaubliches, verzerrtes Gerücht in die profane Allgemeinheit.

Mancher schlesische Edelmann kennt nur seinen Gott und seine Berge, und es giebt welche, die nie weiter reisen, als bis Breslau. Ida's Vater war ein solcher. Wollmarkt und Pferderennen waren es für den Sommer, die Ballperiode für den Winter, was ihn nach Breslau zog; er las in der schlesischen Zeitung nur den Artikel „Breslau", alle seine übrige Wissenschaft von der Welt wurde ihm beiläufig auf der Jagd von den

Gutsnachbaren oder beim Wollmarkte, von den alten, ehrenwerthen Freunden zugetragen.

Ida war bald in der Hauptstadt Schlesien's zu Hause. Sie kannte alle Damen und Alles von ihnen, was Mancher nicht weiß — sie kannte alle Herren mit Ausnahme einzelner „jüngeren Brüder", und wußte mit siebzehn Jahren schon sehr genau, was Der und Der bereits durchgemacht und warum er mit der Gräfin M. P oder T . . so vertraulich war. Sie kannte die Männer bis auf die Namen ihrer Rennpferde, und das will viel sagen, denn man hält deren in Schlesien eine ganze Menge.

Bald hatte auch sie ihre kleinen Liaisons; das Herz ward schließlich vergeben und Ida — Gräfin M . . . .

Graf M . . . war ein langer, dürrer Herr mit einem sehr gut conservirten Backenbarte; er hatte mehrmals beim Pferderennen gewonnen, war in der cronique scandaleuse gut angeschrieben und ein Edelmann comme il faut.

Bald nach seiner Verheirathung nahm er einen Posten in Berlin an.

Die edlen Herren Schlesiens sahen ihn ungern scheiden, noch unlieber aber seine Frau, und das mit Recht.

Wir wollen damit durchaus nicht sagen, daß Ida jemals nähere Liaisons geschlossen hätte, als die Grenzen guter Sitte es zulassen, aber in einem geschlossenen

Kreise treten von selbst die Einzelnen sich näher, als dies sonst in der Gesellschaft geschieht, und es kömmt schließlich zu einer gewissen häuslichen Vertraulichkeit, die für beide Theile sehr pikant sein mag. Dazu kommt noch, daß jeder preußische Edelmann mit dem andern mindestens im dritten Grade verwandt ist.

In Berlin entbehrte Ida sehr bald die alten Freunde, die alte Geselligkeit und den alten Ton. Die Gesellschaften waren steifer, man kannte sich blos den Namen nach, und es schien ihr im ersten Augenblicke so fade und langweilig, daß sie kaum Lust hatte, auszugehen. Besonders erschien ihr das Herren-Publicum sonderbar gemischt, und sehr verschiedenen Charakters.

Kurze Zeit — und sie hatte sich nicht nur in das Berliner Gesellschaftsleben gefunden, sondern war auch schon darin zu Hause.

Kleine Zirkel in einem großen Kreise, die einander durchaus nicht neutral gegenüber stehen, ist das Erste, was in der Berliner Gesellschaft auffällt. Die Thüre derselben ist offen wie die eines Taubenschlags. Viele treten ein, oft unbemerkt, selten geräuschvoll, ebenso verschwinden Unzählige; Manche gehen hinein wie in's Theater, ein, zwei Mal, und nur die Wenigen, die sich in allen Zirkeln, in allen Kreisen und Kreischen bewegen, sind überall zu Hause.

Bei so gemischter Gesellschaft, so durcheinander gewürfelten Kreisen, muß es etwas steif bleiben, und was

vorgeht, das passirt so still, so geheimnißvoll, als wäre es das schwärzeste Verbrechen unter der Sonne.

Wehe Dem, der es nicht versteht, in dieser Weise zu handeln; der Berliner Leumund ist sehr böse und die kleinste „Geschichte" flüstert sich herauf bis zum Throne und herab bis in die schmutzigste Barbierstube der Vorstadt.

Doch wir schweifen sehr ab. Wir wollten nur beschreiben, wie es in Ida aussah, als sie nach Berlin kam und wie sie dort auftrat. Die schöne, reiche, lebenslustige junge Frau erschien in den glänzenden Salons wie eine Fee aus fremdem Blumengarten — so frei, so ihrer selbst bewußt trat sie unter die Menge.

Nicht in einem Kreise allein — sie glänzte in allen und die Herren, die Anfangs die Köpfe zusammengesteckt und gefragt — Wer ist das? — die folgten jetzt ihrem Triumphwagen überall hin; es schien, als ob sie gekommen wäre, alle Cirkel in einen Kreis zu vereinen, dessen strahlender Mittelpunkt sie war.

Unter den unzähligen Anbetern, die sie fürchterlich ennuyirten, war aber fast kein Einziger der sie dazu gezwungen hätte, ihm ihr Interesse zu schenken. Seufzer der Sehnsucht, Fadaisen, schlechte Verse hörte sie genug, von Galanterien wurde sie beinahe erstickt, aber Alles sah nur zu ihr hinauf — Niemand ihr in's Gesicht!

Ein Einziger hatte es gethan, aber der gehörte

nicht in die Gesellschaft. Ein kalter, fremder Hauch hatte sie umweht, als er ihr gegenübertrat — sie hatte gefühlt, daß ein Mann, kein Herrlein vor ihr stand, und wenngleich sie sein Auftreten frech, sein Wesen grob und arrogant betitelte, so war doch ein Hang in ihr, immer seiner zu gedenken und zu grübeln, was ihr denn eigentlich von ihm so imponirt habe!

Der Mann, den sie nicht vergessen konnte, war Ernst Walter! Hunderte von jungen Leuten, denen Geburt, Reichthum und Stellung von Jugend auf ein Gefühl der Sicherheit gegeben — hatten nicht das Selbstgefühl, den kräftigen Ernst, den festen, männlichen Blick, welchen Walter im Kampfe mit dem Leben sich erworben, im Kampfe mit den Verhältnissen, mit dem Elend.

Er war ein bedeutender Mensch, und das fühlen die Frauen instinctmäßig.

Aber auch zwei junge Leute aus der vornehmen Gesellschaft hatten einst den Blick Ida's länger auf sich geheftet — das waren der Freiherr von Altenhorst und Arthur von Sternwitz.

Der Erstere hatte ihr lange Zeit den Hof gemacht, aber sein scharfer, mokanter Geist hatte nur mit dem ihren getändelt; sie unterhielt sich gern mit ihm, war stolz darauf, daß er sie auszeichnete und — sie fürchtete sich vielleicht ein wenig vor seiner scharfen Zunge aber ihrem Herzen hatte er niemals näher gestan-

den. Mit Arthur war es anders. Dieser war weitläufig mit ihr verwandt, arm und anspruchslos, dazu von einer Gutmüthigkeit, die oft hart an Unklugheit grenzte. Arthur war nicht ohne Gaben, er hatte Witz, war sehr belesen, aber er hatte die unglückliche Schwäche, sich für einen Dichter zu halten. Altenhorst besuchte ihn grundsätzlich niemals, aus Furcht, einer Vorlesung der neuesten Werke seines Freundes beiwohnen zu müssen. „Langweilig," „schlecht," alle möglichen Kritiken ließ sich Arthur's Gutmüthigkeit dann gefallen, aber er las weiter und stritt womöglich noch für die Güte irgend einer Periode.

Nachdem wir den Leser ungefähr damit bekannt gemacht, woran Ida wohl denken und wovon sie wohl träumen konnte, kehren wir wieder zu ihr zurück, als eben der Lakai den Herrn von Sternwitz und Baron Altenhorst anmeldet.

„Die Unzertrennlichen!" murmelte die Gräfin, nachdem sie Befehl gegeben, die Herren einzulassen.

„Sie lesen! Gräfin," bemerkte Edgar, als er neben ihr Platz genommen, und zwar so, daß er sich in unmittelbarer Nähe ihres Füßchens befand, wofür er schwärmte — „darf ich fragen, wer der glückliche Autor ist — doch nicht . . .?"

Damit warf er einen bedeutungsvollen Seitenblick auf Arthur, der sogleich heftig erröthete —

Die Gräfin reichte ihm lächelnd das Buch hin —

„Geibel! Sie lesen Geibel!“ rief Edgar — „pfui Gräfin, das ist eine Sünde gegen Ihr besseres Selbst. Wie können Sie Sich so faden, sentimentalen Liebesgefühlen hingeben! Ich versichere Ihnen, den Geibel lesen die Mädchen, wenn sie in die Schule gehen, und wenn sie achtzehn Jahr alt sind, ist er, Gott sei Dank, wieder vergessen.“

„Ich hole das nach, was ich in der Schule versäumt habe — ich habe Geibel zum ersten Male in der Hand;“ entgegnete die Gräfin.

„Entschuldigen Sie — wo in Europa sind Sie zu Hause?“

„Warum?“ lächelte Ida.

„Weil ich das Land, wo die Mädchen den Geibel nicht lesen, kennen lernen möchte; sollte ich einmal das Unglück haben, verheirathet zu sein, so will ich meine Kinder dort erziehen lassen.“

„Urtheilen Sie auch so schlecht über Geibel,“ wendete sich Ida zu Sternwitz — „ich muß gestehen, daß mir einzelne Sachen sehr gut gefallen.“

„Gewiß!“ stimmte Arthur ihr bei, Geibel hat eine Menge sehr guter Gedanken, zartes Gefühl und eine vollkommene Form!

„Vor Allem ist er noch Mode-Dichter und paßt demnach in's Atelier des Herrn Lohse — oder Lohsé, ami de la tête,“ wie er sich mit Recht oder Unrecht nennt,“ spöttelte Edgar! —

„Welche Dichter sind denn nach Ihrem Geschmacke?“ fragte die Gräfin.

„Heine, dann — dann Heinrich Heine, und wenn ich noch Einen nennen soll, der Jude Heinrich Heine.“

„Das scheinen mir alle Drei eine Person zu sein!“

„Ja, aber drei verschiedene Dichter. Wenn ich mich zerstreuen will, lese ich Heine's Buch der Lieder, wenn ich an Sie denke, Frau Gräfin, dann lese ich ein Lied Heine's ohne sarkastischen Schluß, und wenn ich in schwachen Stunden Jemanden zu achten anfange, dann blättere ich in den Reisebildern des Juden Heinrich Heine, oder trillere einige seiner allerletzten Poesieen.“

„Hältst Du denn nichts von Lenau, Herwegh, Rückert, Freiligrath, Scheerenberg?“ fragte Arthur, der die seltene Eigenschaft hatte, als Schriftsteller das Talent Anderer anzuerkennen.

„Alles prächtige Leute, die ich sehr hoch stelle, aber ihnen fehlt das, was mir an Heine so gefällt — daß er sich über sein eigenes Gefühl mokirt.“

„Das ist eben jüdisch gemein!“ rief die Gräfin.

„Daß er's sagt — meinethalben — aber, auch daß er's thut?“ lächelte Edgar, die Gräfin fragend ansehend.

„Ich verstehe den Unterschied nicht —“

„Gräfin, hätten Sie noch nie eine schwache Stunde gehabt, in der das Herz fortgalloppiren will — dann ein kleines Sturzbad der Täuschung genossen und endlich darüber gelacht? Heine glaubt an das Gefühl der

Liebe, aber nicht an die Liebe selbst — als Poet idealisirt er die Frauen, weiß jedoch sehr wohl, daß diese Engel fast immer kleine Teufel oder Menschen sind — wie wir."

Während Edgar dies sagte, fixirte er die Gräfin sehr scharf.

Diese erröthete leicht.

„Baron Altenhorst ist so verdorben," wandte sie sich dann zu Arthur, „daß ich Ihnen rathen muß, seinen Umgang zu meiden — oder Ihnen versichere, daß ich niemals Ihre Schriften lesen werde."

„Wenn der liebe Gott sie drucken läßt —" murmelte Edgar halb laut, „um gute Menschen damit zu ennuyiren —"

Ida hörte die Worte und mußte unwillkührlich lächeln, da der gutmüthige Arthur keinen Pfeil gegen diesen Schützen hatte.

„Haben Sie noch immer keinen Verleger?" wendete sie sich dann theilnehmend zu ihm, um ihn zu trösten.

Arthur zuckte die Achseln. „Mein Roman ist noch nicht ganz fertig, es geht mir darin wie Schiller — ich kann die Feile nicht fortlegen."

„Ein trefflicher Vergleich!" lächelte Edgar, „auch Schiller las seine Sachen entsetzlich schlecht vor."

„Schadet nichts — Herr von Sternwitz, Sie opfern mir einen Abend und bringen Ihren Roman mit!"

wandte sich Ida huldvoll zu Arthur; der erröthend zusagte, während Edgar der Gräfin zuflüsterte, sie wolle sich wohl eine Märtyrerkrone verdienen.

„Darf ich mir auch einen Abend ausbitten," sagte er dann — „ich habe ebenfalls ein opus kennen gelernt, welches ich Ihnen gern vorlegen möchte."

„Was ist es? von Wem?"

„Eine Satire auf die gute Gesellschaft vom lieben Gott, vermehrt und verbessert herausgegeben von Sr. Hoheit dem Herzog * * * *."

„Gewiß wieder eine kleine Bosheit von Ihnen?" lächelte die Gräfin, Edgar neugierig ansehend.

„Nein, eine Gutmüthigkeit meines Freundes Arthur — es ist der Baron Goldheim von Stolzenburg."

Die Gräfin lachte laut auf. „Der — ich sah ihn neulich eine Polonaise tanzen — es war göttlich, wie das Aeffchen sich zierte. Woher kennen Sie Den?"

Edgar zeigte auf Arthur. „Dort ist der Sünder."

„Baron Goldheim," bemerkte Arthur, „ist freilich sehr eitel, aber ein vortrefflicher Mensch. Sein Vater ist freilich getaufter Jude und er hat den Adel gekauft, aber er hat, abgesehen von dieser Schwäche, sehr viel Gutes und ist vor Allem eine ehrliche, treue Seele."

„Ich wette darauf, Arthur könnte selbst am Teufel etwas Gutes finden, vielleicht die Liebenswürdigkeit!" rief Edgar — „ich muß gestehen, eine solche Karrikatur ist mir noch nicht vorgekommen. Sie müssen ihn sehen, Gräfin!"

In diesem Augenblicke trat Graf M . . . in's Zimmer.

Ida wußte sehr wohl, wie schlecht es aussieht, wenn eine Frau ihren Gatten vor Fremden zärtlich empfängt. Sie reichte ihm die Hand, auf welche er einen Kuß hauchte.

„Ida, es thut mir leid," sagte er, „Deine Pläne stören zu müssen. Wir müssen unseren Ball verschieben."

Die Gräfin sah überrascht auf.

„Ich bin sehr krank, liebe Ida — ich habe seit einigen Tagen so unerklärliche Zufälle — Blutandrang nach dem Kopfe — daß ich mich schon zu Bette gelegt hätte, wenn ich nicht durchaus in das Herrenhaus müßte. — Erst vor einigen Stunden ward mir so unwohl, daß ich mich kaum vom Stuhle erheben konnte."

Der Graf sah überaus erhitzt aus und seine Augen lagen hohl.

„Lieber Alfred, Du hättest zu P . . . schicken sollen —"

P . . . war der Hausarzt des Grafen.

„Der ist schon dagewesen, aber seine Pillen und Latwergen schmecken schlecht und helfen noch weniger!"

„Ich will Ihnen einen Arzt schicken, Herr Graf," mischte sich Edgar in's Gespräch, „für dessen Tüchtigkeit ich bürge —"

„Und Der ist?" fragte M . . .

„Doctor Walter."

Edgar unterließ es nicht, als er diesen Namen nannte, der Gräfin einen schadenfrohen Blick zuzuwerfen. Diese biß sich auf die Lippen.

„Walter — Walter!" murmelte der Graf, „von Dem habe ich noch nie Etwas gehört."

„Es ist ein junger Arzt, Amerikaner — er wird in kurzer Zeit einen großen Ruf haben."

„Nun, ich will's versuchen!"

Edgar und Arthur hatten sich bereits erhoben.

Die Gräfin reichte Arthur sehr freundlich die Hand, während sie verlegen erröthete, als Edgar sich ihr nahte.

„Darf ich wieder anfragen, wie Ihnen Walter als Arzt gefällt?" flüsterte Dieser.

Ida zuckte verächtlich die Achseln.

„O, die Weiber, die Weiber!" lachte Edgar auf der Treppe, ich glaube gar, der kleine Walter hat eine Eroberung gemacht! —"

Dann ergriff er Arthur's Arm und Beide schlenderten in eine Weinstube, um zu frühstücken.

3.

„Ich liebe Dich mehr als mein Leben,
Ich liebe Dich mehr als mein Herz —
Mein Herz, das möcht' ich Dir geben
Das ganze, das liebende Herz! —"

Diese Zeilen hatte Arthur so eben träumerisch auf

ein Stück Papier gekritzelt. Er saß im langen, faltenreichen Schlafrock an seinem Pulte. Die Lampe vor ihm brannte trübe, sein Kopf war auf den Arm gestützt, — er hatte schreiben, dichten wollen aber — es ging nicht.

Wie sollte er auch an seinem Romane arbeiten, während das eigene Herz wogte und zitternd der Stunde dachte, in der sie ihn zurückgestoßen, verachtet hatte! —

„Ich will nicht mehr an sie denken!" hatte er tausend Mal geschworen — „könntest Du sie hassen!" hatte er tausend Mal gedacht — und immer wieder trat gaukelnd und neckend ihr Bild vor seine Seele.

Es klopfte an der Thüre.

Der Postbote trat herein und brachte ein kleines Packet.

Arthur wußte schon, was es enthielt — er zahlte das Porto und legte das Packet vor sich hin.

Nach einer Weile schnitt er den Bindfaden, in den es gebunden, entzwei, nahm aus der Papphülle ein kleines Heft heraus, in welchem ein gefaltetes Stück Postpapier lag. Das Heft warf er bei Seite, den Brief las er mit gleichgültiger Miene, denn er kannte bereits das Schema, nach welchem er Dergleichen dutzendweis erhalten hate —

„Ew. Hochwohlgeboren

danken wir für das uns gef. übersandte Manuskript, welches wir mit großem Interesse gelesen haben. Wir

bedauern, daß anderweitige größere Unternehmungen es uns jetzt unmöglich machen, von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen und zeichnen

mit besonderer Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenste

Verlags-Buchhandlung von E. K. J. M . . . .

„Wenn Du schlechtes Zeug schreiben könntest —" dachte Arthur, „dann würdest Du schon Verleger finden. Die Welt hat keinen Sinn mehr für Poesie. Wahrsagebücher, Modeblätter, süßliche Romane in zehn Bänden, die Kunst, einen Mann zu bekommen! — Das Alles geht reißend, aber eine ehrliche Dichtung, deutsche Empfindung und solide Verwickelung, das lohnt nicht der Mühe — werden doch die meisten Bücher nur gekauft, weil sie schön eingebunden sind — die meisten Blätter gelesen, weil Anecdoten darin sind — wovon wir jedoch die Poesie-Fabrik in Stuttgart ausnehmen, deren Werkmeister nach moderner Art tausend Phrasen um einen Gedanken wickelt, — wenn man einen solchen mit der Brille finden kann.

Grad' ebenso geht es mit dem Theater.

Wo giebt es noch eine solide Musik! Das Publikum hat sich den Magen verdorben und liebt nur noch Näschereien, jagt nach Reizmitteln, die sein entnervtes Börsenleben wieder erheitern. Wer geht in das Schau-

spiel? — Niemand! Wo giebt es noch Humor? — auf der Gasse; in der Literatur erhebt sich statt seiner Frivolität, fader Witz — und auf dem Theater haben Possen das ehrliche, deutsche Lustspiel verdrängt.

Arthur — schreibe Kochbücher! Das ist ein rentables Geschäft — denn die Weiber allein bringen noch Romane zu Tage, seitdem man sie nicht mehr liebt, sondern blos heirathet, seitdem der Ehemann nach der Garküche schickt und die Prinzessin . . . . aus der Leihbibliothek liest.

Wenn nur die Leihbibliotheken Bücher kaufen und das Publikum sich im Laden blos den Einband ansieht — woher soll da der Verleger das Honorar nehmen?

Pfui über die Damenwelt, die mit ihren zarten Fingern ein Buch halten kann, welches bereits alle Fäuste der Quergasse passirt hat, das nach Tabak riecht (während der Gemahl nicht rauchen darf) und dennoch mit dem von schönen Lippen genäßten Fingern seitenweise umgeschlagen wird —

Und dieselbe Hand schmücken goldene Reifen — es ist eine Huld, sie küssen zu dürfen!! — —

Schiller starb im Elende, so sehr im Elende, daß kein Licht da war, daß Freunde die Leiche sehen konnten und der letzte Bissen Brod verzehrt war — Cotta, sein Verleger, wurde durch ihn ein reicher Mann, weil man „den Schiller" kaufte — es war Mode,

ihn zu besitzen! — heute wird nicht einmal mehr der Buchhändler reich — wie also muß es dem Autor gehen, der noch lange kein Schiller ist! Das ist nur durch Gleichungen zehnten Grades zu lösen."

Arthur warf Manuskript, Brief und Feder zur Seite — es drängte ihn hinaus, in's Freie.

Unter vier engen Mauern drückt das Unglück und das Leid doppelt schwer.

Er ging ohne Ziel — mechanisch schlug er den Weg ein, den Jeder geht, dessen Herz an einem anderen Orte weilt — vor des Liebchens Thür! —

Wie oft hatte er mit Herzklopfen dies Haus betreten und wie oft hatte er selig, hoffnungberauscht die Schwelle verlassen, um nach Hause zu eilen und zu träumen!

Das Haus stand da, die Thüre war offen — Alles war so wie sonst — gewiß öffnete oben noch die alte Martha den engen Corridor, bat abzulegen und sicherlich saß Emma jetzt, wie sonst, neben der Mutter auf dem kleinen Sopha, vor der braunen Lampe und nähte, während Agnes, ihre Schwester, aus dem Lenau vorlas, oder gar ein neues Buch — die liebliche „Chronik der Sperlingsgasse," oder eine andere kernige Dichtung vortrug.

Wie oft hatte er da Oben gesessen, hatte Agnes abgelöst und vorgelesen oder mit Anna geplaudert, während sie Thee einschenkte — und wie neckisch hatte

sie ihm auf die Finger geklopft, wenn er ungeschickt Hand anlegte, ihr zu helfen! —

Alles, Alles war da oben noch wie sonst, nur er durfte nicht hinauf wie früher, das Haus kam ihm heute so fremd, so kalt vor — —

Und weßhalb? ja, Das wußte er selber nicht.

Als er das letzte Mal ungemeldet zu ihnen in's Zimmer trat, ward er kühl empfangen, Emma sprach kein Wort, Agnes wurde blutroth und die Mutter war gemessen höflich.

Auf seine Fragen erhielt er unbestimmte Antworten, schließlich bekam die Mama Kopfschmerzen und er ging.

Als er wiederkam, wurde er nicht angenommen! —

Seitdem hatte er es noch immer nicht gewagt, hinzugehen.

Edgar schwur auf sein trübes Gesicht, daß er einen Korb bekommen haben müsse, und Arthur fühlte bei diesem Spotte erst recht, wie sehr er Emma liebe und daß er entsetzlich unglücklich sei! —

Frau Räthin Laring, die Mutter seiner Emma, war Witwe, und das in ziemlich drückenden Verhältnissen, denn ihr seliger Gemahl hatte zwar ein kleines Vermögen aber große Schulden hinterlassen, so daß sie fast allein auf das spärliche Einkommen der Witwenkasse beschränkt war.

Arthur hatte ebenfalls nur so viel, um zu leben —

denn sein Assessor-Gehalt reichte knapp hin, ihn mit Schuhzeug für Hände und Füße zu versehen, es war also wenig genug Aussicht für ihn da, Emma zu heirathen — aber wer denkt daran, ehe er das Jawort erhalten hat; und jetzt, wo Arthur zurückgewiesen war, hatte er das vollständige Recht, unglücklich zu sein.

Während er so dastand und das Fenster des Liebchens in Augenschein nahm, hatten sich zwei Gestalten ihm unbemerkt genähert; die Eine schlug ihm mit der Hand so plötzlich auf die Schulter, daß er aufschreckte und zusammenfuhr.

„Sagt' ich's nicht, der Toggenburger sei hier zu finden!" rief Edgar's muntere Stimme, „schäme Dich, alter Geselle — ich in Deiner Stelle machte aus Deiner Liebesgeschichte eine Novelle, schilderte die Heldin darin so gräßlich, daß kein Mensch ihr auf drei Schritte zu nahe kommt, und sendete ihr das Buch in Maroquin eingebunden zum zwanzigsten Geburtstage. Jetzt," damit ergriff er Arthur's Arm und zog ihn fort, „jetzt sollst Du mit uns die Gassen durchschlendern. Hier, mein Dr. Walter will mit uns eine Bierreise machen."

Der so Vorgestellte war ein Mann im Anfange der Dreißiger, mittelgroß, brünett und mit einem sehr entschiedenen Ausdrucke in den markirten Zügen.

„Eine Bierreise?" wiederholte Arthur das Wort — „was ist Das? —"

„Ein herrliches Vergnügen! — ich kenne es auch

noch nicht," lachte Edgar. „So viel habe ich davon weg, daß wir in alle Wirthshäuser gehen —"

„So ist es," ergänzte ihn Walter. „Für Sie, Herr von Sternwitz als Novellist und für Ihren sarkastischen Freund wird sich dabei ein Stoff finden, der gewiß interessant ist."

„Hallo, eine rothe Laterne!" rief Edgar — „ist das so eine Kneipe?"

Statt der Antwort trat Walter in den offenen Hausflur.

Edgar und Arthur folgten ihm.

Die Gaststuben des Locals waren überfüllt, Hunderte von dunklen Gestalten lebten und regten sich in den grauen Tabakswolken. Jeder hatte ein sogenanntes „Seidel" vor sich, die Unterhaltung wurde laut geführt — und weiter gezecht — man hörte Nichts als ein wirres Gesumme, Rufen und Klappern mit den schweren Trinkgläsern.

Arthur blieb an der Thüre stehen. „Hier sollen wir hinein —" flüsterte er zaghaft —

„Hier hinein!" lachte Edgar und zog ihn vorwärts.

In einem fernen Winkel des Locals war ein freies Plätzchen, welches Walter mit kundigem Auge sofort erspäht und bald für sich und die Freunde in Beschlag genommen hatte.

Es wurde Bier gebracht — man kostete und der Trank ward vortrefflich befunden.

„Sehen Sie," wandte sich Walter zu Sternwitz, „daß sind hier die echten Biertrinker — Alt und Jung, Reich und Arm. Die Leute kommen her, trinken und gehen fort — Andere bleiben sitzen, bis ihre Zahl voll ist, woran nicht ihr Magen, sondern der Kellner sie erinnert. Es giebt Leute, die täglich ihre zehn bis zwanzig Seidel trinken."

„Pfui — eine schöne Gesellschaft!" rief Arthur verächtlich.

„Durchaus nicht, was halten Sie z. B. dort von den Herren am runden Tische?"

Edgar und Arthur sahen hin und zögerten mit der Antwort. Schärfer beobachtet sahen die Leute anders aus als der Ueberblick über die Gäste des Locales es erwarten ließ.

„Das sind Professoren der Universität! sie trinken am meisten — Dort" — und Walter wies auf einen anderen Tisch — „dort sitzen ein alter Oberst, Geheimräthe und ein Superintendent, es sind alles verheirathete Leute. Schlag acht Uhr brechen sie auf, um zur Zeit am Theetisch der „Mutter" zu sein."

„Was sind denn Das für Leute?" fragte Edgar auf einen Tisch zeigend, an dem mehre Gäste saßen, die nicht mit einander plauderten und nur mit ihrer Cigarre beschäftigt schienen.

„Gäste wie wir, die herein geschneit sind. In einer bairischen Bierstube schließt man keine Bekanntschaft,

wenigstens nicht den ersten Tag. Die Leute trinken ihr Bier; wer sich Gesellschaft mitbringt, hat welche, sonst sitzt er allein."

Nachdem die Freunde das Publikum gemustert, verließen sie den Ort, da Arthur den furchtbaren Tabaksqualm nicht länger ertragen konnte. Walter führte sie einige Schritte weiter in eine Weißbierstube.

Hier sah das Publikum anders aus. Man plauderte nicht so laut — die Gäste saßen behaglich an langen Tischen vor den hohen Stangengläsern und fast an jedem Tische wurde gespeist. Die Leute hatten den doppelten Umfang von dem der Biertrinker des vorigen Locals.

Kaum hatten die Freunde Platz genommen, als ein ältlicher Herr, der bisher allein gesessen und aus einer langen Pfeife rauchte, sie in Augenschein nahm und zu ihnen heran rückte.

„Das Bier ist etwas jung!" begann er die Unterhaltung, „Lindenheim (dies war der Name des Wirthes) wird sich Schaden thun! —"

„Ich finde das Bier sehr gut!" lächelte Arthur, indem er mit beiden Händen das Glas zum Munde führte und doch nur mit Mühe einige Tropfen aus der Ueberfülle von Schaum auf die Lippen bekam.

„Bah," schmunzelte der alte Herr, „Sie hätten gestern hier sein sollen! Das war ein Bierchen, wie Lindenheim es lange nicht gehabt!"

„Sie sind wohl täglich hier?“ wandte sich Edgar zu dem Alten —

„Alle Tage, so lange mir der liebe Gott noch Gesundheit schenkt. Der Sonntag allein fällt aus, denn da gehe ich zu M . . . vor's Thor, da kann ich meine Frau und die Kinder mit hinnehmen.“

„Sie sind verheirathet?“ fragte Walter.

Der Alte nickte ein Ja. „Bin's seit dreißig Jahren —“

„Und glücklich?“ fragte Arthur —

„Na, Das ist so 'ne Sache. Ich hab' meine Frau recht lieb, wir haben uns zusammen durchgeschlagen, sitzen jetzt auf dem Trockenen, aber — die verfl . . . Redoutenbälle haben sie ganz toll gemacht. Der Teufel hat diesen Unsinn erfunden.“

Edgar blickte neugierig auf, während Arthur den Alten um eine Erklärung bat, weßhalb er gegen diese Feste eingenommen sei.

„Feste? — Satanskniffe sind es, einen ehrlichen Bürger damit toll zu machen. Meine Alte ist gewiß ein vernünftiges Frauenzimmer; und wenn ihr der liebe Gott auch ein gehöriges Quantum Eitelkeit geschenkt hat, so kam sie doch mit der Zeit in die Jahre, wo selbst Frauen vernünftig werden. Meine Alte lachte die Nachbarin, die Frau vom Seifensieder Essemann, der das Haus in der Jakobsstraße hat, tüchtig aus, als diese davon sprach, den ersten Redoutenball zu besuchen.

Die Essemann ist noch ein junges Weib und hat ein ganz stattliches Aussehen; sie hat Etwas zuzusetzen — nun, da moch'ts angehen, obwohl sie auch besser fortgeblieben wäre. Am anderen Tage kam sie zu meiner Frau und verdrehte ihr den Kopf. Der König hatte Essemann „guten Abend" gesagt, hatte sie lorgnettirt, ein Garde-Lieutenant hatte mit ihr getanzt — kurz, das Frauenzimmer bildete sich ein, daß sie eine große Dame geworden sei, daß sie jetzt erst das Leben kennen gelernt habe, und sagte: wer nicht die Redoutenbälle besucht, der gehöre nicht in die Welt, nicht in's anständige Publikum und möge sich begraben lassen. Dann erzählte sie so viel von Putz und Brillanten, von den Prinzessinnen und — daß der König und die großen Herren gar nicht stolz seien, daß man mit ihnen dort wie mit seines Gleichen spräche — kurz — meine Frau setzte es sich in den Kopf, es der Essemann gleich zu thun und auch auf den Ball zu gehen. Ich versprach es ihr endlich, des lieben Friedens wegen und wir gingen mit unserer ältesten Tochter hin. Seit dem Tage ist der Teufel in die Weiber gefahren. Die Essemann hat ein Kleid gekauft, wie es die Prinzessin von Preußen trägt und meine Frau will es ihr nachmachen; meine Tochter hat mit den Garde-Lieutenants getanzt und die haben ihr allerlei Unsinn in den Kopf gesetzt — mein Geschäft stockt, mein Geldbeutel wird leer und wenn das so fortgeht, sehe ich schon, daß irgend ein Firle-

fanz von Baron oder so Etwas meine Tochter — na, ich will Nichts sagen, aber man hat Dergleichen erlebt — — —"

„Da haben Sie ein Stück Weltweisheit;" flüsterte Walter Arthur zu, „wo es noch Stände giebt, darf man sie nicht vermischen, ein solches Raisonnement, wie das, dieses Philisters, wäre in Amerika ein Unding. Dort würde ein Vater die Tochter auf den Ball schicken, um einen reichen Schwiegersohn zu fischen, oder sie los zu werden; der arme Kaufmann würde seine Waaren an den Mann bringen, aber sich hüten, den Ball zu besuchen, denn eitel ist man dort nur auf den Besitz — hier, wo man Orden trägt, ruinirt sich der Arme für einen hohlen Stolz. Die Leute raisonniren über den Ball und gehen hin, Vornehme fürchten, daß ihre Kinder Mesalliancen schließen, aber sie geben ihnen Gelegenheit dazu — ein Blödsinn folgt aus dem anderen!"

„Wie meinen Sie das? —" fragte Arthur —

„Stände bestehen dadurch, daß die Einen sich auf ihre Geburt zu viel einbilden, und die Anderen, trotz ihres Raisonnements darüber, ihr Vermögen opfern würden, um ein „Von" vor ihren Namen, einen Orden, oder einen vornehmen Schwiegersohn zu bekommen, der die Tochter unglücklich und die Kasse leer macht — Eitelkeit dort, Eitelkeit hier! daher tausend unsinnige Geschichten aus Eitelkeit."

Als die Freunde das Local verließen, war es zehn Uhr geworden und die Straßen der Metropole leer.

Früher, als noch Leben in den Kaffeehäusern war, weil dort weibliche Jugend den Trank kredenzte, blieb es laut bis spät nach Mitternacht. Aber seit ein solider Geheimrathssohn von den schönen Augen einer schönen Priesterin des Bachus und der Venus bezaubert, durch sie sehr unsolide geworden, Schulden gemacht hat, im Examen durchgefallen ist und mit seiner Dulcinea am Arm im Circus bei Renz von der liebenden Mutter gesehen worden, seit die alte Ordnung wieder eingeführt worden und die Kirche einen Blick auf das Treiben Berlin's geworfen, kurz, seit die Mädchen verwiesen und der Kellner wie früher das Bier schlaftrunken den späten Gästen reicht — seitdem sind die Kaffeehäuser und die Straßen leer.

Was ist aus allen den schönen Mädchen geworden, die so mancher Gastwirth mit großen Kosten aus fernen Provinzen sich verschrieben — wo ist die berühmte Alma, mit dem hochgekämmten Haare, die Wanda, mit dem Hermelinpelz, die Bertha aus Libertée, die Agnes und wie sie Alle geheißen — wo sind sie jetzt? — Sie hatten einen dereinst großen Namen, Eine von ihnen zog tausend Gäste an und machte Hunderte toll — Alt und Jung pilgerte zum Café Divan, zum Caffé de l'esperance ꝛc., die Schöne zu sehen, von welcher Tausende erzählten — sie sind verschollen, aber

nicht vergessen; und so Mancher, der jetzt sein Seidel trinkt, denkt dabei an die süßen Stunden, wo Alma neben ihm saß und Agnes im Vorüberschweben ihm einen neckischen Blick zuwarf.

Wir gehen auf der Straße — es ist Nacht — eine Damengestalt huscht vorüber, scheu blickt sie um sich und verschwindet im Schatten der langen Häuserreihe — das ist keine Dame, die sich verspätet hat, oder die von dem Dienstmädchen, das sie abholen sollte, nicht gefunden worden ist, — es ist keine Näherin, denn diese sitzt längst zu Hause bei ihrer alten Mutter, neben dem mit ihr gerichtlich verlobten Bräutigam — es ist Eine jener unglücklichen Freudenmädchen, die das Auge der Polizei flieht, denn nach zehn Uhr darf sie nicht mehr auf der Straße betroffen werden. Sie kommt vom Balle — aus einem der unzähligen Tanzlocale, wo nur die Herren Entreé zahlen, wo man Champagner mit ihr trinkt, aber über das Loch im Schuh fortsieht und wo der vornehme Aristokratensohn die Tänzerin eines Ladendieners zur Extratour auffordert.

Sonst ist Niemand auf der Straße. Ab und zu sitzt in einer Ecke ein schlafender Nachtwächter, der das verbotene Klatschen eines Mannes nicht hört, welcher den Hausschlüssel vergessen; dort in der Hausthüre kos't noch ein Pärchen, die Köchin und ihr Unteroffizier — wir hören sie ihn fragen: „Was wird denn eigentlich aus dem Menschen, nach dem Tode?" oder auch:

„meine Herrschaft giebt Sonntag Gesellschaft, da können wir nicht ausgehen."

Dort an jener Ecke steht eine Gesellschaft — verschiedene Pärchen, Eltern mit Töchtern — die einander laut „gute Nacht" zurufen, denn der Weg trennt sich hier — und dort wandelt ein Geheimrath mit seiner Frau nach Hause bei seinem Referendar vorüber der — eben aus der Bierstube kommt.

An der Plumpe aber steht der geisteskranke Wasser-Lieutenant, der alte Herr mit dem Silberhaar und sucht, wen er verschlinge.

Wehe Dem, der ihm in den Weg kommt! der Invalide hat die Manie, bei nächtlicher Zeit den Leuten Missions-Traktätchen aufzudrängen, sie von den scheußlichen Gräueln einer Revolution oder von Thomas à Kempis' Werken zu unterhalten, die „Friedrich der Große stets bei sich gehabt habe."

Gigantisch aber ragen aus dem Dunkel das alte Königsschloß — die Statue des großen Churfürsten und die des einzigen Königs. Um sie — Todtenstille, lange, kalte Häuserreihen — das Reich schläft nun, die großen Monumente und die Stadt träumen — nicht von Preußen's großer Vorzeit, denn es weh't kein gespenstischer Hauch den Wanderer an, der ihn ahnen läßt, daß er da steht, wo diese Männer gelebt haben!

4.

Der Dr. Walter behandelte Graf M. seit einigen Wochen, denn dieser hatte ihn auf Edgar's Rath in's Haus gezogen und ihm seinen werthen Körper anvertraut. Aber dem Körper sollte die Seele sehr bald nachfolgen; Graf M. ennuyirte sich zuweilen; Walter hatte — wie alle Leute, die etwas durchgemacht haben — ein gewisses Etwas, bei dem selbst der unbehaglichste Mensch sich behaglich fühlt, das unser Vertrauen sofort in Anspruch nimmt und uns den Wunsch aufdrängt: mit dem Manne näher befreundet zu sein.

Es giebt Aerzte, die durch ihre Ruhe, durch Einsylbigkeit, durch eine fahle Gesichtsfarbe, schwarze Toilette — oft durch Grobheit sofort Vertrauen erwecken; es giebt Leute, zu denen man sich hingezogen fühlt, weil sie in der Stube stehen bleiben und nicht Platz nehmen wollen, einen festen Zug um den Mund und einen sanften Blick haben, es giebt Leute, die Neunzig unter Hunderten, denen sie begegnen, imponiren, und Menschen, die in dem einfachsten Anzuge von der Welt doch etwas Apartes haben, was angenehm auffällt — alle diese Eigenschaften besaß Walter und Graf M... verwünschte die Praxis des Doctor's, die den Mann zwang, seine Besuche immer mehr zu verkürzen.

Walter war nicht blos ein interessanter Mensch, er war auch ein interessanter Arzt. Es genügte ihm

nicht, den Grafen die Zunge herausstrecken zu lassen und ein verdächtiges Gesicht beim Pulsfühlen zu schneiden, er verschrieb nicht blos Recepte und handelte mit dem Kranken um die Strenge der Diät — nein — dies Alles war bei ihm Nebensache, er fragte wann der Graf aufstehe, wie er die Nacht geschlafen und ob er sich auf dem letzten Ball amüsirt habe. M. berichtete, daß er sich im Stillen über den Minister K . . . sehr geärgert habe, beim Souper zuviel Gänseleberpastete gegessen, aber die Nacht fest geschlafen habe — freilich sei ihm des Morgens nicht recht wohl zu Muth gewesen und erst der Kaffee habe ihm die Grillen des Magens verscheucht. Walter war damit noch nicht zufrieden und fragte nachdem, was der Graf geträumt habe. Dies hatte M... jedoch leider vergessen — oder er wollte es nicht sagen. Nun schwatzte Walter über Politik, fixirte den Grafen dabei und sagte ihm endlich, daß sein Leberleiden sehr unbedeutend sei und die Aerzte ihn früher falsch behandelt hätten.

M... machte große Augen, denn der plötzliche Schluß kam allzu überraschend; er hatte Walter einen Blick in seinen Ehrgeiz, in sein geistiges Leben thun lassen und nicht bemerkt, daß dieser dabei seinen körperlichen Zustand erwog — er wollte in seinem Disput fortfahren, aber Walter wußte genug, verschrieb ihm einige Tropfen und empfahl sich.

Das war der erste Besuch.

Bei'm zweiten, ließ sich Walter den Koch des Grafen holen und belehrte ihn über einige Zuthaten, die andere, dem Grafen schädliche Gewürze sehr gut ersetzen konnten — dann rieth er dem Grafen statt der Manilla-Cigarre, lieber eine Havannah zu wählen und des Narcotici wegen eine kleine Bernsteinspitze zu benutzen.

Er ging so weit, dem Grafen die ganze Zeiteintheilung des Tages vorzuschreiben, den Spazierritt vor Tische, die Promenade nach Tische zu legen und ihm statt des Schauspiels den Besuch des Possen-Theaters vorzuschlagen.

Er wurde M . . .'s Vertrauter und dieser ward durch seine Unterhaltung ebenso gefesselt wie angeregt.

Ernst, der sich in allen Schichten der Gesellschaft bewegte, hatte oft ein Urtheil über Dies oder Jenes, welches den Grafen anfangs überraschte, dann darüber nachdenken ließ und endlich seine Ansichten, seine Denkungsweise vortheilhaft veränderte.

Der Vertraute des Gatten konnte der Frau nicht ferne bleiben.

Das erste Wiedersehen Walter's und Ida's nach jenem Balle, wo sie ihm einen Korb gegeben, sollte jedoch für ihre künftige Stellung zu einander entscheidend sein.

Der Graf führte Walter zu seiner Gemahlin, als diese eines Tages über Kopfschmerzen klagte.

Beide, Ida wie Ernst, hatten dies Zusammentreffen vorhergesehen, aber sie waren nicht gleich darauf vor-

bereitet. Ernst kam in seiner Rolle als Arzt — und schien das Begegnen auf dem Balle vergessen zu haben, Ida erwartete weniger den Arzt, als den Mann, der sich ihren Träumen aufdrang und der, wenn nicht gegen, so doch ohne ihren Willen wieder in ihre Nähe kam.

Sie erwiderte seine gemessene Verbeugung mit einem leichten Kopfnicken. „Ich habe Kopfschmerzen," redete sie ihn an — können Sie mir dieselben wegschaffen — aber recht rasch, denn ich möchte heut' Mittag ausfahren.

„Ich würde Ihnen rathen, zu Hause zu bleiben —"

„Das geht in keinem Falle!" unterbrach ihn die Gräfin.

„Gut, dann werde ich Ihnen erst heut' Nachmittag etwas gegen Ihr Leiden verordnen."

Ida sah ihn groß an.

„Die Schmerzen lassen sich in einigen Stunden nicht heben," fuhr Ernst ruhig fort, „und würden nur heftiger werden. Ich rathe Ihnen, bei diesem feuchten Wetter nicht auszufahren."

„Deine Besuche werden nicht so dringend sein!" mischte sich M... in's Gespräch, dem Arzt zu Hilfe kommend.

„Dringend oder nicht, ich fahre aus!"

Ernst lächelte, die Gräfin fühlte den leichten Stich, den ihr das Uebergewicht Walter's gab, sie suchte nach einem Pfeile ihn ebenfalls zu verwunden.

„Weißt Du nicht," wandte sie sich zu ihrem Gatten, „wo die E . . .'schen Pillen geblieben sind — die helfen augenblicklich."

„Du mußt sie in Deinem Secretair haben" — entgegnete dieser — „aber sind die Pillen auch gut?" wandte er sich dann fragend zu Ernst.

„E . . . .'s Pillen sind berühmt!" rief die Gräfin hastig.

„Sie sind so gut für Kopfschmerz wie A . . . 's Bonbons für den Husten," lächelte Walter, „der Glaube hilft sehr viel und der Zufall häufig noch mehr."

„Ein Arzt hält nie viel von den Mitteln des Andern!" sagte die Gräfin spitz, „mir haben die Pillen sehr oft geholfen."

„Dann kann ich Ihnen zu nichts Besserem rathen," entgegnete Walter ernsthaft; „die Pillen sind ganz gut, aber kein Universalmittel, denn solche giebt es nicht. Dergleichen unschädliche Dinge giebt es eine Menge, aber ich rathe Ihnen doch, nicht allzusehr auf Zeitungs-Annoncen zu vertrauen; alle Dinge gebrauchen, die an sich unschädlich sind, würde zuletzt den Magen angreifen und Sie, gnädigste Gräfin, können nicht viel vertragen."

„Sie kennen mich ja kaum!" zuckte Ida mit den Achseln — „und sind schon mit dem Urtheile fertig!"

Ernst that, als bemerke er das Spöttische des

Tones nicht — er verbeugte sich bejahend — dann flüsterte er dem Grafen einige Worte in's Ohr.

Dieser verließ bald darauf, unter einem Vorwande, das Zimmer.

Ida und Ernst waren allein. Sie hatte ihn noch nicht dazu aufgefordert, Platz zu nehmen.

„Gräfin," sagte er, sich in einen Fauteuil niederlassend, „der Arzt kann nur da helfen, wo er Vertrauen findet."

„Vertrauen muß erworben werden," entgegnete sie — „doch wie kommen Sie darauf? ich bin nicht krank."

„Sie sind es."

„Das ist neu!" lächelte Ida, „ich fühle mich wohl und der Arzt sagt mir, ich sei krank — nun werden sie mich curiren und dann werde ich Schmerzen haben."

„Sind ihre Kopfschmerzen vergangen?"

„Das nicht, aber daran bin ich gewöhnt."

„Sie schminken Sich also häufig? das wird Ihren Teint verderben."

Ida erröthete verletzt. Sie hatte sich vergeblich bemüht, das ihr imponirende Wesen des Arztes zu bekämpfen, jetzt gelang es ihm, sie zu beschämen.

Die meisten Frauen glauben nicht, daß man die Schminke sieht — sie schminken sich wenigstens nicht in der uneigennützigen Absicht, Niemanden durch Bläße zu erschrecken oder durch Welke an seine Jahre zu erinnern.

Ida war noch zu jung, um die Schminke für eine ganz gewöhnliche Toiletten-Utensilie zu halten.

„Schminke verdirbt die Haut, und wer sie zu oft einer Laune wegen benutzt, der muß sie schließlich aus Eitelkeit gebrauchen — Sie sind zu jung und zu frisch um der Schminke zu bedürfen, nach zwanzig Jahren thun Sie, was sie wollen, jetzt ist es eine Sünde gegen Ihren Teint!"

„Ich will nicht, daß man mir den Kopfschmerz ansieht," flüsterte Ida, die sich unterdessen gesammelt hatte, „mir ist nichts langweiliger als die Fadaisen kalten Mitleids, conventionelle Trostworte und dergleichen zu hören."

„Warum besuchen Sie Leute, die Ihnen Fadaisen sagen? warum gehen Sie in die geistlosen, nüchternen Zirkel, wo Einer über die Bücklinge des Anderen lacht."

„Sie scheinen sehr wenig von der guten Gesellschaft zu halten — in der ich mich bewegen muß, weil ich hineingehöre und doch haben Sie dieselbe neulich erst aufgesucht —"

„Verhältnisse" entgegnete Ernst, lächelnd, „zwangen mich, an jenem Abend, wo ich das Glück hatte, Sie zu sehen, einen Ort zu besuchen, an den ich ebensowenig gehöre, wie ich ihn aufgesucht habe. Das Publicum, welches ich dort getroffen, schien mir jedoch nicht zur guten Gesellschaft zu gehören — wenigstens nicht zu der, die ich mit diesem Namen bezeichne."

„Die Aristokratie der Hauptstadt war dort vertreten!“ bemerkte Ida spitz — „was nennen Sie die gute Gesellschaft?“

„Gräfin, in einer guten Gesellschaft, darf Niemand sein, der des Andern nicht werth wäre. Ohne von mir zu reden, der ich nur so hineingeschneit war, sah ich sehr Viele, die dort nicht zu Hause waren und blöde bis zur Unwürdigkeit in der Ecke standen; es herrschte weder Frohsinn noch Gemüthlichkeit; nicht einmal steife Etikette, dieser Zauber alter, vermoderter Vornehmheit war sichtbar — Gräfin — in einer gutbürgerlichen oder guten bäurischen Gesellschaft lernt man den Stand in seinen heitersten Farben, den Menschen in seiner Freude, seinem Stolze oder seiner Eitelkeit kennen, in jener Gesellschaft aber, sah ich einzelne aristokratische Erscheinungen aber kein aristokratisches Leben, es war eine nüchterne Maskerade aufgeputzter Geschöpfe vom genus: homo.“

Die Gräfin, welche Anfangs erröthete, als sie den Stich fühlte, den Walter ihr für den Korb ertheilte, mußte bei seiner Beschreibung des Balles lächeln und konnnte dem Urtheile wieder nur beipflichten. Die Gesellschaft war wirklich eins der buntesten Berliner Feste gewesen, in die hundert Menschen hineingezwängt waren mit dem Bemerken „es wird getanzt“!

Das Gefühl der Gräfin Ernst gegenüber ward immer anderer Natur. Hatte er sie zuerst dominirt, so

ward er ihr jetzt räthselhaft, sie fühlte sich von ihm angezogen, er interessirte sie. Der Stolz, welcher früher seinen Werth nicht anerkennen wollte, der ihn aus einer Laune bekämpfte, ehe sie seine wahre Stärke erkannt, verschwand immer mehr, und hatte er die erste Ursache gegeben, daß ihr Geist sich mit ihm beschäftigte, so kam jetzt, mit dem Interesse, das Herz in's Spiel.

Frauen können sich nicht leicht für Jemanden interessiren, ohne daß sie warm werden; Geist und Herz ist bei ihnen nicht so getrennt, wie bei'm Manne.

Walter war ein schöner Mann, besonders wenn er sprach. Er hatte das, was die Frauen so sehr anzieht: er ließ sich nicht durchschauen, er gab sich nie ganz — Leute die dies thun, sind wohlfeile Waare und werden als solche behandelt.

„Sie müssen eine eigenthümliche Erziehung genossen haben" — sagte sie nach einer Pause mit einem Blicke, der ihm verrieth, was in ihr vorging, — „Sie blicken mit dem kritischen Auge eines Fremdlings auf das Treiben der Menschen, unter denen sie leben!"

„Ich bin weder von Eltern, noch Lehrern, überhaupt nicht von Menschen erzogen worden!"

„Von wem denn?"

„Von der Welt und durch das Schicksal. Ich habe zweimal mit meinem Dasein Bankerott gemacht, drum kann ich tiefer in die Karten sehen und die Leute beobachten, welche ihr ganzes Leben dazu brauchen, um

auf dem Sterbebette ihren ersten und letzten Bankerott zu sehen."

„Ich verstehe Sie nicht —"

„Unter tausend Menschen, sind es höchstens Zehn, die einmal in ihrem Leben zusammenbrechen, den Sturz überleben und dann mit frischer Kraft, belehrt durch Erfahrungen, es von Neuem versuchen, das alte Ziel zu erreichen. Die Meisten, welche stürzen, bleiben im Staube liegen, Viele flicken die dünnen Fäden zusammen und scheuen jeden kühnen Schritt, da die lockeren Banden zerreißen möchten; die Wenigsten haben das Glück auf die Füße zu fallen, und können, ohne zu hinken, weitergehen. Ich studirte Theologie, dann Medecin, ward relegirt, ging nach Amerika, pfuschte dort in dem kräftigen Leben einer Welt, für die ich nicht geboren war und deren Charakter ich nicht kannte und — machte Bankerott, d. h., ich sah, daß alle meine Pläne durchkreuzt, alle meine Kraft zu Ende, mein Wissen erschöpft und ich auf dem Punkte war, wo ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen konnte, ohne daß ein Mensch meinen Verlust gespürt hätte. Mir blieb nichts übrig, als mir mein Brod auf eine Weise zu erwerben, die meinen Fähigkeiten nicht entsprach, in der ich also moralisch und geistig untergegangen wäre. Ich kehrte nach Europa zurück — kam hieher; ein Jugendfreund gab mir ein Hemde und ein Stück Brod. Gelernt hatte ich etwas und genug davon im Kopfe, um

es zu verwerthen — aber — ich fand keine Gelegenheit dazu; ehrlich wollte ich bleiben: ich ward Ladendiener. Vielleicht wäre es mir gelungen, der Führer eines Geschäfts zu werden, aber ich sah wiederum sehr bald ein, daß ich auch in diesem Berufe untergehen müsse, meine Kräfte wurden darin nicht angespannt — und wo das nicht der Fall ist, geht man zurück. Man darf nicht spielend arbeiten, sonst erschlafft man. Ich fühlte, daß ich abermals Bankerott gemacht — studirte Nächte hindurch — das Glück und brave Leute standen mir bei — ich wurde Arzt; — das bin ich jetzt, und ich fühle, daß ich in diesem Berufe leben kann, ich fühle, daß ich keine Sünde an mir selbst begehe, wenn ich meine ganze Kraft, mein ganzes Leben und Streben daran setze, diesen meinen Beruf würdig zu erfüllen."

Das Auge Walter's leuchtete, als er so sprach, und Ida senkte den Blick nicht, der fest auf ihn geheftet, als er schloß — sie, die elegante, vornehme Dame, die prangendste Blume der aristokratischen Welt — sie hätte ihm mögen die Hand reichen und ausrufen: Du bist ein Mann, wie ich mir den Mann träume, sage mir, was ich thun kann, damit Du mich achtest! —

Er sah nach der Uhr und stand auf.

„Bleiben Sie doch noch — und erzählen Sie mir Ihre Schicksale" bat sie, „Sie haben mich neugierig gemacht!"

„Ein ander Mal," gnädigste Gräfin, „ich muß an das Sterbebett einer armen Frau —"

„An das Sterbebett?“ Ida betonte das letzte Wort.

„Ja, sie wird den Nachmittag nicht erleben.“

„Können sie nicht helfen?“

„Nein.“

„Warum gehen Sie dann hin?“

„Ich will den Tod anklopfen hören und sehen, wie er sich in das Herz schleicht — ich will sehen, ob ich richtig gerechnet habe, um ein andermal eben so sicher zu gehen.“

„So wußten Sie den Tod vorher?“

„Seit drei Wochen.“

„Haben Sie es der Kranken gesagt, was sie erwartet?“

„Erst Gestern, ihrem Gatten schon früher, damit er sein Tagelohn für den Sarg zurück lege.“

„Schrecklich! — so arm sind die Leute?“

Ernst nickte ihr zu, ohne zu antworten.

„Die Frau,“ sagte er dann, „stirbt in Folge ihrer Entbindung. Es ist das sechste Kind!“ —

„Sechs Kinder — und der Vater ist ein Taglöhner!“ rief die Gräfin. „Entsetzlich! Kinder sind ein Segen — aber hier wahrhaftig nicht.“

„Und doch machen sie den Eltern Freude,“ wandte Ernst ein. „Es kostete mir viele Mühe, das Kind, welches fast leblos zur Welt kam, der Erde zu erhalten. Der Vater sah, wie ich mich deshalb anstrengte, und

flüsterte mir zu: „Doctor — wenn das arme Wurm todt bleibt, so wird es damit mehr zufrieden sein, als wenn es hungern muß!" — Ich kehrte mich nicht an den Wink — oder die Phrase — und es gelang mir den Knaben zu beleben. Kaum sah der Vater den Jungen die Händchen bewegen und hörte ihn schreien, so freute er sich herzlich und rief: „Na, wenn der Junge doch einmal lebt, so soll er auch leben und muß in die zweite Kammer! — schreien kann er ja!" —

Ida lachte herzlich über diese originelle Vaterfreude und bat den Arzt wiederholt, noch bei ihr zu bleiben; Walter hatte jedoch bereits den Hut ergriffen.

„Sie sagten mir, ich sei krank — wollen Sie mir nicht wenigstens den Namen des Uebels sagen?" bat die Gräfin.

„Einen Namen? Das würde nichts helfen! Sie sind krank wie ich es gewesen bin, als ich das erste Mal Bankrott machte. Sie sind unglücklich, weil Sie Sich langweilen, und suchen Zerstreuung da, wo das Uebel nur schlimmer wird. Gesellschaften, in denen man sich amüsirt, machen gesund, — solche, in denen man sich ennuyirt, aber krank. Sie sind nervös! Gräfin, Sie leiden und betäuben Ihren Schmerz. Sie haben Lebenskraft und Sie leben nicht, Sie erschlaffen Ihren Geist und fatiguiren Ihren Körper. Ueberlegen Sie Sich das — und wenn Sie mit mir ein-

verstanden sind, dann wollen wir sehen, wie weit sich geistige Krankheit in das körperliche Gewebe eingenistet hat!"

Mit diesen Worten verließ Ernst das Zimmer.

5.

Bei der Baronesse Bärenau war ästhetischer Thee. Alle Donnerstage wurde nehmlich in ihrer Wohnstube Thee geschenkt, Kuchen herumgereicht, wobei ein Lohndiener mit weißen Zwirnhandschuhen fungirte, und später gab es dünne Butterschnittchen, Fleisch auf Goldtellern und, als Leckerbissen, zum Schluß eine kalte Speise, deren Recept dann das Hauptthema der weiblichen Gesellschaft bildete. Die älteren Damen saßen um den Theetisch, wo das Freifräulein Editha Bärenau die Tassen füllte, während in den Nebensalons der jüngere Damenflor umherwogte.

Freifräulein Editha trug lange Locken und um den Schwanenhals ein schwarzes Sammetband mit einem Kreuz, das war das Einzige, was an ihr nicht an die vierzig Sommer erinnerte, die über ihre Stirn gezogen, geschweige die obligaten Herbste und Winter. Baronesse Bärenau saß auf dem Sopha und richtete ihre Adlernase nur dann zur Seite, wenn ein ungewöhnliches Klappern den „Lohndiener in Verlegenheit" präsentirte. Die Gesellschaft bestand aus einem sehr ausgewählten

Kreise der beau monde, denn nicht Jeder, der seine Karte am Montage abgab, wurde gebeten, von dem „Donnerstag Abend" Notiz zu nehmen, damit Niemand auch nicht die feinste Nase oder das feinste Näschen rümpfen konnte. Der Kreis der Baronesse, der am Donnerstag bei ihr versammelt war, war nur klein, aber destillirt; Alles was nicht die letzte Probe bestanden, wurde an einem andern Tage zum Kaffee oder gelegentlich zu einer größeren Abfütterung eingeladen. Doch wir reden von dem Cirkel, wie er früher gewesen, — die Zeit, die an Allem rüttelt, hatte auch hier ihr vernichtendes Werk gethan. Mehre Damen, Stammgäste des Sopha's waren ausgeblieben; Tod, Umzug in einen fernen Stadttheil oder gar in die Provinz hatten die Reihen gelichtet, die jüngeren Damen hatten geheirathet und die alte, gute Bekanntschaft wurde licht, während die neue einer zahlreichen, einer tieferen Sphäre der Gesellschaft angehörte. Es kam so weit, daß aus Mangel an jungen Damen, selbst Töchter des unadeligen Beamtenthums an Donnerstagen Eintritt fanden, — freilich mit Auswahl, aber es geschah doch. Was das Herren-Publicum anbetraf, so war darin die Wahl stets eine andere gewesen. Einzelne alte Offiziere a. D. mit Orden auf der Brust und einzelne jüngere ohne Orden aber in Uniform, gaben dem Ganzen Lüstre, — die Uebrigen; im schwarzen Leibrock waren Gelehrte, Literaten, Männer die irgend einen Namen hatten, wenn er auch

nur klein war — er konnte ja größer gemacht werden! — Diese Leute waren dazu da, eine gebildete Unterhaltung zu führen, denn Baronesse Bärenau hatte viel gelesen, war nicht stolz und bildete sich etwas darauf ein, Künste und Wissenschaften anzuerkennen und zu protegiren; nur hielt sie dabei auf Form und guten Ton; Disput wurde hier niemals Streit, man sprach vom Seelenleben ohne Kuchen auf den Teppich zu werfen, und hätte die Baronesse es durchsetzen können, daß der alte Professor T . . . seine Ueberschuhe im Corridor ausgezogen, statt mit ihnen im Salon herumzuschleichen, so wäre sie mit ihm vollständig zufrieden gewesen. Dieser blieb aber sehr hartnäckig dabei, daß der Fußboden stets kalt sei und man die Füße warm halten müsse.

Der sehr dicke Minister eines sehr dünnen Ländchens, dessen Ordensstern heute als einzige höhere Decoration ihr genügendes Aufsehen erregte, war eben dabei, seine Tasse Thee auf einem Nipptische oder Jemandem in den Weg, auf den Stuhl oder in den Hut zu stellen — was er oft in der Zerstreuung gethan haben soll, — als der Freiherr von Altenhorst herantrat, um ihm seinen Freund Arthur von Sternwitz vorzustellen.

Edgar und Arthur waren alte Bekannte Derer von Bärenau; Letzterer in seiner Pseudo-Eigenschaft, als zukünftiger berühmter Novellist, besonders beliebt.

Arthur ließ sich dem Minister vorstellen, weil er

seit einiger Zeit nur mit Herren verkehrte, die Damen scheute und — von Emma träumte, deren räthselhaftes Benehmen ihm noch immer unerklärt geblieben war.

Heute war er in ganz besonders schlechter Laune, denn grade als ihn Edgar zur Baronin abholte, hatte er ein Manuscript zurückerhalten, wofür ihn der Postbote achtzehn Groschen Porto abforderte, weil der Verleger auf dem Couvert die Notiz „Werthpapier" angegeben hatte. Edgar hatte ihn ausgelacht und ihm den Rath gegeben, sich von der Post für seine Schreiberei honoriren zu lassen, oder auf seine Packete das Motto „Stiefelleder" zu schreiben, damit er durch die Reisen seiner Manuscripte nicht ein armer Mann werde.

In G . . ., der Hauptstadt des Ländchens, welches das Glück hatte, von dem dicken Minister regiert zu werden, der jetzt seinen Urlaub bei Bärenaus ästhetisch verwerthete — in G . . . war eine höhere Stellung bei'm Hoftheater vakant und Arthur, der, wie viele Leute, in dieser Beziehung Wunderdinge erlebt hatte, hoffte ganz leise, vielleicht diese Stellung zu erhaschen, was für ihn doppelt günstig gewesen wäre, da er dann, statt Novellen, Theaterstücke geschrieben hätte, die wenigstens bis zur Leseprobe ohne Reisekosten gedrungen wären.

Der Minister machte ein mit jeder Secunde schlaueres und staats-geheimniß-bedenklich-volleres Gesicht, je näher Arthur mit seiner Einleitung dem Theaterhorizonte rückte, bis er endlich das Kinn hinter den

Vatermördern verschwinden ließ, als Sternwitz gradezu von seiner angeborenen Vorliebe für die Bühne und der reizenden Lage der Stadt G . . . sprach.

Während der Minister sein Kinn immer tiefer vergrub und mit der Rechten häufig nach der kahlen Stirn faßte, als ob er die Haare zurückstreichen wolle, während die Perücke doch nur den Hinterkopf bedeckte — und Arthur immer begeisterter die Bühne G . . .'s lobte, hatte Edgar dem Freifräulein guten Abend gesagt, und den Wink erhalten, sich einer Dame im Nebensalon anzunehmen, die noch etwas schüchtern sei und sich gewiß lebhaft ennuyire.

Edgar war kein böser Mensch; mit dem Entschlusse, sich zu opfern, ging er zu der bezeichneten Dame, setzte sich neben ihr auf einen zufällig leeren Stuhl und fragte sie, ob sie mehr von Schiller oder von Göthe halte. —

Das ist ein Thema, dachte er, welches mindestens eine halbe Stunde Stoff giebt und über welches jedes Mädchen plaudern kann.

Die Dame, welche mit dieser seltsamen Attaque überrascht wurde, war ein junges Mädchen von etwa siebzehn Sommern, dem Anscheine nach schüchtern, — aber in dieser sanften, stillen Zurückgezogenheit lag ein doppelter Reiz, denn ihr Auge verrieth Reichthum an Gemüth und der Blick zeigte, daß die Befangenheit durchaus kein Fehler war, der ihrer Begabung oder ihrer

Erziehung zur Last gelegt werden konnte — sie glich, dem Aussehen nach, einer Feldblume, die sich nicht versteckt, aber auch nicht prangt, die aber, wenn einmal der Blick des Wanderers auf sie fällt, ihn angenehm überrascht und ihn verlockt, die Hand nach ihr auszustrecken.

Edgar hatte die Frage gethan, noch ehe er ihr in's Auge gesehen. Jetzt, als sie das Auge aufschlug, ärgerte er sich, so fade begonnen zu haben.

„Ich schätze den Göthe, wo ich ihn verstehe, zuweilen zieht er mich an; Schiller ist überall erwärmend!" — antwortete sie in einem Tone, der Edgar beschämte, denn er fühlte, daß sie auf seine ästhetische Unterhaltung gleichgültig eingehend, ihn bereits geschlagen hatte und es nun an ihm war, sich in ihren Augen zu heben.

„Ich that die Frage nur" setzte er das Gespräch fort, „weil ich heute den Göthe in der Hand gehabt habe und mich wunderte, seiner Prosa keinen Geschmack abgewinnen zu können, ich nahm darauf Schiller in die Hand und konnte ihn nicht so leicht fortlegen, wie den Ersteren."

„Dann haben Sie wohl nicht den dreißigjährigen Krieg in die Hand bekommen?" lächelte die Dame.

„Nein, Das ist richtig. Es war der Wallenstein."

„Was lasen Sie von Göthe?"

„Wilhelm Meister."

„Den kenne ich noch nicht!" bekannte die Dame.

„Gnädiges Fräulein, dies Geständniß entzückt mich!"

rief Edgar. „Jedermann lobt Göthe und die Wenigsten haben etwas Anderes als die bekannten Theaterstücke oder Gedichte gelesen. Was vor fünfzig Jahren neue Weisheit war, ist heute Gemeinplatz, den halben Wilhelm Meister ꝛc. kennt man auswendig, die andere Hälfte ist langweilig; — trockne gelehrte Reflexion wechselt im Göthe mit der Erzählung seiner eitlen oder egoistischen Aventuren — ich kann ihn nicht leiden; möglich, daß die stark gewürzten Sachen der französischen Autoren meinen Geschmack verdorben haben, — er kommt mir immer vor, wie ein alter Professor, der seinen Kindern Liebesgeschichten aus seinem Leben erzählt und zuweilen abbricht, um ihnen nicht Leichtsinn zu predigen!"

„Ich kenne von Göthe's Prosa nur den Werther," entgegnete die Dame, „der stimmt mich immer trübe, — aber wie herrlich ist sein Götz, Egmont —"

„Ja, darin ist er ein anderer Mensch, und doch, obgleich er wie ein Chamäleon die Farbe wechselt, in allen Stücken anders glänzt — so schaut doch überall der berechnende, kalte, gelehrte Herr Minister heraus, der vornehme und allweise Herr von Göthe, bei dem man nun einmal nicht warm wird, wie bei dem begeisterten Schiller!"

„Im Schiller ist freilich mehr Gluth, aber Sie können Göthe doch nicht die Wärme absprechen, da wo er warm sein will!" bemerkte die Dame.

„Ja, wo er will!“ lächelte Edgar — „man fühlt nur — daß er es eben will! Was übrigens für mich spricht, ist, daß alle Kinder den Schiller auswendig lernen, daß das Volk ihn liest, während der Student, der den Tacitus absolvirt hat, Göthe in den Himmel erhebt, bis er als reifer Mann ihn blos schätzt und endlich, wenn er im Sorgenstuhle sitzt, den Schlafrock an hat und seine Pfeife raucht — wieder den Schiller in der Hand hat, um seinen Kindern daraus vorzulesen. Göthe kennen gehört zur Bildung, Schiller kennen ist ein Vergnügen. — Bei irgend einem schönen Gedichte oder einer treffenden Phrase, überraschenden Sentenz sagt man: „Das kann von Göthe sein“ — aber kein Gedicht von Schiller, keine Poesie von ihm wird man, wenn man den Autor nicht kennt, Göthe zuschreiben.“

„Beschäftigen Sie sich viel mit Poesie?“ fragte die Dame, nachdem eine kleine Pause entstanden war.

„Ja und nein — ich lese sehr gern, aber dann immer nur meine Lieblings-Autoren, Leute, die ich kenne und wo ich nicht riskire, mich sterblich zu ennuyiren.“

„Und wer sind Die?“ fragte die Dame.

„Heine, Dumas, Sue — und bei Gelegenheit die einzigen Deutschen, von denen ich Etwas halte: Freytag, Scheerenberg — Lenau.“

„Heine ist ja auch ein Deutscher, warum nennen Sie ihn apart?“

„Weil er ein Universalgenie ist, übrigens ist er kein Deutscher, sondern ein Jude."

„Was hat die Religion mit der Nationalität zu thun?"

„Gar nichts; woran der Jude glaubt, darum kümmere ich mich auch nicht, aber er gehört als Jude zu einem fremden Volke. Juden sind Juden, ob sie in Frankreich, Deutschland, Polen, oder auf Borneo wohnen, sie sind Orientalen, mit allen Fehlern und Vorzügen derselben. Es glaubt so Mancher nicht an den Heiland und ist deßhalb doch kein Jude."

Während Edgar das neue Thema immer eifriger entwickelte — und sich deßhalb gut unterhielt, weil er Antworten bekam und die Dame nicht blos mit offenen Augen zuhörte, hatte Arthur das Kinn des dicken Ministers bereits wieder aus den Vatermördern herausgebracht und seine Hoffnung, einen Fürsprecher in G . . . zu haben, war zur Gewißheit geworden, denn im Laufe des Gespräches hatte es sich herausgestellt, daß Se. Excellenz ein alter Verehrer der Tante Arthur's gewesen, von welcher derselbe nun Langes und Breites erzählte.

Schon erinnerte sich der Minister zärtlich des kleinen Mopses, der nun, wie die guten Tage, dahin war, als sich die Flügelthüren öffneten und drei Damen herein traten, bei deren Anblick Arthur nicht nur glühend erröthete, sondern Theater, Excellenz und Mops ganz zu vergessen schien.

Es war die Geheimräthin Laring, die mit ihren Töchtern hereintrat!

„Wie kommen Die hierher! Wahrhaftig, sie sind's!" zweifelte und jubelte es in Arthur's Brust, sein Blick haftete auf der Geliebten, die mit gesenktem Auge durch das Zimmer schritt — hatte sie ihn bemerkt? — — ihre Wange brannte und hätte Arthur nicht selbst gezittert, so hätte er die innere Unruhe Emma's aus ihren Bewegungen errathen müssen.

Räthin Laring, nachdem sie die Baronesse Bärenau seit zehn Jahren kannte, war erst kürzlich gebeten worden: doch einmal am Donnerstag zu kommen — es fehlte an jungen Damen; doch das sagte die Baronin nicht.

Die Räthin, obwohl sie mit der Baronin befreundet war und sehr wohl den Beweggrund zu dieser plötzlichen Einladung ahnte, hätte wohl keinen Gebrauch davon gemacht, wenn sie es nicht für ihre Pflicht als Mutter gehalten hätte, ihren Töchtern die Gelegenheit nicht zu entziehen, in der Gesellschaft aufzutreten.

Abgesehen von dem Endzweck weiblicher Jugend: in der Ehe zu altern und die bestmöglichste Heirath zu schließen, gehört es auch zur Erziehung, zur Bildung eines jungen Mädchens, daß sie sich vor fremden Augen, außerhalb ihrer Wohnstube, bewegen lerne. Ein Mädchen muß sich zeigen, um gesehen zu werden, und das muß wo anders geschehen, als auf der Straße

oder in der Kirche, denn romantische Bekanntschaften werden schon lange nicht mehr geschlossen. Aus diesem Grunde geben manche Leute Gesellschaften, obwohl sie das Geld dafür von dem Vermögen der Kinder abrechnen — und dennoch ist es ein oft sehr gut verwerthetes Kapital; aus diesem Grunde langweilen sich Eltern oft bis zum dämmernden Morgen auf einem Balle — sie sagen es zwar nicht, aber sie thuen es doch.

Schlimmer sind die Vornehmen daran, die deßhalb keine Gesellschaften besuchen können, weil es ihnen an Mitteln fehlt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und deren Stellung es wiederum verbietet, Kreise aufzusuchen, denen sie die Waage halten. Unsere Zustände sind entsetzlich gekünstelt Sitte, Mode, Takt und Ton, Anstand, Convenienz und wie die Schröpfköpfe alle heißen, welche die armen Beamten peinigen und die sie sich doch selber auf die Brust setzen, bis ihr Athem schwindet — alle diese Dinge verbieten und verlangen so viel, daß manches junge Mädchen ihre schönste Jugendzeit innerhalb vier grauer Wände, einen Roman oder den Strickstrumpf in der Hand, vertrauert. Theater und Concerte sind kostspielig für den Familienvater, der selbst wohlhabend ist — sobald ihm der eingebildete Takt seiner Stellung gebietet, sich und die Seinen nur auf den ersten Plätzen, nur in den feinsten Localen blicken zu lassen. In ganz Berlin, so reich es an Ver-

gnügungslocalen ist, findet man keinen Ort, den die vornehme Welt allein besucht — der Wirth dürfte dabei Bankerott machen — und wenn man in einem Theater oder Concert eine ganze Familie sieht, so gehört diese sicherlich nicht der Aristokratie an, die wenigen Fälle ausgenommen, wo Besuch aus der Provinz die Hauptstadt belebt.

Der Luxus in den Gesellschaften schraubt sich immer höher — manche Väter ruiniren sich des „Anstandes" wegen, und man hat Soiréen erfunden, in denen nur Schaugerichte aufgetragen werden und das Essen „unanständig" ist. — Diese sind die Rettung so mancher jungen Mädchen, hier können sie mit leerem Magen sich unterhalten, wenn die Toilette der Anderen sie nicht so überstrahlt, daß ihnen ein angeborener Neid die hungerige Freude vergällt.

Mit klopfendem Herzen näherte sich Arthur dem Fräulein Emma Laring, nachdem diese Platz genommen — sie ahnte, was ihr bevorstand und dennoch fuhr sie bei dem Klange der ihr so bekannten, wohlklingenden Stimme erschreckt zusammen.

„Guten Abend, Fräulein Emma!" flüsterte Arthur, sie zaghaft mit der vertraulichen Weise anredend, die ihm früher gestattet war.

Emma verneigte sich und warf einen scheuen Blick nach der Seite hin, wo ihre Schwester saß.

„Fräulein," fuhr Arthur fort, „habe ich Jemand

Ihrer Familie unwissentlich beleidigt — oder was habe ich gethan, um die Kälte zu verdienen? Sie müssen mir sagen, weßhalb man mir Ihre Thüre verschließt; wollen Sie Nichts mehr von mir wissen, ist es eine Laune, oder haben Sie Grund, mir zu zürnen? Sagen Sie, was Sie wollen, nur lassen Sie mich nicht in dieser Ungewißheit, die mich foltert!"

„Herr von Sternwitz —" lispelte Emma, die immer verlegener wurde und heftiger erröthete — „wir — ich wüßte nicht — wir haben gar Nichts gegen Sie —"

„Fräulein — Sie zürnen mir also nicht?"

„Quälen Sie mich doch nicht!" entgegnete Emma bittend — „hier ist nicht der Ort — man beobachtet uns — fragen Sie meine Schwester!"

Emma hatte diese Worte mit einer Hast gesprochen, welche Arthur die Augen öffnete und ihn einsehen ließ, daß der Moment sehr schlecht gewählt war, eine Erklärung zu fordern.

Er sprach einige gleichgültige Worte und verließ sie, um bei erster Gelegenheit sich Agnes zu nähern, mit der er ruhiger den unangenehmen Punkt erörtern konnte.

Agnes merkte sein Vorhaben, das Begegnen Arthur's mit ihrer Schwester war ihr nicht entgangen und sie errieth die Ursache der Verlegenheit Emma's sehr leicht.

Kaum war ein Platz neben ihr leer, Dank der Einsilbigkeit, durch welche sie den Inhaber desselben verscheuchte, als Arthur ihn in Beschlag nahm.

„Fräulein Emma sendet mich zu Ihnen," redete er sie an, „ich soll mir von Ihnen sagen lassen, was ich verbrochen habe, um so hart durch Ihre Kälte gestraft zu werden."

„Herr von Sternwitz, da Sie eine Erklärung verlangen, so will ich sie Ihnen geben," antwortete Agnes in leisem aber festem Tone. „Wir haben Ihre Besuche sehr gern gesehen und Sie stets als einen lieben Freund betrachtet. Leider sind Sie noch sehr jung und die Menschen sehr böswillig; einige hingeworfene Worte von Ihnen sind mißverstanden worden, Gerüchte thaten das Uebrige, kurz, es ist besser, daß wir davon schweigen — Sie verstehen mich?"

„Nein, Fräulein, ich kann und ich will Sie auch nicht verstehen —" betheuerte Arthur, „denn ich würde unglücklich sein, wenn man mir Etwas zutraute, dessen ich nicht fähig bin!"

„Was machen Ihre Novellen, Herr von Sternwitz?" fragte Agnes, ihn unterbrechend, „haben Sie einen Verleger?"

Agnes wußte, daß Arthur, einmal auf dies Thema gebracht, sehr bald das vorige vergessen würde.

„Noch nicht —" seufzte er „aber ich hoffe —"

„Baron von Goldheim erzählte uns neulich, daß Ihr letztes Werk ganz ausgezeichnet sei!"

„Baron Goldheim! woher kennen Sie den?"

„Er hat sich uns auf dem Balle bei M . . . vorstellen lassen und uns seinen Besuch gemacht. Er schwärmt für Sie!"

Während Agnes von Goldheim sprach, fixirte sie Arthur scharf — aber Nichts verrieth, daß er bei Nennung dieses Namens Verdacht schöpfte.

„Goldheim ist ein guter Mensch, aber —"

„Ein getaufter Mensch!" vollendete Edgar der eben hinzugetreten, den Satz, „stelle mich vor!"

Arthur that es und Agnes war froh, das schwierige Thema so glücklich erledigt zu haben.

„Wenn ich nur einen leichtsinnigen Vater wüßte, der eine reiche Tochter hat," seufzte Edgar komisch, „Sternwitz muß heirathen!"

Agnes blickte befremdet auf, die Ungenirtheit, mit der Edgar neben ihr Platz genommen und ein Gespräch anknüpfte, war zu originell, um nicht zu überraschen.

„Warum einen leichtsinnigen Vater?" lächelte sie, „ist Herr von Sternwitz so schlecht angeschrieben?"

„Das nicht, aber irgendwo steht geschrieben, daß Dichter arm sein müssen, daß sie schlechte Ehemänner sind und nicht verstehen, mit Geld umzugehen. Gehört da nicht Leichtsinn dazu, einem Dichter sein Kind zu geben, wenn es Geld hat? —"

„Ihre Sophistik paßt nicht recht — mit einer reichen Frau hört der Dichter auf, arm zu sein.“

„Dann wird ihm aber wohl zu Muthe, und Das stört — Poesie ist am ergiebigsten in der Dachstube, am glühendsten bei dreißig Grad Kälte und am zartesten, wenn acht Kinder in der Schreibstube des Dichters lärmen — wo Gemüthlichkeit waltet, schläft sie ein. Das wünsche ich Arthur — ich denke ihn mir als Dichter a. D. und Ehemann tausendmal liebenswürdiger.“

„Sie machen Ihrem Freunde keine Komplimente,“ lächelte Agnes, mit einem Seitenblick auf Arthur, als erwarte sie, daß er nun auch seine Meinung äußere.

„Poesie macht glücklich oder giebt doch einen Reiz des Lebens — Geld nicht — ich mag keine Frau, die mich ernährt und verachte denjenigen, der ein Wesen um sein Glück betrügt, indem er ohne zu lieben heirathet —“ sagte dieser, indem seine Wange erglühte, mit klangreicher, aber bewegter Stimme.

„Verachte in Deinen Romanen so viele Leute, wie Du willst, aber sage dergleichen in keiner Gesellschaft — sonst könntest Du Wunderdinge erleben!“ bemerkte Edgar, seinen Bart drehend, „Liebe ist etwas ganz Unmodernes; es ist nicht nobel, sich zu echauffiren; Hans schwärmt noch für seine Rieke, mein Kutscher schreibt Liebesbriefe, aber in der Welt behandelt man die Sache, wenn sie Ernst und kein Scherz sein soll, mit Vernunft und Ruhe!“

„Pfui! was ist das für eine Anschauung!" lächelte Agnes, „Sie stellen einzelne Ausnahmen als Regel hin —"

„Er spottet über Alles, selbst über das Heiligste, aber er meint es nicht so!" murmelte der gutmüthige Arthur.

Edgar kniff seine Lorgnette in's Auge und sagte: — „wohl Dem, der noch an Tugend, Liebe und Geld glauben kann, dreißig Jahre alt wird, ohne enttäuscht zu werden oder selbst das Bitterste zu erfahren —"

„Sie sprechen, wie ein lebensmüder Greis!" lachte Agnes, „der bei'm Rückblick auf alte gute Zeit, die Verderbniß des neuen Jahrhunderts bejammert! —"

„Ich spreche nicht blos so, ich bin's," entgegnete Edgar, „denn ich habe fünf Jahre lang in der Residenz gelebt und alle Gesellschaften besucht und was noch schlimmer ist, alle jungen und sehr viele alte Leute kennen gelernt."

Die kalte Speise des heutigen Abend — ein Fischragout — war bereits herumgereicht und die Herren griffen nach dem Hute, die Damen hüllten sich in ihre Shawls und schielten nach dem Nebensalon, wo von den älteren Damen das Zeichen zum Aufbruche gegeben werden sollte — kurz, es war 11 Uhr vorüber und der ästhetische Abend nahte der langweiligen Periode des „Gute-Nacht-Sagens," welche die Damen dazu benutzten, alles Das einander zu sagen, was sie auf dem Herzen hatten, ehe sie die Gesellschaft besuchten.

Endlich ward aufgebrochen und die Gelegenheit des letzten Durcheinanderwogens aller Gäste, benutzte Edgar, um Fräulein Editha zu fragen, „wer die Dame sei, die sie ihm anempfohlen, er habe ihr eine höchst interessante Bekanntschaft zu verdanken."

„Ei, das ist in Ihrem Munde ein seltenes Lob!" lispelte das Fräulein bedeutungvoll. — „Die Dame ist die Tocher eines reichen Gutsbesitzers aus Pommern, eines Herrn von Romlitz."

„Wohl zur Kammer hier?" fragte Edgar.

„Ja, wenigstens der Vater," lächelte Editha, der jede Phrase, die nicht ganz nüchtern war, ein Lächeln abzwang — „dort, der Herr mit dem Silberhaar ist es, der über ihr Schicksal verfügt. — Ist es nicht ein schöner Kopf?"

„O ja" murmelte Edgar und sah nach der Tochter.

Arthur machte unterdessen der Räthin Laring seine Verbeugung, die kühl erwidert wurde und sah mit blutendem Herzen, wie Emma, ohne sich nach ihm umzusehen, den Salon verließ.

Der dicke Minister reichte ihm dagegen die Hand und bat ihn, ihm einen Besuch zu machen, wo sie dann recht viel vom Theater, von Arthur's Tante und der alten Zeit plaudern wollten.

Bertha von Romlitz verließ am Arme ihres Vaters die Soirée und als er sie bei'm Nachhausefahren fragte, wie sie sich amusirt habe, sagte sie, „recht gut, beson-

ders war ein junger Mann da, der mich sehr gut unterhielt, es war der erste gescheidte Mensch, den ich in Berlin gesehen habe und der mir keine einzige Fadaise gesagt hat."

„Wie heißt er?"

„Ja, Vater, das weiß ich nicht. Wenn die Leute hier Jemand vorstellen, dann sagen sie: Herr von — und brummen dahinter, statt des Namens einen langen Ton, aus dem kein Mensch klug wird!"

Edgar bezahlte für Arthur das Biergeld an den Lakai, was der Novellist ebenso häufig zu thun vergaß, wie er niemals Cigarren bei sich hatte.

„Da hast Du eine Havannah," sagte Edgar, „rauche sie mit Verstand und begleite mich in ein Kaffeehaus, ich habe Hunger und Durst, denn ich bin in Gesellschaft gewesen!"

Mit diesen Worten nahm er Arthur bei'm Arme und Beide schlenderten die Straße hinab.

6.

„Ich kann jetzt unmöglich Bier trinken und den Qualm eines Gastzimmers ertragen," sagte Arthur, als sein Freund vor der Thüre eines Kaffeehauses stehen blieb, in denen man nota bene meist schlechten Kaffee, aber fast durchgängig gutes Bier erhält; der

Name: „Kaffeehaus" bezeichnet demnach ein Local, in dem man sich davor hüten muß, Kaffee zu trinken.

„Mit leerem Magen kann man doch nicht zu Bett gehen," brummte Edgar — „der Thee hinterläßt ein so fades Gefühl, daß ich nothwendigerweise etwas genießen muß —"

„So gehen wir in eine Conditorei —"

„Die sind bereits geschlossen — doch halt — Walter erzählte neulich von nächtlichen Conditoreien, wo die Leute in Schlafstelle liegen bleiben; wollen uns einmal das obdachlose Publicum ansehen! —"

Die Freunde eilten nach dem Herzen der Stadt und fanden in der R . . . Straße sehr bald eins der eben bezeichneten Locale.

Die Laden waren geschlossen, aber ein matt hindurch scheinendes Licht zeigte, daß man ein leises Klopfen berücksichtigen werde, was auch geschah — eine verlebte und verschlafene Schönheit öffnete den späten Gästen die Pforte und bat sie, rasch einzutreten.

Die Polizei darf von diesen Besuchen nichts wissen.

Das Innere des Ladens glich einer Trödelbude, in der Kuchen aller Farben die Stelle der alten Sachen einnahmen. Conditorwaare hat an sich schon das Gepräge eines entsetzlichen Mischmasches von Mehl und Süßigkeiten; wird sie frisch, dem Auge gefällig und sauber dargeboten, so mag mancher Gaumen danach lecker werden, aber entsetzlich ist sie, wo jene noth-

wendigen Eigenschaften fehlen. Tritt man in schöne Räume, so denkt man kaum an die Küche oder thut dies mit Appetit, besonders wenn ein sauberes Mädchen, frisch und jugendlich, die Waare aushändigt — in einem engen, dumpfigen Raume, in einer Gasse, wo man sich ekelt, ein Glas Wasser zu trinken — da ist die Idee einer Conditorküche das Gräßlichste, womit man einem satten, das Perfideste, womit man einem hungerigen Magen begegnen kann; — fügt man noch den Anblick einer Bedienung hinzu, welche die Spuren des Lasters in den welken Zügen trägt und deren Glieder schlaff wie das faltenlose Kleid herabhängen — dann möchten wir Den sehen, der trotz alledem seinen Appetit auf klebrige Süßigkeiten nicht verliert.

Das Ladenmädchen musterte die Fremden, deren anständige Toilette ihr absonderlich auffallen mußte, mit der ganzen Blödigkeit ihrer 28 Jahre — und wer weiß, ob sie nicht einen Augenblick wähnte, der Rest ihrer Schönheit habe dieselben zu diesem nächtlichen Besuche verführt, denn so sahen sie nicht aus, daß man hätte glauben können, sie würden das Sopha für die Zeit bis zum dämmernden Morgen in Anspruch nehmen.

Das Nebenzimmer, oder vielmehr das Lese- und Schlafcabinet der Conditorei war mit zwei hölzernen Gestellen, die mit buntem Kattun überzogen als „Sophas" fungirten und mehreren Tischen besetzt — während an den Wänden der Bilderschmuck in allerhand Schönheiten prangte,

deren Mangel an Toilette hart an der Grenze stand, die ein gutmüthiger Sittenpolizist noch duldet.

Das eine Sopha hatte ein Herr in Beschlag genommen, der seinem ganzen Rocke nach zu urtheilen ebenfalls nur ein verspäteter Gast zu sein schien, er hatte das eine Bein lang über's Sopha ausgestreckt, blätterte in dem geistreichsten Blatte Berlin's — der Montagspost, und nach den leeren Tellern zu urtheilen, die vor ihm standen, hatte er diesen Genuß mit der Vertilgung einer Menge Kuchen theuer erkauft.

Die kleinen Conditoreien sind die Einzigen wo man die Montagspost — freilich sehr alten Datums noch zu lesen bekommt, da dies Blatt an andern Orten entweder als unmodern nicht gehalten oder von Kennern sehr bald „ausgeführt" wird. Es ist merkwürdig, wie eine gediegene Zeitschrift in dem geistreich sein wollenden Berlin so sehr übersehen werden kann und wie der Neid eines Buchhändlers über dasselbe triumphirt, indem er dem Publicum dafür ein anderes Blatt aufdrängt, welches durch einige halb obscöne Illustrationen den Mangel an Geist ersetzen soll.

Freilich — ein paar Loretten- und Grisettenbilder helfen sehr oft dem Texte auf die Beine, das Publicum kauft — der Verleger macht sein Geschäft und die moderne Literatur besteht in der größeren oder geringeren Geschicklichkeit eines Genremalers. Das Publicum lies't die Bücher freilich fast nie zu Ende, aber

es kauft doch von neuem, denn die Sachen sind billig und die Bilder allerliebst — das Buch wird dann weggeworfen und die neue Auflage kann erscheinen.

Gute Bücher werden tausend Mal verborgt und haben daher keinen Absatz.

Aber warum nicht Den betrügen, der betrogen sein will? Es giebt Leute die zum Charlatan gehen, weil dessen Parfümericen drei Mal so theuer sind, als die des reellen Kaufmanns, von dem er sie bezieht — was theuer ist, ist gut, denkt man — und vergißt, daß der Charlatan Tausende von Thalern für Annoncen ausgiebt, die wieder eingebracht sein wollen. Alle Luxusartikel will man theuer — alle nothwendigen, reellen Dinge aber billig — parfümirte Seife muß gut sein, wenn sie einen Thaler das Stück kostet, ein Buch muß schön sein, wenn es in Saffian gebunden ist, aber warum soll man nicht einen Rock für zehn Thaler tragen, den der unverschämte Schneider nicht unter dreizehn herstellen kann?

Das 19. Jahrhundert ist das kurioseste, unreellste unter der Sonne. Der Schwindel blüht, der Charlatanerie gelingen die seltensten Taschenspielerkünste, man salbt sich den Kopf um Haare zu bekommen, zahlt Beiträge für tausend Vereine und klagt über Geldnoth; man plappert, raisonnirt, betet und flucht durch einander, Einer äfft den Andern und bei alledem ist es

entsetzlich langweilig auf der Erde, — die jungen Leute sind alt und nur die Greise haben Frische.

Thorheit über Thorheit; Kinderei, Elend wechseln in den buntesten Farben - es wird wenig gedacht und nichts Großes gethan, den Männern fehlt Mannheit, den Frauen Weiblichkeit. Die Ehe ist ein Geschäft und je leichtsinniger sie geschlossen wird, desto ernster denkt man daran, die Scheidung zu erschweren — ein Johannes in der Wüste ist kaum denkbar, dergleichen thäte es dutzendweise Noth, um mit der Hälfte des Unsinns fertig zu werden.

Wer hieran nicht glauben will, der gehe auf die Straße und sehe das verkrüppelte, bleiche, entnervte Geschlecht an, wie es herumkriecht, schleicht, springt oder im Schmutze vor den Thüren liegt — der gehe in Vergnügungslocale und sehe, wie die Menschen sich langweilen und darüber grübeln, die Zeit so langsam wie möglich zu tödten — der gehe in's Theater und sehe, wie auf den Brettern die Komödie tausendmal schlechter ist als das Zierwesen im Publicum und die Knixe in der Gesellschaft — wer nicht daran glauben will, daß es trist und elend steht, der gehe in die Häuser von Reich und Arm, Vornehm und Gering — er wird entweder über eine Affenkomödie lachen, oder über Elend weinen, immer aber die Menschen gründlich verachten lernen — an wenigen Stellen nur wird er stehen bleiben, zuschauen und denken: Wie kommen diese

Menschen in diese Zeit — wo kommen sie her! — solche Stellen aber muß er suchen, — da suchen, wo ein alter Hauswirth die Miethe nicht steigert, wo eine adelige Dame Strümpfe stopft, und ihre Hundert Tausend Thaler in Pfandbriefen liegen hat, während die Töchter noch keine Seide tragen darf und der Sohn studirt — oder wo ein Bürger sein Geschäft, sein Handwerk Sonnabends schließt und Sonntags in die Haide mit Frau und Kind spatzieren geht! —

Doch wir sind weit herausgekommen aus der Conditorei in der R . . . Straße; es ist Zeit, dahin zurückzukehren.

Die roth- nicht rosenfing'rige Hebe des Geschäftes merkte sehr bald, daß Edgar zwar ihretwegen die Lorgnette in's Auge gekniffen, aber auch, daß sein Studium ihrer Person sein Blut durchaus in keinen geschwinderen Cours setzte; sie ließ daher, das kokettirende Lächeln allmälig verschwinden — welche Procedur immer sehr häßlich aussieht — und fragte, was den Herren zu Befehl stände.

Arthur wie Edgar waren nehmlich noch nicht auf die Idee gekommen, daß man hier etwas verzehren könne.

„Zwei Tassen Chocolade!" murmelte Arthur mit einer menschlichen Regung Edgar zuvorkommend, der nahe daran war, um eine gescheuerte Stube und um einen Teller, möglichst rein und möglichst ohne Kuchen zu bitten.

Beide nahmen Platz und harrten der Dinge und der Menschen, die da kommen sollten.

Ein Mann trat ein — den fadenscheinigen surtout bis an den Hals zugeknöpft, steife Halsbinde und mit einem Schnurrbarte, der das Aufsehen jedes Bürstenbinders erregt hätte. Sein Schritt war schwankend, die Nase geröthet, er kam jedenfalls aus einer Destillation.

„Eine Tasse Chocolade!" herrschte er das Mädchen an wie ein Krösus, den der Zufall in eine Budike schnei't — das Mädchen ließ sich jedoch nicht dupiren und fragte mit einer Kaltblütigkeit, die ihren Liebhaber beneidenswerth machte —: „haben Sie Geld?"

Krösus schlug verächtlich an die Tasche seiner Unnennbaren. „Jämmerliche Kneipe das" brummte er, „wo man anständige Leute nach Geld frägt — ich will Chocolade. —"

Das Mädchen rührte sich nicht vom Flecke.

Krösus machte ein Gesicht, als ob er losdonnern wollte — und dennoch ward er ein klein Wenig verlegen.

Edgar, dem die Sache Scherz machte, rief: „Ich halte den Herrn frei! — wenn Sie es erlauben!" wandte er sich dann zu dem Fremden, der mit einer höflichen Verbeugung bemerkte, daß Armuth keine Schande und daß er nicht stolz sei, sich übrigens ein andermal „losschließen" werde.

Zwei andere Gäste traten ein, diese nickten dem Mädchen zu, gingen in's Nebenzimmer, flüsterten eine Weile und bald darauf hörte man sie schnarchen.

Krösus, der unterdessen seine Chocolade bekommen, war auf einen Stuhl niedergesunken, aber die schwüle Temperatur des Zimmers mochte auf seinen Kopf einwirken — der ganze Inhalt der Tasse war über seinen Rock ausgeschüttet, die Tasse selbst in tausend Stücken auf der Erde.

„Die Tasse kostet zehn Groschen!" rief das Mädchen, sofort zwischen Krösus und der Thüre eine Aufstellung nehmend.

Edgar machte sich lachend darauf gefaßt, auch dies Opfer zu bringen, als der Fremde, nachdem er den Schaden besehen, kaltblütig aufstand, sein Porte-monnaie herauszog und mit den Worten „die Tasse bezahle ich! —" ein Viergroschenstück dem Mädchen einhändigte, womit diese sich, nach kurzer Widerrede, befriedigt erklärte.

Dann schwankte er in's Nebenzimmer, um dort seine Schlafstelle zu suchen und von der verschütteten Chocolade zu träumen.

„Was ist das für ein Mensch," fragte Arthur das Mädchen — „er hat etwas Militairisches."

„Er war auch früher Soldat und hat jetzt eine Civilanstellung als Kriegsbäckerei-Verpflegungs-Unterbeamter —"

„Eine als Vogelscheuche, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel zur Herbstzeit," murmelte Edgar, „wäre passender für ihn, die Rudera seiner Toilette würden das Ungeziefer des Aethers meilenweise zurückschrecken! —"

„Wie kommt es, daß er hier schläft und keine Wohnung hat?" fragte Arthur weiter.

„Er hat eine Wohnung, aber da er sie nicht bezahlen kann, ist er schon seit dem Fünfzehnten ausgezogen und schläft hier, bis er eine neue Wohnung findet."

„Wo hat er denn seine Sachen?"

„Auf dem Leibe!" lächelte das Mädchen.

„Die Umzugskosten sind billig," meinte Edgar, „der braucht keinen Möbelwagen und zerbrochen wird ihm auch nichts!"

„Höchstens die Knochen, wenn er seinem alten Wirthe begegnet!" spottete die Hebe.

Während dieses Gespräches war der Herr, welcher im Lesezimmer die Montagspost gelesen hatte, in den Laden getreten.

„Gute Geschäfte gemacht?" fragte er und kniff das alte Mädchen in die Wange, mit einem Lächeln, welches von tausend Eroberungen sprach.

Diese versuchte, ob der Liebkosung „vor Fremden" zu erröthen und flüchtete hinter den Ladentisch.

„Ein gutes Mädel das, die Bertha —" wendete sich der Herr jetzt zu den Freunden — „hat was durchgemacht, kenne sie seit fünfzehn Jahren. Sind wohl zum ersten Male hier? —"

Damit nahm er einen Stuhl und setzte sich an den Tisch.

Edgar nickte ein Ja und der Fremde fuhr fort:

„Es ist ein wenig schmutzig hier, aber ich wohne in der Nähe und komme her, um die Blätter zu lesen."

Das Aeußere des Fremden und die Art, wie er sich bewegte, zeigten, daß er zu einer besseren Klasse der Gesellschaft gehörte; er hatte die Scene mit dem Krösus beobachtet und lächelte darüber, er bemerkte wie fatal es oft sei, Artigkeiten annehmen zu müssen, und brachte das Thema endlich auf Metaphysik, Physiognomik und andere gelehrte Stoffe. Arthur wurde immer redseliger, der Fremde ließ sich noch ein Glas Grogk geben, machte einige gute, tiefergehende Bemerkungen und Arthur flüsterte endlich Edgar in's Ohr — „ich wette, wir haben es mit einem Literaten zu thun!"

„Frage ihn doch!" lächelte Dieser.

Arthur sprach von den neuesten Poesieen, der Fremde kannte sie, endlich sagte er erröthend, er habe sich auch mit literarischen Arbeiten beschäftigt und glaube einen Kollegen vor sich zu sehen.

„Das nicht," lächelte dieser. „Freilich," sagte er, „ich habe wie Jedermann, auch gedichtet, vielleicht manches geschrieben, was ganz gut war, aber ich habe es liegen gelassen. Also Sie sind Literat — nun — wie steht's damit? Ist es ein rentables Geschäft?"

Edgar hustete so vernehmlich, daß Arthur sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Im Laufe des Gespräches zeigte es sich, daß der

Fremde ein Kaufmann war, der keinen Laden besaß aber durch Speditionen ꝛc. bald hier bald dort kleine Geschäfte auf geniale Art machte — Arthur war gräßlich enttäuscht!

So geht es aber, wenn man heut' zu Tage nach dem Aeußeren, nach dem ersten Wortwechsel urtheilt!

Die vornehmen Herrn tragen Frisuren nach dem modernsten Schnitte, den der Hirnschädel eines haarigen Friseurs für den Geschmack eines Commis erfinden kann — die aufgestutzte, gekleisterte und zu Locken gebrannte Tour bildet einen seltsamen Contrast zu dem meist sehr faden, nichts sagenden Profil des Modeherrn und mancher feine, aristokratische Zug wird unter dem mächtigen Haarwulst übersehen, dem man sonst in jedem Posamentirgeschäft oder im Modeladen von G... begegnet, wo er wenigstens über einem frischen, jugendlichen Antlitze prangt. Knebel- und Stutzbart trägt jeder Schneider ebenso, wie einst die alte Kaisergarde Napoleon's, nur fehlte der Letzteren jener zahme Blick und das trübe Auge der Nadelhelden, die heute mit ihren Bärten prangen; jeder Kaufmann, Weinreisende oder Barbier versteht es, sich elegant anzuziehen und nur sehr selten versteht es der Vornehme, durch jene nonchalante Einfachheit der Toilette sich von ihnen zu unterscheiden. Wie oft begegnet man Leuten, nach deren Physiognomie man schwören sollte, daß Poesie ihr Denken, daß Staatsgeheimnisse ihre Beschäftigung,

Acten ihr Genuß oder die Quadratur des Cirkels ihr Kopfzerbrechen sei, und wenn man näher hinsieht, ist der Poetische ein invalider Kellner, der Geheimnißvolle ein Fabrikant künstlicher Wichse, der Pseudo-Geheimerath handelt mit Varinas und der Grübler hat Wolle in seiner Leinewand gefunden — andrerseits wieder sieht man Minister und hält sie im ersten Moment für Kaufleute, Bankerottiers oder Hohlköpfe; man sieht Fürsten und Barone, die man für Ladendiener hält, Professoren mit dem Aeußeren eines Korporals, eines „Pietsch" oder eines Sängers aus der Jeremias-Periode — man sieht Denker, berühmte Männer, denen man kaum zutraut, daß sie einen Brief richtig bestellen können.

Wie aber erst, wenn man die Leute reden hört! Die Bildung ist heute fast allgemein, aber sie ist auch überall fast lauter Flitter, Firniß, ist ein trügerischer Schleier, der oft gräßlich enttäuscht, wenn das Auge durchdringt oder die Leidenschaft ausruft: „Masken ab! —" Jedermann philosophirt heut' zu Tage, denkt, wo er handeln soll, handelt meist ohne zu denken, denkt oft unklar, oft unrechtlich — Alles dies ist immer gewesen, aber nicht immer haben die Leute halbe Schulbildung dazu genossen, um etwas gründlich Confuses zu Stande zu bringen. Einfache Rede schwindet wie einfache Sitte, der Schneiderlehrling hat womöglich den Cicero schlecht übersetzt und philosophirt über

Gott, weil er seinem Bildungsgrade nach, doch nicht an Alles glauben kann.

Die Handwerke ersetzen Maschinen und der Geselle, der kaum Meister geworden ist, kauft ein Geschäft en gros, er lebt en gros, schwindelt en gros und ruinirt sich und die Seinen wiederum en gros.

Ist's nun ein Wunder, daß man in jedem Coupé dritter Klasse, in jeder Kneipe, jedem Vergnügungslocale und an allen Orten, wo Mensch zum Menschen sich bunt aus allen Klassen zusammenfindet — daß man da nicht mehr weiß, mit wem man zu thun hat, daß man Leute überschätzt, und daß endlich über alle die halbe Bildung die wahre Cultur den Krebsgang macht?

Alles ist verfeinert, überzuckert, frisirt und pomadirt — echtes Gold sehr rar und doch nirgends verwerthet, weil man das Neugold viel billiger hat und es den Zweck für den Augenblick vollkommen ersetzt — für den Augenblick lebt aber die ganze Welt.

Gediegene Leute sind unbequem, das billigere Material ist geschmeidig und sieht — offen gestanden — viel besser aus — drum weg die dumme Tugend, mit ihrem langweiligen Zopf und Kattunkleid — vorwärts Du glänzender Leichtsinn in der rauschenden Crinoline, flüchtiges, liebenswürdiges Kind der Zeit! — Vorwärts! Jene mag Dir sorgsam die Strümpfe stopfen — sie thut's ja gern!

7.

Wir führen den Leser in das Haus der Räthin Laring. Hier ist es öde, seit man Arthur die Thüre verschlossen, eine peinliche Stille herrschte unter den drei Frauen und der besorgte Blick der Mutter ruht immer wehmüthiger auf dem bleichen Antlitze Emma's, die vergebens mit den Thränen kämpft, welche sich nicht in das Herz zurückdrängen lassen wollen. Mutter und Schwester fühlten mit ihr — auch sie hatten Arthur lieb gehabt und dennoch konnten sie nicht anders handeln, als wie es geschehen war.

Die Ursache davon war folgende. Wie wir bereits erwähnt, hatte Baron Goldheim der Geheimräthin, nachdem er sie auf einem Balle kennen gelernt, seinen Besuch gemacht. Der Baron hatte die Manier, mit allen den Leuten, die er in der vornehmen Welt kennen lernte, nähere Bekanntschaft zu suchen, ob sie ihm zusagten, oder nicht. Letzteres war schwer, denn er war schon von vornherein für jeden alten Namen eingenommen, er fügte sich leicht und hegte nur den Ehrgeiz, zu gefallen. Die Räthin war freilich nicht von Adel, aber sie hatte doch durch die Stellung ihres verstorbenen Gatten Zutritt in die Gesellschaft — ja, sie spielte da, wo sie erschien, keine Nebenrolle, denn, abgesehen von der Schönheit ihrer Töchter, die immer eine angenehme Zugabe ist, besaß sie jenes anziehende,

würdevolle Wesen, welches Vertrauen erweckt. Man suchte ihren Umgang, ihre Freundschaft und viele Damen der Aristokratie standen mit ihr auf sehr intimem Fuße. Kaum merkte Goldheim, welchen bedeutenden Einfluß die Räthin habe, als er sich vorstellen ließ und sich nach einem Tanze mit den Töchtern drängte. Häufig hatte er von Anderen bei ähnlicher Gelegenheit Körbe erhalten — aber so liebenswürdig war ihm noch keiner gegeben, wie der, den ihm Agnes ertheilte. Sie war wirklich versagt und entschuldigte sich deßhalb, als sie merkte, daß einige Herren, die die Scene beobachteten, den Mund zu einem spöttischen Lächeln verzogen.

Goldheim war etwas Karrikatur und die Zielscheibe manches witzigen, wie nicht witzigen Kopfes — er lachte über jede Bemerkung, die ihn traf, mochte sie gut oder schlecht sein — ja, er fühlte sich geschmeichelt darüber, daß man sich so viel mit ihm beschäftigte. Agnes kannte ihn bereits, ehe er sich ihr nahte, sie hatte oft über ihn mitgelacht, aber sie war nicht selber so boshaft, die Zahl seiner Spötter zu vermehren, oder diesen Gelegenheit dazu zu geben.

Aus der Art, wie sie sich gegen ihn benahm, merkte er zuerst, wie er von Anderen behandelt worden sei, und seit dem Augenblicke hatte Agnes sein Herz gewonnen.

Beim ersten Besuche, den er Larings machte, wurde er noch mehr umgestimmt. Man kam ihm gehalten, aber doch mit einer Freundlichkeit entgegen, die sehr

gegen den spitzen Humor oder die Kühle abstach, mit denen er bei Anderen empfangen worden. Er fühlte sich so wohl, so behaglich in dem Hause der Räthin, daß er noch mehr als sonst in's Schwatzen kam und ihnen sein ganzes Herz aufschloß. Schon beim zweiten Besuche war er ganz vertraut, plauderte ein Dutzend Geheimnisse und erzählte, daß er sich unglücklich fühle.

Er war es, seit ihm die Augen geöffnet waren und seine Eitelkeit durch einige Selbstbetrachtungen einen derben Stoß bekommen hatte.

Die Räthin, die von Agnes viel über ihn erfahren, hatte Mitleid mit ihm, welches Gefühl Agnes theilte, und da er sein Herz so vertrauensvoll öffnete, so gab man ihm guten Rath und warnte ihn vor den jungen, vornehmen Herren, die er für seine Freunde gehalten habe, die jedoch falsches Spiel mit trieben, ihn zu Thorheiten verführten, um desto mehr über ihn lachen zu können.

„Der Einzige, von dem ich Das nicht glauben kann, ist der Herr von Sternwitz — das ist ein vortrefflicher Mensch — nun —" lächelte er mit einem Blicke auf Emma — „sonst würden Sie ihn ja auch nicht auszeichnen!"

Emma erröthete bei diesen Worten, Agnes und die Räthin sahen sich befremdet an, aber Goldheim merkte nicht, daß er auf dem Wege war, einen dummen Streich zu machen.

Altenhorst hatte Sternwitz oft den „soliden Bräutigam" titulirt und Goldheim dies für Ernst und nicht für Neckerei gehalten. Er war in dem Wahne, die Sache sei so gut wie abgemacht, das jetzige Erröthen Emma's bestätigte ihn darin und er glaubte, sich eine kleine Neckerei erlauben zu können.

„Ich habe da neulich eine kleine Novelle von ihm gelesen," wandte er sich zu Emma — „Baron Altenhorst tadelte sie zwar, wie er sich über Alles mokirt, aber sie war mit einem Feuer geschrieben, wie es nur ein glückliches Herz besitzt, und die Heldin — gnädiges Fräulein, die Heldin war so gezeichnet, daß man nicht lange zu suchen brauchte, um das schöne Original zu finden."

Als Goldheim sich entfernt hatte, ohne zu ahnen, welches Unheil er angerichtet hatte — ja, in der festen Ueberzeugung, daß man über ihn entzückt sei und er Arthur einen Freundschaftdienst erwiesen habe — perlten Thränen in Emma's Auge, und ohne ein Wort zu sagen, ging sie, die Wunde im Herzen, in ihr einsames Kabinet, um dort zu weinen! —

Die Räthin war empört. Sie ahnte es längst, daß Arthur ihre Tochter liebe, und ihr Herz hatte seinen Segen dazu gegeben, aber sie wußte auch, daß an eine Verlobung noch lange nicht zu denken war, da Beide ohne Vermögen waren. Sie schätzte Arthur, weil er den Takt besaß, seine Liebe nur ahnen zu lassen,

aber nicht zu verstehen zu geben, und jetzt hörte sie, daß er dies Geheimniß dem ärgsten Schwätzer der Residenz mitgetheilt, daß der Name ihrer Tochter ein Gegenstand der Scherze junger Leute geworden und daß Arthur so wenig zart denke, seine Liebe in einer Novelle zu beschreiben, und so taktlos gewesen sei, diese Schrift Fremden vorzulesen! —

Die Räthin konnte nichts Anderes thun, als Arthur den Eintritt in ihr Haus nicht mehr gestatten. Den Ausweg: Arthur's Erklärung herbeizuführen, was, da er Emma und sie ihn liebte, am wenigsten Thränen gekostet hätte, den verbot die Armuth Beider; sonst wäre er zu entschuldigen gewesen, da Arthur's Indiscretion, doch, genauer betrachtet, nur aus Schwäche und Liebe hervorging.

Das natürlichste Mittel, die Sache in Ordnung zu bringen und klar zu sehen, wie groß die Schuld Arthur's sei — darauf kam Niemand — warum? — weil Mode und Sitte dergleichen Natürlichkeiten verbieten.

Agnes dachte einen Augenblick daran, aber auch nur einen Augenblick — das Mittel war einfach, Arthur die ganze Sache zu erzählen, ihn zu fragen, wie sie sich verhalte und was er thun wolle, seinen Fehler wieder gut zu machen.

Hätten die Damen dies gethan, so wären Emma's Thränen sehr bald getrocknet gewesen, denn Arthur war so gut wie unschuldig! —

Er besuchte Larings und liebte Emma, das konnte seinem Freunde Edgar nicht entgehen und dieser neckte ihn in Gegenwart Goldheim's. Arthur zeigte Jedem seine Novellen, der sie nur lesen wollte: daß er bei'm Ausmalen seiner Heldin Emma's Portrait schuf, ist sehr natürlich, ebenso, daß er es unwissentlich that und an Niemand weniger, als an Emma dachte, wie er Goldheim sein Geistesprodukt vortrug.

Aber einem Menschen gradezu sagen: „Du hast Das und Das gethan!" — Das erlaubt die Convenienz nicht und es wird difficil, wenn dabei ein Verhältniß stattfindet, wie es zwischen Emma und Arthur bestand. Das kommt aber daher, weil der Mann Arthur gleichzeitig als Herr von Sternwitz fungirte und Frau Laring Geheimräthin war und als solche, dehors zu beobachten hatte. Im Naturzustande hätte Emma zu Arthur gesagt: „Du hast Das und Das gethan, ich habe Recht, Dir zu zürnen, nun mach's wieder gut!" — in der gekünstelten Welt läßt man lieber das Herz brechen, als daß man den Mund aufthut und sich ausspricht.

Wer ein recht anschauliches Bild von dem Unsinne und den Komödien haben will, welchen wir alle Tage mit dem ernsthaftesten Gesichte zusehen, der denke sich einen Haufen mehr oder weniger mit Verstand begabter Wesen vom genus homo — alle im Naturzustande. Die Herrschaften finden es langweilig, so glücklich und fried-

lich zu leben, sie putzen sich aus, wählen ein Oberhaupt, das ihre Streitigkeiten schlichte und für sie sorge — soweit ist's recht gut — aber kaum haben sie das gethan, kaum sehen sie, daß dies Oberhaupt stolz auf ihre Wahl ist, so beneiden sie dessen Gewalt, Jeder will ein Theilchen davon haben, Einer will besser sein als der Andere und — als Solcher auch glänzen. Wer durch Geist oder Muth sich ausgezeichnet hat, der wird besonders ausgeputzt, Andere, denen Beides fehlt, beneiden ihn nicht darum, sondern um den Flitter, der ihn äußerlich auszeichnet. So geht es immer weiter, wir wollen es nicht ausführen, denn die humoristischste Feder würde doch nie die ganze Höhe der Wirklichkeit erreichen.

Das äußere Flitterwerk ist fertig, besteht zu lange und die Leute fangen wieder an, sich zu langweilen. Man schreitet vom Großartigen zur Detailmalerei — der feine Anstand, die Sitte, die gute Erziehung wird erfunden. Der feine Anstand bezieht sich auf die Verschiedenheit der Bücklinge in ihrer Tiefe und die Potenzen vom kalten Ernst bis zum vornehmen Lächeln — auf die möglichst unbequeme Art des Essens, auf das gegenseitige Sichlangweilen mit Visiten, auf das Gähnen in Gesellschaft und auf tausend ähnliche höchst wichtige Dinge. Die Regeln der Sitte haben den Briefstyl, die Anreden und tausend Formen erfunden, über welche man es endlich vergessen

lernen soll, daß man selbst und der Nachbar, sogar der Geheimrath, einst in Windeln gelegen habe, von Gott in seinem Unwillen erschaffen worden und zu dem wunderlichsten aller Geschöpfe, dem Menschengeschlechte gehöre. Die Sitte bringt den frostigen Hauch, der Menschen von Menschen trennt und sie nur mit Distance über Hindernisse einander nahen läßt. Die „gute Erziehung" endlich, wenn sie damit fertig geworden, den Wuchs des Menschen in eine anständige Richtung zu zwängen und ihm nebst obligater, möglichst allgemein oberflächlicher Bildung, die Regeln des Anstandes und der Sitte beigebracht hat — trägt ihre Früchte in dem Humor der Weltbühne, die sie zu einem Marionetten-Theater umwandelt.

Arthur, der trotz seiner guten Erziehung ein Mensch geblieben war, fand also die Thüre Larings verschlossen, und diese Familie, die nur das besaßen, womit fast alle Kinder des 19. Jahrhunderts von obiger Künstelei verwachsen sind, — Larings schlossen die Thüre und hätten, wer weiß was darum gegeben, wenn sie es nicht zu thun gebraucht hätten.

Die Damen saßen in dem großen Wohnzimmer und thaten ihr Möglichstes, die Toilette für den heutigen Abend, wo ein Ball beim Grafen T . . . stattfand, in Stand zu setzen.

Wir hatten früher gesagt, daß die Räthin sehr

zurückgezogen lebe, und dennoch wollen wir sie schon wieder in eine Gesellschaft führen!

Wir müssen diesen Widerspruch erklären.

Die Räthin lebte seit dem Tode ihres Gatten zurückgezogen, d. h., sie gab keine Gesellschaften mehr, nur kleine Kaffees für vertraute Kreise oder einen gemüthlichen Theeabend, wo es, was die Bewirthung betraf, sehr bescheiden, aber anständig herging. Sie dagegen besuchte nur ab und zu solche Gesellschaften, wo sie mit der Wirthin befreundet war, und that dies, um ihren Kindern ein Vergnügen zu bereiten. Aber auch darin wurde ein Maaß durch die Armuth gesteckt, denn da es gegen die „gute Sitte" ist, auf zwei Bällen in demselben Kleide zu erscheinen, die Toilette aber kostbar ist, so wurde sehr oft „Unwohlseins halber" abgesagt.

Es ist ferner nicht „gute Sitte", wenn Damen allein nach Hause gehen — Wagen aber sind kostspielig, und so gab es der Gründe Mehrere, die Vergnügungslust ihrer Töchter zu beschränken.

Augenblicklich war Letzteres weniger vorhanden und die Räthin diejenige, welche für den Besuch des Balles eiferte, indem sie sehr richtig urtheilte, daß Emma's Trübsinn nur durch Zerstreuung unschädlich für ihre Gesundheit gemacht werden könne.

So waren denn die Damen damit beschäftigt, hier eine Schleife zu befestigen, dort einen Besatz zu löser

um ihn durch eine schönere Farbe zu ersetzen, als es klingelte und die alte Martha den Baron Goldheim von Stolzenburg anmeldete.

Goldheim war Emma seit dem Tage verhaßt, wo seine Geschwätzigkeit sie von Arthur getrennt hatte. Der Bote einer unangenehmen Nachricht, der unschuldige Briefträger einer Trauerpost, wird nie vergessen und sieht man seine Züge wieder, so gedenkt man Dessen, was er einst in's Haus gebracht — wie viel mehr ist es unangenehm, den Mann begrüßen zu müssen, der das Unheil bei Gelegenheit, in scherzendem Tone angerichtet hat! Hätte Goldheim nicht schweigen oder Emma die Sache unter vier Augen mittheilen können?

Wer weiß, ob nicht Emma, nach hartem Kampfe mit sich selbst das Geheimniß bewahrt — und dann, nach einer kühlen Scene mit Arthur es Diesem an die Hand gegeben hätte, sich zu reinigen oder seine Reue zu bethätigen — wo man liebt, verzeiht man ja so gern!

Die Räthin war keine von den Damen, die einen unangenehmen Besuch mit süßem Lächeln empfangen, wenn es zu spät war, ihn abzuweisen. Sie sagte niemals: „Ich bin nicht zu Hause", am wenigsten bei so schlechtem Wetter, wie es Heute war.

Sie wunderte sich aber auch nicht darüber, daß Emma aufstand und, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer verließ.

Agnes packte rasch die Toilettengeschichten bei Seite, aber die Eile war nicht nöthig, denn Goldheim brauchte sehr lange, um hereinzukommen.

Der Friseur, dem er heute vorzugsweise anbefohlen, ihm etwas „Interessantes" zu geben, hatte eine sehr künstliche Tolle bereitet, die der Baron jetzt im Corridor glätten mußte.

Es giebt Leute, die in keinen ganzen Rock hineinpassen, wenigstens in kein neues oder gutaussehendes Kleid — und das sind gewöhnlich nicht die hohlsten Köpfe — es giebt aber auch Leute, denen die interessanteste Tolle kein poetisches Aussehen giebt, und zu diesen, der Mehrzahl aller Sterblichen, gehörte Baron Goldheim von Stolzenburg. Ohne die Tolle hätte er freilich auch nicht besser ausgesehen, aber dies unschuldige Spielzeug seiner Morgenträume war hinreichend, ihn hundert Schritt auf dem Wege zurückzubringen, den er langsam begonnen, das Laster der Eitelkeit abzulegen.

Der vorgebliche Grund seines Besuches war die Bitte um einen Tanz für den heutigen Abend, was ihm auch von Agnes gewährt wurde — die wirkliche Ursache jedoch, die ihn auf seinen Stuhl zu bannen schien, lag tiefer — er wußte nur nicht, wie er mit der Sprache heraus sollte.

Goldheim hatte Etwas auf dem Herzen oder vielmehr auf dem Gewissen — und Agnes war heute so wenig aufgelegt, ihn zu einer Beichte zu ermuntern!

Er klebte daher an seinem Stuhle, so viel er auch hin- und herrückte, so entsetzliche kleine Pausen auch entstanden und sich immer häufiger Gelegenheit zum Aufbruche darbot — bis die Räthin endlich die Unruhe seines Herzens bemerkte und sich Seiner erbarmte.

„Sie wollen uns gewiß etwas erzählen, Herr Baron," sagte sie, „was nicht recht auf die Zunge will!"

Das ganze Herz des Barons lag in seinen Augen, als er ihr einen Blick des Dankes zuwarf und er endlich, tief Athem holend, Muth faßte, zu beichten.

„Ja, ja Frau Räthin," seufzte er, „ich bin ein unglücklicher Mensch, das heißt, ich bin eigentlich ein guter Mensch — aber der Ehrgeiz macht mich böse —"

„Der Ehrgeiz?" lächelte Agnes — „oder die — —?"

„Eitelkeit!" ergänzte Goldheim, „ja — Beides! Ich bin zu meinem Unglücke Baron geworden, denn nun, da ich es einmal bin, will ich es ganz sein und — es geht nicht! — —"

Die Damen, welche dergleichen Herzensergüsse schon oft gehört hatten, seitdem sie, nach Goldheim's erster Beichte, ihn ermuntert hatten, sich bei Ihnen Rathes zu erholen, lächelten verstohlen.

„Was ist denn wieder geschehen?" fragte die Räthin, den jungen Mann mit einem Gemisch von gutmüthigem Spott und Mitleid anblickend.

„Hören Sie," begann Goldheim seine Beichte, „aber

wie gut Sie sind, Sich von mir langweilen zu lassen! — Ich war früher sehr eitel, viel eitler als jetzt —"

Agnes lächelte wiederum.

„Ich habe mich doch schon etwas gebessert!" betheuerte der Baron, welcher es bemerkte, „ich gehe nicht mehr auf die Brücken, um zu warten, bis Jemand in's Wasser fällt, den ich retten könnte um eine Medaille zu verdienen; ich laufe nicht mehr den Spritzen nach, ich begnüge mich mit dem, was ich bin. Aber man verachtet mich, man setzt mich zurück, weil mein Urgroßvater nicht so klug war, wie mein Vater und den Adel kaufte — das kränkt mich. Bin ich auch ein schlechter Baron, so bin ich doch ein gebildeter, gut erzogener Mensch — warum lassen die Leute das nicht gelten?"

„Da dachte ich, wenn der Fürst mit mir spräche sich für mich interessirte, das würde mir ein Ansehen geben. Ich habe den Armen große Summen geschenkt davon rede ich nicht, aber ich habe Geld zu einer Kriegerstiftung gegeben, die mich nichts angeht."

„Das, dachte ich, wird man anerkennen. Gut. Ich bin Gestern in einer Gesellschaft, wo der Hof erscheint ich höre von einem Bekannten, daß der Fürst . . . von mir gesprochen und gesagt hat, daß er mir im Namen der Kriegerstiftung ein Dankschreiben zukommen lassen wolle. Besser mündlich vor den Leuten, als schriftlich dann sieht man doch, daß du Connexionen hast, dacht

ich, und dränge mich in die Vorderreihe, um von dem Fürsten gesehen zu werden."

„Er kommt — schon ist er mir nahe, da stößt mich ein Lakai, welcher Theekuchen trägt zur Seite, gerade einem Minister in den Weg, ich verbeuge mich, trete zurück und fühle etwas Weiches unter dem Fuße."

„Alles stieß mich an, — ich blickte auf und sehe den Fürsten, der seinen Fuß unter dem meinen hervorzieht und hinkend davon geht, indem er ziemlich laut murmelt: „Wer ist denn der ungeschickte Mensch? —"

Goldheim war kläglich anzusehen, wie er die letzten Worte sprach — der Schweiß perlte ihm von der Stirne — in diesem Augenblicke hatte er sicherlich keinen Gedanken für seine Haartolle mehr.

Die Räthin und Agnes versuchten es, ihr Lachen zu unterdrücken und ihn zu trösten.

„Das kommt alle Tage vor! Das ist Tausenden passirt! —"

„Ja!" seufzte Goldheim — „dann waren es aber andere Leute, als ich! Mir giebt die Geschichte den letzten Stoß — ich kann keine Hofgesellschaft mehr besuchen."

„Verlieren Sie dabei so viel?" fragte Agnes.

Goldheim starrte sie groß an. Agnes hätte ihn fragen können, ob Geld einen Werth habe und seine Ueberraschung wäre nicht größer gewesen.

„Glauben Sie mir," fuhr Agnes fort, „um glück-

lich zu sein, braucht man nicht Gunst von Oben und nicht Ansehen von Unten. Wir leben auch und haben nie ein Hoffest gesehen; es giebt viele, sehr vornehme Leute, welche kaum größere Gesellschaften besuchen."

„Ja — die sind arm —" stotterte Goldheim.

„Nicht Alle," entgegnete Agnes leicht erröthend.

Goldheim fühlte das Unpassende seiner Aeußerung zu spät.

„Sie haben Recht!" sagte er, „ich sehe es ein, daß ich ohne Geld und Titel ein viel glücklicherer Mensch sein könnte, aber so lange ich beides besitze, wird es mich quälen, neue Ehren zu suchen — es läßt mir keine Ruhe, könnte ich's nur los werden! —"

„Wenden Sie ihr Geld nützlich an und lassen Sie den Titel Titel sein," sagte die Räthin — „beschäftigen Sie Sich mit Dingen, die Sie interessiren und Sie werden sehr bald die Ruhe finden, die Sie suchen."

„Beschäftigen!" seufzte Goldheim — „ja — aber womit? — Als Baron kann ich doch nicht ein Handwerk treiben! — Wenn ich nur dichten könnte, wie Herr von Sternwitz — der hat nie Langeweile! — Aber das Schreiben greift die Gesundheit an, er sieht so blaß aus, daß man eine Antipathie gegen die Poesie bekommen könnte."

„Bleich? Das habe ich nie bemerkt — ist er krank gewesen?" fragte Agnes, ohne aufzuschauen.

„Nein, — so viel ich weiß, ist er gesund," ant-

wortete Goldheim, „aber ich habe ihn freilich sehr lange nicht gesehen!“

„Ich denke Sie sind mit ihm befreundet?“

„Ja, das bin ich; wenigstens habe ich ihn sehr lieb,“ rief der Baron, „er ist ein prächtiger Mensch, nur sollte er nicht so viel mit dem Herren von Altenhorst umgehen.“

„Warum Das?“

„Der Baron hat die böseste Zunge in der ganzen Stadt. —“

Als Goldheim die Damen verlassen hatte, dachte er darüber nach, wie man als Baron sich beschäftigen und glücklich werden könne, — Emma aber sagte halblaut:

„Wer weiß, ob Goldheim nicht Recht hat und Sternwitz besser thäte, sich vor der bösen Zunge seiner Freunde zu hüten. Ich kann nicht daran glauben, daß er so schlecht, so taktlos gewesen sein sollte — ich will doch mit ihm sprechen! —“

Die Räthin sagte kein Wort, sie wußte, daß Emma nichts ohne reife Ueberlegung that.

8.

Der Ball bei'm Grafen T . . . war sehr glänzend. Wir finden dort alle unsere Bekannten; selbst der Doctor Walter ist erschienen. Ernst ist auf die Empfehlung der Gräfin Ida M . . . Hausarzt bei T . .s, und Ida sagte bei seinem letzten Besuche, daß sie darauf rechne, ihn bei T . . .s zu finden; sie wünsche, daß er eine „gute" Gesellschaft sehe und ihr seine Bemerkungen darüber mittheile.

Edgar hatte eben einen Walzer mit Fräulein von Romlitz beendet und sich zum ersten Male mit einer Dame bei'm Tanze amüsirt — Arthur schauete mit trübem Blicke in die wogende Freude — Agnes tanzte mit Goldheim, Emma mit einem, ihr ganz gleichgültigen Menschen, die Räthin Laring saß unter den älälteren Damen, Graf M . . . am Spieltische und Ida — — —

Ida wartete auf den Moment, wo Walter sich durch die Menge ihrer Anbeter drängen, ihre Hand ergreifen und sie zum Tanze führen werde.

Aber wer nicht kam, war Walter und dennoch befand er sich im Tanzsaale, sie hatte ihn eben erst gesehen! —

Jetzt suchte ihn ihr Blick, während die Lions der Gesellschaft nur zerstreute Antworten erhielten; eine eigene Unruhe, wie die, welche Sehnsucht und Zweifel

giebt, bemächtigte sich ihrer — wer in ihr Herz gesehen, der hätte darauf geschworen, sie liebe Walter — — —

Aber dem war nicht so, es war nicht der ängstliche Zweifel der Liebe — das zitternde, bangende Pochen in der Brust — die süße, quälende Unruhe, die ein liebendes Herz fühlt, wenn der Geliebte zögert, — der Zweifel, die Unruhe, die Sehnsucht, welche die Gräfin peinigte waren anderer Natur.

Sie hatte Walter zu gering geschätzt, als sie ihn nicht kannte; sie ward überrascht, als er sich ihr zeigte und ihr kalt den Schleier abriß, mit dem sie vor so Vielen kokettirt hatte — Eitelkeit und Stolz waren gedemüthigt und wieder erwacht — „du hast dich ihm in falschem Lichte gezeigt," dachte sie, „du bist anders — er soll nicht gering von dir denken! —"

Dem bürgerlichen Parvenue war sie mit seichtem Geburtstolz entgegengetreten, aber er beugte den Nacken nicht unter dem ersten, vernichtenden Blicke und nun fühlte sie beschämt, daß sie mit hölzerner Lanze gegen einen Eisenpanzer gefochten habe. Die Splitter fielen zu Boden und er lächelte kaum darüber! Sie erkannte seinen Werth, seine Stärke: die des Selbstbewußtseins und des Vertrauens auf eigene Kraft — da dachte sie, wie gering muß er dich schätzen, die du keine andere Waffe, als die des Vorurtheils hat! — Der Stolz erwachte, das Selbstbewußtsein — und sie sehnte sich danach, ihm Achtung abzuzwingen.

Aber das war es nicht allein — auch die weibliche Eitelkeit wollte ihren Triumph feiern. So kämpfte ihr Stolz gegen seinen Stolz, Eitelkeit gegen den Mann!

Walter war ein interessanter Mensch und es werth, daß man gegen ihn kämpfte. Das fühlte die Gräfin und ihr Geist, während er hingerissen war von der Eigenthümlichkeit und Originalität des Seinen, sann auf Mittel, die Schwingen noch höher zu erheben — ihn, der sie gedehmüthigt, zu beugen, den Triumph zu feiern, der dem Weibe gebührt: daß der Mann nicht gleichgültig in das Auge sehen kann, welches ihm Liebe und Glück verheißen könnte.

Ida hatte Walter für den Besuch des Balles nur deßhalb gestimmt, weil dies derjenige Ort war, wo sie alle ihre Waffen gegen ihn zu kehren vermochte.

Alles dies ist unsere Reflexion, unsere Erklärung ihrer Schritte, — denn Frauen handeln den Männern gegenüber mehr oder weniger instinktmäßig, und wo der Sieg am glänzendsten ist, da wissen sie sich am wenigsten darüber Rechenschaft zu geben.

Sie wartete auf ihn — ihre Eitelkeit wähnte sich schon so weit, daß sie ihn schmachtend hinter ihrem Stuhle suchte. Wenn er den Ball besucht, so kommt er Deinetwegen! hatte sie gerechnet — jetzt war er da — aber er schien sich nicht um sie zu kümmern!

Edgar hatte, wie wir Oben bemerkten, Fräulein von

Romlitz zu ihrem Stuhle geführt — da klopfte ihm Jemand auf die Schulter.

Er sah sich um — Walter stand neben ihm.

Er wollte ihm die Hand drücken, ehe ein Fremder ihn von seinem Platze neben Bertha drängte, als der Freund ihm in's Ohr flüsterte:

„Edgar, ich muß mit Dir sprechen."

Altenhorst folgte mit leisem Sträuben Walter in ein Nebencabinet.

„Was T . . . ist Dir begegnet!" rief er, Walter's erhitztes Aussehen bemerkend, — „ich habe nie geglaubt, daß Du so schöne Farben bekommen könntest!"

„Edgar — ich bin auf dem Punkte einen sehr dummen Streich zu machen! —"

„Kann ich Dir helfen?" lächelte Ernst.

„Scherze nicht — die Sache ist ernst; wenn ich einmal anfange, so kenne ich keinen Halt und wenn zehnmal dabei meine Stellung zum Teufel geht — ich bin hartnäckig — —"

„Brrr — Brrr! was ist denn los?"

„Ich bin verliebt."

Edgar zuckte die Achseln. „Weiter nichts? Womit soll ich Dir dabei helfen?" fuhr er dann fort — „brauchst Du Geld, einen Wagen, Secundanten, Adressen von kleinen, abgelegenen Häusern oder Dergleichen? Damit kann ich dienen."

„Danke Dir. Ich brauche nur Deine böse Zunge."

„Danke für's Compliment — aber ich verstehe Dich nicht. Soll ich etwa einen glücklichen Bräutigam als Spieler, einen zahmen Candidaten als Duelliſten oder einen Roué als geiſtreich ſchildern?"

„Nein, Du ſollſt über die Weiber herziehen, mir Scandale aus der vornehmen Welt erzählen; ſollſt mit all' Deinem Spott, mit allem Deinem Hohn mich vernünftig machen, eine ſentimentale Regung in mir erſticken, ſollſt mir ein moraliſches Sturzbad geben —"

„Lieber Ernſt," entgegnete Edgar, „das werde ich nicht thun. Du haſt einen kleinen Scandal in petto mit einer vornehmen Dame; in einem ſo guten Vorſatz werde ich Dich nicht hindern — beſonders —" dieſe Worte flüſterte er — „wenn eine gewiſſe Gräfin dabei im Spiele ſein ſollte — —"

Kaum hatte er dies geſagt und Walter's Erröthen geſehen, ſo eilte er lachend davon.

Als er in den Tanzſaal zurückkehrte, ſah er Fräulein von Romlitz an der Seite eines Andern — unmuthig ſchweifte ſein Blick umher — da fiel er auf Arthur, welcher, an einen Pfeiler gelehnt dem Tanze zuſah.

Sind denn alle Leute verliebt, unglücklich und ſentimental? — murmelte er und eilte auf den Freund zu — „bin doch neugierig, ob die Liebe mir auch ſo den Kopf verdrehen kann!"

„Guten Abend Arthur! —"

Sternwitz reichte ihm die Hand.

„Bist Du noch immer nicht mit Deiner Schönen im Klaren? Ihr seid Beide gut und sanft wie zwei Turteltäubchen, potz Blitz, so vertragt Euch doch — Du machst Dich ja lächerlich mit Deinem Jammer vor aller Welt. Schreibe lieber zwanzig Romane, als daß Du Werther's Leiden in lebenden Bildern giebst — pfui! —"

„Du hast Recht," seufzte Arthur, sich aufrichtend, „ich spiele eine erbärmliche Rolle. Ich will sie vergessen. Ich werde lustig sein. Ich werde mit Anderen tanzen — —"

„Unsinn," hielt ihn Edgar zurück," „zuerst finde Dich mit ihr ab. Gehe hin und sage ihr eine Schmeichelei, daß sie bis über die Ohren erröthet, und wenn Du das nicht kannst, so will ich's thun —"

„Um Gottes willen —" rief Arthur, „Du wirst doch nicht —"

Aber Edgar war bereits zehn Schritte von ihm, mitten im Gewühle der Damen.

Emma Laring war von mehreren jüngeren Damen umgeben, die über allzuviel Tänzer nicht klagen konnten; sie stand in einem Knäuel von Schönen, die bereits philosophiren, denen gewisse Bälle langweilig werden und deren Toilette schon von der Einfachheit abging um — den Teint zu heben.

„Es scheinen die alten Weiden so grau" hätte Edgar zu anderer Zeit gemurmelt; jetzt ersah er eine gün-

stige Gelegenheit, so zu Emma zu gelangen, daß keine der Damen sich für die Gesuchte halten konnte, sie bot sich sehr bald, eine Rose fiel aus Emma's Bouquet zur Erde.

Rasch sprang er hinzu, hob sie auf, und sagte: „Wer wird seine Blumen so fortwerfen — freilich," setzte er bedeutsam hinzu — „die Rose hat lange genug geblüht, nun mag sie welken!"

„Sie sehen," lächelte Emma gezwungen, „der Kopf ist vom Stengel abgebrochen —"

„Pah, die Rose!" unterbrach sie Edgar, der ihr unterdessen ganz nahe getreten war, „was gilt die Blume gegen ein Herz! —"

Die letzten Worte sprach er im flüsternden Tone.

Emma erröthete leicht.

„Was hat Ihnen Herr von Sternwitz gethan?" fuhr Edgar fort.

Emma wurde blutroth und in ihrer Verlegenheit zerpflückte sie das Bouquet.

„Herr von Sternwitz" — wiederholte sie kaum hörbar — „ich verstehe Sie nicht —"

„Ich Sie auch nicht, gnädiges Fräulein;" entgegnete Edgar kalt, „Ihr Auge ist sanft aber Ihr Herz grausam, Arthur ist unglücklich."

„Hat Herr von Sternwitz Sie beauftragt, mir das zu sagen?" fragte Emma, deren Verlegenheit schwand, je mehr die Dreistigkeit Edgar's sie zu verletzen anfing.

„Nein," antwortete dieser, „aber er ist unglücklich und das mag ich nicht mit ansehen. Wozu die Verstellung, Fräulein, wozu die Komödie unter Menschen? Arthur wird plötzlich von Ihnen und Ihrer Familie mit Kälte behandelt, womit hat er das verdient?"

„Ich — ich wüßte nicht —" stotterte Emma —

„Fräulein, werfen Sie gefälligst einen kleinen Blick dort über die Dame mit der schauderhaften Frisur, deren Kopf einem Henkeltopf ähnelt, und sehen Sie wie jämmerlich Sternwitz aussieht. Er steht da, wie auf der Waage beim jüngsten Gericht. Er glaubt, Sie beleidigt zu haben, weiß nicht womit — und grämt sich darüber zu Tode; bitte, sagen Sie mir, was er verbrochen hat, ich werde ihm den Text lesen und er soll als reuiger Sünder um Verzeihung bitten."

Emma brauchte nicht erst auf Edgar's Wunsch hinüber zu blicken, um über das veränderte Aussehen Arthur's zu erschrecken — sie hatte ihn längst beobachtet und tausend Mal hatte es sie zu ihm hingezogen, hatte es in ihrer Brust gerufen: „Reiche ihm die Hand, sage ihm, daß Du ihn liebst, er soll fröhlich sein! —"

„Herr Baron," antwortete sie zögernd, denn es ward ihr schwer — einmal frei auf freie Rede zu antworten und alle Convenienz zu vergessen — „Sternwitz hat Niemand von uns beleidigt, aber wir haben erfahren, daß er gern prahlt —"

„Arthur prahlen!“ lächelte Edgar, „etwa mit seinen Novellen?“

„Wir waren sehr befreundet mit ihm und“ — stotterte Emma — „er — er — es machte ihm Scherz davon zu sprechen — in einer Weise — —“

„Ich glaube Sie zu verstehen,“ lächelte Edgar, — „aber, da thuen Sie Arthur sehr Unrecht. Ich kenne ihn durch und durch, wir sind mit einander sehr vertraut — und er hat nicht einmal gegen mich das Leiseste erwähnt —“

„Baron Goldheim sagte uns das Gegentheil —“

„Goldheim ist ein Schwätzer. Fräulein —“ und Edgar's Stimme hatte einen so weichen Klang, wie sie es noch nie an ihm bemerkt, „Fräulein, ich danke Ihnen für Ihr offenes Wort und ich werde Ihnen beweisen, daß Arthur Ihren Groll nicht verdiente —“

Mit diesen Worten verließ er sie.

Walter hatte unterdessen die Gräfin M . . . um einen Tanz gebeten und den zweiten Walzer erhalten, der jetzt beginnen sollte.

„Es ist doch ein berauschendes Vergnügen,“ flüsterte er Ida zu, während er dicht an ihrer Seite stand. Hundert Menschen waren im Saal und dennoch war er noch nie mit ihr so sehr allein gewesen als jetzt.

Die peinliche Ruhe unter vier Augen, die Leere eines großen, uns fremden Zimmers und die halb offene Thüre desselben, drückt immer die Kühnheit eines Man-

nes nieder — steif sitzt er der Schönen gegenüber und schon ihr näher zu rücken erfordert einen Entschluß — umgekehrt, im Ballsaal, wo unzählige Augen Einen nicht sehen, wo die Musik das Flüstern übertönt und man die Hand der Geliebten ergreifen kann, da schlagen die Pulse dreister und manch glühendes Wort haucht Feuer auf die heiße Wange, während ein leiser Druck der Hand den Nachsatz ergänzt oder als Antwort dient —

„Berauschend?" lächelte Ida, den heißen Blick Walter's auf ihrer Wange fühlend, „was berauscht Sie denn? Die Hitze, die Musik oder der Glanz jener Ordenssterne und Brillanten?"

„Das Alles nicht — aber die Hoffnung, zwei Minuten die stolzeste Schönheit des Saales in meinen Armen zu halten, sie mein zu nennen und ihr sagen zu können vor aller Welt, daß ich für dies Glück meine Seligkeit hingebe! —"

Die letzten Worte flüsterte er während des Tanzes, denn schon hatte er seinen Arm um ihre Taille geschlungen, sie fest an sein Herz gezogen und leicht schwebte sie mit ihm dahin in dem Strudel der Tanzenden. Sein Blick wandte sich nicht von ihr, seine Hand drückte die ihre, sie hörte sein Herz schlagen, und das heiße Blut durch die Adern wallen — kein Lächeln des Triumphes flog über ihre Lippen.

„Gräfin," flüsterte Walter, als er sie wieder zu

ihrem Platze führte, „ich bitte Sie in meinem Leben um keinen Tanz mehr.“

„Warum das nicht?“ lächelte sie, ahnend daß er eine Schmeichelei beabsichtige.

„Weil ich vergessen könnte, wer Sie sind und diese Hand nicht mehr aus der Meinigen lassen würde.“

„So werde ich mich hüten, Ihnen einen Tanz zu bewilligen,“ entgegnete Ida leicht hin, als wolle sie Ernst ermuntern, noch kühner zu sein.

In diesem Augenblicke trat jedoch der Fürst P... zu ihr heran und begrüßte sie. Walter mischte sich unter die Menge um seiner Bewegung Herr zu werden, seine Sinnengluth zu kühlen und — — —

Doch wir horchen was der Fürst P . . . mit Ida spricht.

„Der junge Mann,“ sagt er, tanzte sehr gut, „wer war es?“

„Mein Hausarzt, der Dr. Walter.“

„Hausarzt — hm — wie kommt er in die Gesellschaft.“

Ida zuckte die Achseln. „Er ist auch Arzt des Grafen T . . .“ sagte sie dann, nach einer Pause.

„Und Sie haben ihn mit einem Tanze beehrt, haben ihn hundert neidischen Herren der beau monde vorgezogen? Ei, ei Gräfin, ich würde in Stelle des Herren sehr eitel werden.“

„Ich fürchte,“ lächelte Ida, „daß dies noch mehr de

Fall sein würde, wenn Sie wüßten, daß ich Herrn Walter den Tanz sogar aufbewahrt hatte —"

„Und warum das? der Grund ist doch kein Geheimniß?"

„Nein, durchaus nicht. Walter ist ein sehr gescheuter Mensch und ich war neugierig, wie sich ein solcher beim Tanze benehmen würde."

„Da sprechen Sie mit einer Phrase tausend Lions das Urtheil," lachte der Fürst — „nun, wie hat er sich aufgeführt?"

„Wie alle Andern! —"

„Bravo," Gräfin, „das nenne ich offen reden."

„Wie so?"

„Sie haben den gescheuten Herrn Doctor ein wenig in Versuchung führen wollen — und gestehen, daß Ihnen dies vortrefflich gelungen — darf ich die Geschichte zum Besten geben?"

„Nein, denn sie ist nicht zu Ende."

„Nicht zu Ende? —"

„Nein. Sehen Sie dorthin —"

Damit zeigte Ida auf Walter, der eben sehr angelegentlich mit der Comtesse T . . ., der Tochter des Hauses zu sprechen schien.

„Sie haben meinen Triumph überschätzt!" lächelte sie dann.

„Ihr Doctor Walter," antwortete der Fürst ernsthaft, „scheint mir ein Mann comme il faut. Sie nen-

nen ihn gescheut, er tanzt süperbe und hat gute Manieren — geben Sie mir seine Adresse, ich will ihn zu mir holen lassen, wenn ich krank bin."

„Soll er etwa Sie gesund tanzen?" — lächelt Ida.

„Nein, aber mich ennuyirt nichts mehr, als die steife Gelehrsamkeit unserer Aeskulaps, mit ihrer bedenklichen Miene und dem Stock an den Zähnen — unwissend sind sie Alle und da ziehe ich doch einen Menschen vor, der sich menschlich bei Einem an's Bett setzen kann."

Kaum bemerkte Walter, daß der Fürst eine andere Dame begrüßte und Ida frei ward, als er zu ihr eilte.

Sie sah ihn kommen und trat in ein Nebencabinet.

„Herr Doctor," wandte sie sich dann zu ihm, „ich habe Sie eben dem Fürsten P . . . empfohlen — Sie sehen, wie nützlich ein Ball ist —"

„Nützlich? Gräfin, wie soll ich an so etwas denken; der Ball hat mich selig gemacht."

„Ei, erzählen Sie doch!" kokettirte Ida.

„Sie sind grausam."

„Und das macht Sie selig? —"

„Sie wollen mich nicht verstehen —"

„Weil Sie nicht deutlich reden. Haben Sie Sich verliebt?"

Ida sagte dies mit so natürlicher Neugier, da Walter einen Augenblick stutzte.

„Nun," rief er, „wenn Sie es wissen wollen — ja — i Sie — Gräfin, verhöhnen Sie mich — aber es ist so! —

Ida, deren Blicke ihn bis dahin ermuntert hatten, ward jetzt plötzlich kalt. Ganz unmerklich glätteten sich ihre Züge und statt eines Erröthens, das er erwartet — flog ein stolzes Lächeln über dieselben.

„Lieber Doctor," entgegnete sie mit leisem aber treffendem Hohn, „ich sollte jetzt nach Ihrem Puls fassen, er ist wohl unruhiger als der Meine — und dennoch warnten Sie mich vor dem Besuche von Bällen."

Ein eiskaltes Sturzbad hätte Walter nicht ärger überraschen und nicht rascher abkühlen können als diese Worte der Gräfin.

Er sah, daß er ein Spielball ihrer Koketterie gewesen, daß sie jetzt den Triumph feierte, ihn, der sie gedemüthigt, in seine Schranken zurückweisen zu können.

Er stand da und fühlte, daß er sich selbst lächerlich gemacht habe — ihr Spott war gerecht! —

Aber Ida wollte keinen halben Sieg. Als er betroffen, erröthend da stand und vergeblich ein Wort suchte, ihr zu antworten, reichte sie ihm die Hand hin.

„Wir haben oft mit einander geplaudert" sagte sie „und es hatte mich stets interessirt, Ihnen zuzuhören, aber, kaum sind Sie in der nüchternen Ballluft, als auch Sie Fadaisen reden, die man nur Hohlköpfen verzeiht — es scheint ansteckend zu sein —"

Walter küßte die ihm dargebotene Hand — aber er war zu stolz, zu eigensinnig, um den ihm zudictirten Frieden so billig und so schmählich anzunehmen.

„Gräfin," entgegnete er, „es war keine Fadaise, die ich Ihnen sagte, aber es war eine Thorheit, leichtsinnig das auszuplaudern, was man unüberlegt gedacht — ich hätte Ihre Antwort vorher wissen können, und es war deshalb unklug, zu reden. Es ist geschehen — und was ich gesagt habe, nehme ich niemals zurück!—"

„Auch nicht, wenn Sie es selbst für eine Thorheit halten?"

„Nein, denn es war blos thöricht, zu sprechen; was ich gesagt habe, ist die Wahrheit."

„Sie sind ein origineller Mensch — Sie machen einer verheiratheten Frau eine Liebeserklärung und statt um Verzeihung zu bitten, bestehen Sie jetzt darauf daß ich daran glauben soll. Ich müßte Sie, nach den Regeln der Sitte entweder auslachen oder Ihnen meine Thüre verschließen — aber das werde ich nicht thun; ich werde es vergessen, was heute geschehen ist — Sie doch auch, Herr Doctor?"

„Nein, und ich muß Ihnen gestehen, daß dies Wort von Ihnen das Einzige war, welches mich zwingen konnte, Ihnen von Neuem zu sagen: so dachte ich Sie mir, so will ich das Weib, das ich liebe! — Nun schließen Sie Ihre Thüre zu — ich weiß es, daß Sie mich nicht verachten!—"

Mit diesen Worten eilte er aus dem Salon und verließ das Haus des Grafen T . . . —

Ida sah ihm nach und ging langsam, sinnend in den Tanzsaal zurück. — —

9.

Wenn es unsere Absicht gewesen, einen Roman zu schreiben, so wäre ein Duell zwischen Arthur und Goldheim keine zu sehr gesuchte Episode, seine Versöhnung mit Emma Laring aber erst die Folge einer ebenso heftigen als blutigen Scene gewesen. Wir wollen jedoch die Wirklichkeit schildern, wie sie ist, und nicht Ausnahmefälle zur Basis nehmen. Wer duellirt sich heut' zu Tage noch? — fast Niemand. Daß Militairs, die die Waffe führen, ab und zu Carteliträger in die Stadt senden — um das prosaische Leben daran zu erinnern, daß ein Rest mittelalterlichen Ritterbluts noch im Adel pulsirt und der Traum der Selbständigkeit und Manneswürde nicht ganz eingestaubt ist — das spricht nur für den Geist einer Kaste, und zwar nur für den Theil der Kaste, die noch unter der Uniform soldatisch aussieht, sehr Viele verschwimmen schon in dem allgemeinen Sinn und denken zeitgemäßer, was auch nicht anders sein kann, da Jedermann Eintritt findet und man keine Goldwaage für das Herz hat.

Der Stamm ist gesund, was schadet's, wenn unter tausend Aesten und Zweigen einzelne marklos sind? — meist fallen sie ja doch beim ersten Sturme — und was etwa haften bleibt, ist kaum durch das frische Grün der Blätter zu unterscheiden.

Daß Studenten und junge Herrn miteinander klopfen,

dort eine Schramme ertheilen, hier eine Nase oder Ohr verschwinden lassen, können nur Mütter oder liebende Bräute „Duell" tituliren und verdammen, — daß ab und zu Tante Voß eine Kugel hat zischen hören, die zufällig getroffen, das gehört wiederum zu den seltenen Ausnahmen, wie der Maikäfer in den März.

Im Allgemeinen spielt das Duell keine Rolle mehr — es lebt nicht mehr im Volke, — es ist veraltet.

„Ich bin Familienvater," spricht sehr vernünftig der Herr . . . . . — „ich bin Christ!" der Herr . . ., Beide aber vergessen, daß der Familienvater gesetzt sein muß und die Jugend belehren aber nicht reizen darf, — daß der Fromme Backenstreiche eher empfangen als austheilen soll.

„Ich habe Geld!" sagt der Dritte und der Vierte meint, daß er seine Arme und Beine nicht dazu hat, sich eine Kugel hindurch schießen zu lassen.

Unser Jahrhundert ist in dieser Beziehung das vernünftige, man läßt sich nicht gern an den Leib kommen und setzt kein Blut für seine Ehre ein — „lieber Geld, wenn's sein muß! —"

Alle Welt wird sagen, Gott Lob, daß die roh Sitte des Faustrechts vorüber ist, daß die Duelle seltener werden; wir stimmen ein, wenn man uns nachweis't, daß dies eine Folge höherer Sittlichkeit, größeren Taktgefühls sei, aber wir können eine Gesellschaft nich hochstellen, in welcher Zank, Schimpfen, Prügelei un

Verleumdung existiren, weil die Waffe des Duells fehlt, die allein im Stande ist, die Leidenschaft in Schranken zu halten.

Besser aber eine Kugel in die Brust, ein Stich mit dem Degen in's Herz — als das langsame Gift des Hohnes, der Verleumdung, das Brandmal der Schande und den Schlag in's Antlitz! —

Arthur war gutmüthiger Natur, Goldheim ebenfalls. Arthur, nachdem er von Edgar erfahren, daß er Goldheim den Bruch mit Emma zu verdanken habe, hielt ihm sein Vergehen vor und der Baron, dessen Eitelkeit bei heftigen Worten den Scandal eines Duells nicht ungern gesehen hätte, Goldheim bat um Verzeihung und ging zu Larings, um ihnen offen zu gestehen, daß er sich verschwatzt habe.

Das Geständniß setzte ihn bei Agnes immer mehr in Gunst und, als Arthur — der die Stellung am Theater in G . . erhalten hatte, mit Emma versöhnt und verlobt war — da hätte man darauf schwören können, daß Goldheim gern eine Schwagerstelle bei Arthur mit seinem Baronstitel erkauft hätte.

Ob dies ohne den Kaufpreis gelungen, verrathen wir nicht — der Leser mag urtheilen, ob Beide, Agnes und Goldheim zu einander passen — ist es so, dann flechte er getrost Agnes den Kranz in das Haar; wir versichern ihm, daß die Braut keine unglückliche

Gattin werden wird — sie hat sich den Mann vor der Ehe erzogen! —

Doch Ida — Walter!

Zwei gewichtige Namen für uns, wenn: wir einen Roman schrieben! —

Wie interessante Verwickelungen wären da hineinzubringen, wie viele Kapitel bis zum Schlusse, wo sie einander bekommen, oder der Eine auf dem Grabe des Anderen trauert!

Graf M . . . könnte lebensgefährlich erkranken, Walter wird in der Nacht gerufen — er kommt, in seiner Hand liegt es, Ida als Witwe zu sehen — er braucht ja ihn nur sterben zu lassen — aber nein, der Arzt vergißt den Menschen, der Arzt hilft und als der Kranke Athem schöpft, blutet das Herz des Liebenden!

Ida — sie liebt Ernst — denn ob sie auch kokett mit ihm spielte — ob sie ihn auch verhöhnte, das Herz des Weibes ist wunderbar gefaltet — sie liebt ihn und die Wollust, ihn zu quälen ist Liebe, sinnliche Lust! Sie sieht den kräftigen, blühenden Mann, sie sieht das ernste, geistvolle Antlitz des Arztes, der sich durchgekämpft durch's Leben und den Hauch des Sieges auf der Stirne trägt — sie sieht ihn am Bette des reichen vornehmen Mannes, der sein Leben bequem und langweilig hinlebte, der ihre Hand hält, ohne sie zu drücken, der ihr Alles sagen könnte, was Walter

verschweigen muß — es aber nicht sagt, weil er es nicht denken kann — und der Arzt ruft den Lebensfunken in die Brust zurück, stellt den alten Tik-Tak des Herzens wieder her — der so fade, so eintönig klingt! —

Sie denkt darüber nach und Liebe wird schwärmerische Bewunderung, denn sie hat den Kampf Walter's mit sich selbst gesehen! —

Wie aber weiter? pah — ein Rückfall tödtet den Grafen, Ida trägt ein Jahr schwarze Kleider, die ihr vortrefflich stehen und wird dann — Doctorin Walter! —

Alles Dies wäre nicht schlecht für einen Roman, gut ausgeputzt gäbe es acht Bände und manche Rührscene mit obligaten Nachsätzen, in denen man die Thränen trocknen läßt — aber — in der Welt geht es anders zu.

Wir wollen nüchterne Prosa.

Walter, der geniale Kopf, der kräftige Charakter liebt Ida nicht mit schwärmerischer Liebe, nicht mit der Gluth der Jugend, die ihr Ideal sucht — er liebt nicht mit dem Herzen, sondern mit den Sinnen.

Eitelkeit will über das stolze Weib triumphiren; Stolz sie besitzen. —

Walter spielt ein Hazard — dann eine Intrigue, endlich ennuyirt ihn die Sache und er wird der kalte, vernünftige Freund der Frau Gräfin M . . ., nachdem

Jahre über seinen ersten Tanz mit ihr und die Scene im Cabinet verflossen sind.

Gräfin M . . . hat ihn immer nur flüchtig gesehen und ihm die Gelegenheit gegeben, sich abzukühlen.

Ida — sie ist die Gräfin M . . . und bleibt es. Sie besucht mit ihrem Gatten die Gesellschaften, man macht ihr den Hof — und sie begünstigt bald Den, bald Den. Alle Welt singt ihr Lob und man nennt sie noch nach zwanzig Jahren eine schöne Frau.

In ihren Mußestunden, auf der Ottomane, das gestehen wir — da hatte sie manchmal an Walter gedacht und zwar am meisten und am wärmsten, je älter sie wurde. —

Edgar — von ihm müssen wir zuletzt reden, denn er ist der Typus einer Menge von Junggesellen, die nicht eher daran glauben, daß sie unter die Haube kommen, als bis der Pantoffel bereits über ihrem Haupte schwebt.

Wir sagen, der Pantoffel, weil die Herrschaft der Frau einmal so heißt; wie zart auch die Hand, wie weich ihr Druck auch sei und ob auch das Glück einer Ehe gerade darin liegt, daß die Frau den Mann beherrscht.

Edgar liebte Bertha von Romlitz, ohne es zu ahnen; wenn er sich mit ihr unterhielt, fehlte ihm jenes Gefühl geistiger Ueberlegenheit und die gleichgül-

tige Kälte, welche seinen Geist bei allen anderen Personen sich in Schärfe, Sarkasmen oder Spott ergehen ließen, — wenn er ihr in's Auge sah, war es ihm unmöglich, das wahre Gefühl, welches er in der Brust trug, schweigen zu lassen oder zu verbergen, er fing an, so zu reden, wie er dachte, und das Herz denken zu lassen. Alles Das, was er früher in der Brust verschlossen, Regungen, die ihm selbst nicht klar geworden, erwachten jetzt, und wenn er mit Bertha sprach, war er ein anderer Mensch.

Doch der Leser kennt Bertha nur flüchtig, ihren Vater noch gar nicht.

Der Baron von Romlitz war ein Herr von Vermögen, altem Adel und Edelmann durch und durch. Hätte Herr von Romlitz den Namen Meyer, Schulz oder Müller geführt, so hätte Jedermann den Kopf geschüttelt und gedacht, wie kann ein Herr Müller, Meyer oder Schulz so vornehm aussehen, das ist kein richtiger Schulz, Müller oder Meyer, er paßt nicht zu dem Namen und der Namen nicht für ihn. Wenn Herr von Romlitz sich in einen Postwagen gesetzt — in einer Bierstube einen Seidel gefordert hätte, oder auf der Straße in einem fadenscheinigen Rock gegangen wäre, es hätte ihn doch kein Mensch über die Achseln angesehen und ihn Niemand anders als höflich angeredet. Seine Haltung, sein Blick, das ganze Auftreten bekundete sofort den vornehmen Mann — den Aristo-

kraten, wie ihn das Volk verlangt, wenn es den Hut ziehen soll, den Edelmann, wie er ein Recht hat, zu sagen: „Ich bin Grundherr und etwas Anderes, als die Tausend Anderen, welche mit mir dasselbe Kleid tragen, dieselbe Straße wandeln.

So viel über das Aeußere des Barons — es ist wichtig, denn wem es fehlt, der kann es schwer ersetzen, und wo es vorhanden ist, da nimmt es ein. Wir vertrauen dem Arzte, der wie ein Arzt aussieht, verlangen Ernst und Würde vom Justizbeamten, Milde und Würde vom Geistlichen, Bonhomie vom Rentier, einen etwas jüdischen Zug bei'm echten Kaufmann, derbes Aeußere vom Handwerker, grades, ehrliches Aussehen vom Bürger, Dickleibigkeit und Fülle bei'm Pfaffen, Magerkeit bei'm Lehrer, lange Haare bei'm Schauspieler, Professor und Literaten; derben Bart bei'm Unteroffizier, gestutzten bei'm Lieutenant, graue Borsten bei'm General — und ein gewisses: je ne sais quoi von jedem Edelmanne.

Wo wir den Typus des Standes oder Gewerbes ausgeprägt finden, da behandeln und achten wir die Leute danach gleich von vorne herein, und das mit Recht, denn es giebt wohl keinen tüchtigen General, der ein Milchgesicht conservirt hätte, keinen tüchtigen Kaufmann, der wie ein Schulmeister und keinen Geistlichen, der wie ein Lieutenant aussehen dürfte und umgekehrt — ohne daß die Welt lächelnd sie begrüßt.

Romlitz sah jedoch nicht blos wie ein Edelmann aus, sondern er war auch ein solcher, was stets der Fall ist, wo bei längerer und schärferer Betrachtung der erste Eindruck des Aeußeren nicht verschwindet.

Es war Race in ihm, das heißt, er dachte edel, hatte das Wort Ehre nicht auf der Zunge, aber es leuchtete durch jede seiner Handlungen und in Wort und That lag Temperament — es glühte in seinen Adern das Blut Jener, die die Zeit des Mittelalters unsterblich gemacht haben für den romantischen Klang der Saiten und das Gefühl aller Derer, welche noch nicht in Weichlichkeit, Wollust, Geldsucht und Wucher erschlafft und untergegangen sind.

Er war ein alter Edelmann und hatte als solcher sein Kind erzogen — er hatte ihr Adel, aber nicht Stolz; Tugend, aber nicht Eitelkeit; Würde, aber nicht fade Koketterie in das junge Herz gelegt, und sie war zur Jungfrau aber nicht zum Fräulein erzogen worden. Frau von Romlitz, die vor einigen Jahren gestorben, war eine echte Hausfrau und doch eine vornehme Dame gewesen, eine solche sollte auch Bertha werden.

Dies Fremdartige — leider ist wahrer Adel fremd in der Gesellschaft geworden und mehr oder minder von Fehlern des Standes angesteckt — Dies war es, was Edgar auffiel, ihn anzog und sein ganzes Wesen veränderte. Ein solches Mädchen nur, wie es Bertha war, konnte die Liebe in einer Brust erwecken, in wel-

cher Blasirtheit bereits angefangen, jeden edlen Keim zu vergiften.

Doch warum, fragen wir, ist wahrer Adel so selten, reiner Herzensadel häufiger im Bürgerstande, als in der Aristokratie?

Weil der Adel gesunken ist und sich sinken läßt.

Schnöde Geldheirathen bringen unglückliche Ehen und schlechte Erziehung der Kinder zu Wege. Ein echtes Bürgermädchen heirathet keinen faden Herrn „von" um Baronesse zu werden, wohl aber der eitle Ausschuß hochmüthiger Emporkömmlinge; Papa hat Geld gemacht — Gott weiß wie — er hat's gemacht, und Fräulein Tochter schämt sich des Standes ihrer Eltern. Manch' ehrlicher Bügersmann, dem das Glück lächelte, der sieht, wie seine eitle, verzogene Tochter sich seines ehrlichen Namens schämt — er hatte keine Zeit, sie besser zu erziehen!

Da kommt der junge Baron mit dem glänzenden Flitter seiner Geburt und sucht die Beute, — das eitle Herz ist empfänglich und der Sieg ein Spiel; die junge Baronin bringt faden Hochmuth in das alte adelige Haus, welches seiner nicht bedarf, um zu glänzen und die Kinder sind hirntoll vor Stolz auf das Geld der bürgerlichen Mutter und den alten Namen des Vaters, obwohl sie verschweigen, daß der Stammbaum einen Flecken trägt! —

Wir wiederholen, daß wir nur die schnöde Geld-

heirath hiermit meinen; sogenannte Mesalliancen aus Liebe erkennen wir nicht an — über diese kann nur der Mensch allein mit sich selber richten.

Der Adel ist arm und wird ärmer, weil das treibende Rad der Welt, das Geld nicht mehr am Besitz haftet, sondern man es heut' zu Tage in Cours bringen muß, damit es lebe.

Der Edelmann kann aber als solcher nicht wuchern und speculiren, der echte Edelman hat keinen Verstand dazu.

Wo also kein Fideicommiß die Familie hält, muß der Adel zur Pike greifen, oder im spärlich belohnten Staatsdienst seinen Lebensunterhalt erwerben.

Außerdem bleibt ihm noch das Land. Der Edelmann kann sehr gut bei'm Edelmanne wirthschaften — aber zu allem Dem gehört Entsagung.

Entsagung ist Tugend; es ist schwer mit einem Namen, der in den Kreuzzügen erglänzte, der mit dem Adel gekrönter Häupter einst wetteiferte, kümmerlich zu leben und sehen zu müssen, wie der Wucherer praßt, wie der glückliche Speculant sich aufbläht und wie der neue Adel, das jüdische mit Gold erkaufte „von" eine neue Aristokratie bildet, die der alten, ehrenwerthen, historischen Aristokratie den Flitter raubt, welcher noch das Einzige war, was sie für Entbehrungen tröstete! —

Den Glanz — kann ihr Niemand nehmen — aber der ist matt gegen den Flitter — sein Werth gilt nur für Kenner! —

Darum sinkt der Adel, und er selber legte die Hand an seinen eigenen Sturz — die Zeit geht vorwärts, verachtet den bestäubten Glanz des Mittelalters und seitdem man schon Bürgerkönige gesehen und Kaiser ohne Legitimität, ist das Fundament untergraben, auf dem der Adel seine stolzen Tempel erbaute.

Wie lange wird's dauern, und die wenigen, jetzt schon eximirten freiherrlichen Gnaden werden stürzen — es müßte denn sich sehr viel ändern und der alles Alte, Rechte, Poetische und Reelle vernichtende Geist der Zeit ein schreckliches Halt erfahren, welches ihn wieder zwingt, an Tugend, an Einfachheit und Religion zu glauben! —

Die Bestimmung des Adels aber ist es, diese Dinge zu erhalten, selbst mit Entsagung, damit sie da sind, wenn die Zeit sich überstürzend am Abgrunde steht — dazu aber bedarf es, daß er nicht selbst mit forttaumelt und sich selber immer mehr entadelt, er suche wieder das Das zu werden, was er war, als er entstand, das Sinnbild der Tugend und der Ritterlichkeit, Verfechter ehrenhafter Gesinnungen und des Rechtes! —

Ende des ersten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Gesammelte

Novellen und Skizzen

von

Eugen Hermann,
Verf. v. „Glanz und Flitter," „1806," „deus ignotus" ꝛc. ꝛc.

Zweiter Band.

Leipzig,
Chr. E. Kollmann.
1858.

Ehre und Liebe.

Des Briten Rache.

Des Assessor's Geburtstag.

Die Komödie in der Schreckenszeit.

Vier Novellen

von

Eugen Hermann,

Verf. v. „Glanz und Flitter," „1806," „deus ignotus" 2c. 2c.

Leipzig,

Chr. E. Kollmann.

1858.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Vorwort zum zweiten Bande.

An die Leser!

Das Auftreten eines Abentheurers, welcher vor einiger Zeit in Amerika unter dem Namen Dr. Humboldt florirte und sich für einen Nachkommen Alexander v. Humboldt's ausgab, brachte den Verfasser dieser Novellen auf die Idee, einen Mann zu schildern, welcher durch ein komisches Mißverständniß in dem Wahne lebt, daß er ein Sohn des Gelehrten sei. Der Verfasser hat demnach in der Novelle „Ein Sohn Alexander von Humboldt's" (siehe den 1. Bd.) nur von der poetischen Licenz Gebrauch gemacht, einer verwerflichen Thatsache edlere Motive unterzuschieben. Der genannte Abentheurer usurpirte einen großen Namen, um darauf zu speculiren, der Verfasser schildert dagegen einen Mann, dessen größter Stolz es ist, von dem Gelehrten abzustammen und, dessen Eitelkeit ihn noch an dem Wahne festhalten läßt, als derselbe bereits hinreichend als unmotivirt erschienen ist.

Der Gelehrte, welchem der Verfasser ein Exemplar der Novelle zusandte, hat darauf mißfällig geantwortet und sein Schreiben ist in der Presse durch Absicht oder Indiscretion veröffentlicht worden.

Der Verfasser hatte mit seinem Buche durchaus keine Nebenabsicht, am wenigsten wollte er dem hochgestellten Gelehrten persönlich zu nahe treten. Er hielt es nicht für möglich, daß der überraschende Titel des Buches für etwas Anderes gehalten werden konnte, als was er sein sollte: eine leicht zu durchschauende Mystification des Publicums. Der Verfasser wollte nur die Aufmerksamkeit auf seine Dichtung rege machen, und er bedauert, daß er von vielen Seiten gänzlich mißverstanden worden ist, er bedauert dies um so mehr, als er dadurch sieht, daß der Zweck seines Buches nicht überall hin erreicht wurde — er wollte nur einen harmlosen Scherz und man wirft ihm die Absicht einer Kränkung vor.

Wer das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen hat, der wird finden, daß der Verfasser von Verehrung für den Gelehrten durchdrungen ist, er kann sich daher nur gegen den Vorwurf rechtfertigen, welchen ihm der Gelehrte in seinem Schreiben vom 5. Mai erhebt: „Den Namen A. v. Humboldt's ohne Vorwissen des Inhabers auf den Titel des Buches gesetzt zu haben."

Der Verfasser hatte die Absicht, Herrn v. Hum-

boldt von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, als eine plötzliche schwere Krankheit ihm während dreier Monate das Ausgehen und das Briefschreiben unmöglich machte. Während dieser Zeit erhielt er einen Brief seines Verlegers, worin ihm derselbe mittheilte, daß von einer Seite her, in deren Hintergrunde Herrn v. Humboldt zu vermuthen er sich berechtigt glaubte, man sich „unter der Hand" bei ihm habe erkundigen lassen, ob das Buch Ernst oder Scherz enthielte. Die Antwort lautete: „Scherz," und der Verfasser war jetzt der Ansicht, daß der Gelehrte den Scherz gestatte, da er weder Schritte dagegen that, als es noch Zeit dazu war, noch überhaupt sein Mißfallen zu erkennen gab.

Was nun die Fortsetzung dieser Novellen anbetrifft, so wird der Leser, welcher den 1. Band glücklich überwunden hat und noch zum zweiten Bande greift, keiner Erzählung begegnen, welche bei irgend Jemandem ähnlichen Anstoß erregen, oder deren Absicht wiederum mißverstanden werden könnte, aber — er erhält dafür auch nur alte Waare! Die folgenden Novellen und Skizzen sind die Erstlinge des Autors, mit Ungeduld halbreif vom Baume seiner Schreibluft gerissen, und Mancher, der einen Blick hinein thut, wird ästhetisch eine säuerliche Grimasse schneiden — doch — was schadet's, „inter folia fructus" sei hier mit demselben Rechte als

wo Anders die Devise und, indem der Verfasser alle seine früheren, in verschiedenen Blättern und Unterhaltungsschriften bereits abgedruckten Novellen und Skizzen sammelt, bittet er den Leser, nicht gleich alle Seiten zu überschlagen und verspricht, daß die saure Frucht mit jedem Bogen genießbarer werden wird. Wenn das Urtheil des Autors über seine eigenen Werke etwas gilt, so kann der Leser überzeugt sein, daß er, besonders im 3. und 4. Bande, immer bessere Arbeiten finden wird, falls er nicht schon bis dahin an dieser Hoffnung verzweifelt ist.

Berlin, im Mai 1858.

Eugen Hermann
(v. Dedenroth).

Ehre und Liebe.

1.

Der Baron Wellenthin starb vor etwa zehn Jahren. Als er an die Thüre des Himmels pochte, inspicirte Petrus gerade die Wache, und da er Alles in Ordnung gefunden, war er überaus guter Laune.

Der Schatten des Barons hatte in der Gegend, wo früher eine mächtige Nase gewesen war, einen rothen Fleck, sonst war kein anderer Fehler bemerkbar. Genannte Röthe deutete auf das Laster der Trunkenheit und in der Wacht-Instruktion, die der Erzengel, welcher das Kommando hatte, sogleich aufschlug, stand, daß Leute mit dergleichen Flecken behaftet nicht mehr eingelassen werden sollten.

Wellenthin, der niemals unhöflich gewesen war, wurde es auch jetzt nicht, als man ihm die Thüre vor der Nase, oder vielmehr vor dem rothen Flecken zumachte, sondern äußerte nur in bescheidenem Tone, der Herr Lieutenant möchte nicht vergessen, daß er von der Reise echauffirt sei und dies die wahrscheinliche

Ursache seiner zu gesunden Farbe wäre. — Petrus, der, wie schon bemerkt, guter Laune war, trat nun lächelnd hinzu und fordete ihn auf, seine Papiere zu zeigen. Der Schatten wurde unruhig, wie Jemand, den ein Polizist nach dem Passe fragt und der ebenso wenig einen solchen besitzt, als die Frage darnach erwartet hat; vergebens griff er nach den Taschen, aber da er keine Kleider hatte, fehlten diese natürlich, und seine Geberden wurden bei diesem vergeblichen Suchen so possirlich, daß Petrus laut lachen mußte. Wir machen den Leser hier darauf aufmerksam, daß der Auftritt bei der Wache vorfiel, im Himmel selbst ist das Lachen ein Unding, weil dort das Komische fehlt, welches der Stoff dazu geben könnte, und die dort Lebenden auch weder die Malice noch die Sinnlichkeit haben, der Kontrast zu bemerken, der es hervorruft. Auf Wache dagegen, wo die Himmlischen mit den Irdischen in Berührung kommen, haben sie, wie die Soldaten ihre Uniform, einen Schleier über'm Auge, durch den sie Erdensachen auch auf irdische Weise ansehen können.

Der alte Apostel lachte daher recht herzlich; und als er dies ihm so seltene Vergnügen reichlich genossen hieß er den Baron einige Schritte auf- und abgehen, dann eine Verbeugung machen, endlich näher heran treten, wobei er Auge und Mund des Schattens scharf beobachtete.

„Das nennen wir die Papiere," sagte er dann

schmunzelnd, da das Examen zum Vortheil des Barons ausgefallen war, „aus dem Gange erkennen wir Deine Stellung, die Dich dort unten gequält hat, aus der Verbeugung Deinen Charakter, aus dem Munde und dem Auge die Eigenschaften Deiner Seele. Daß Du unglücklich verheirathet warst, zeigt uns Dein linkisches und demüthiges Wesen, — nenne mir nun den Namen Deiner Xantippe und ich werde sehen, ob Du zu entschuldigen bist."

„Die gnädige Baronin Wellenthin, geborne Freiin Karling war meine Frau," antwortete der Schatten, die Namen nicht ohne Fröfteln aussprechend.

„Agnes Karling," rief der Apostel — „die! oh dann taugst Du nichts mehr für die Hölle, komm' nur herein, das entschuldigt Alles, ohne sie mußt Du überall selig sein." Damit öffnete er dem Schatten das Thor, und Wellenthin ging ein zu den Seligen. —

Diese Anekdote erzählte Eugen von Somberg eines Abends beim Punsch im Familienkreise von seinem verstorbenen Onkel; die Tante erfuhr es und änderte infolge dessen sogleich ihr Testament.

So brachte der Uebermuth Eugen's, denn herzlos war er nicht, ihn um eine ziemlich bedeutende Erbschaft, die nun an entfernte Verwandte fiel, da auch seine Schwester sich die Mißgunst der Tante zugezogen hatte, indem sie der Katze derselben stets auf eine so rücksichtlose und unzarte Weise begegnete, daß die Ab-

neigung der Witwe gegen ihre Nichte hinreichend entschuldigt ist.

Das Testament ward also geändert; und obgleich die Tante auch noch lange nicht gesonnen war, ihren „Seligen" wieder heimzusuchen, hatte sie sich doch es nicht versagen können, von ihrer Willensänderung zu sprechen, und den Kindern ihrer Schwester den Entschluß mitgetheilt, sie auf diese Weise wegen ihrer Gottlosigkeit und Sittenverderbniß zu züchtigen.

Beide Geschwister waren jedoch zu jung und zu unverdorben, um die Folgen des Bannstrahles zu fürchten und sich die Sache weiter zu Herzen zu nehmen, — Emma fuhr fort, die Katze zu hassen und jedes Mal, wenn ihr Vater mit ihr zu seiner Schwägerin ging, wurde die Fehde erneuert. Der Alte, ein Major außer Diensten, der aus seinen Campagnen viel Ruhm, einen Orden, Gicht und eine Menge abenteuerlicher Geschichten mitgebracht hatte, war Cavalier genug, seine Tochter deshalb zu tadeln, sie war jedoch ihrer verstorbenen Mutter zu ähnlich, als daß er Etwas durchsetzen konnte; sein Brummen wurde durch ein Lächeln beschwichtigt und die Sache ruhte so lange, bis die Katze abermals klagbar wurde. Ueber Eugen's Erzählung hatte er herzlich gelacht und in seiner Gutmüthigkeit sie der Tante selbst wiedererzählt, ohne zu ahnen, daß er dadurch seinem Sohne die Erbschaft und sich den Kredit nehmen würde.

Im Allgemeinen hatte er einen heiligen Respekt vor der Frau, und nachdem er seinen Fehler eingesehen, that er alles Mögliche, sie wieder umzustimmen, doch sie empfing ihn kalt und zog sich zuletzt, sammt ihrer Katze, ganz von der Familie Somberg zurück.

Als Peter — früher Husar, jetzt Diener des Majors — ihm nun gar eines Tages auf eine Einladung die Antwort brachte, daß die gnädige Frau Baronin keine Gesellschaften mehr besuche, er sie aber folgenden Tages in der Soiré beim Präsidenten sah, ging dem alten Herrn die Galle über — er fluchte allen Katzen und schwur, seiner Schwägerin von nun ab auch nicht mehr die Witwen-Pension zu holen, — wobei er freilich eine Tasse Chokolade verlor, die ihm bei dieser Gelegenheit regelmäßig geboten wurde.

Doch er brachte es über's Herz — meinte, die Chokolade wäre überhaupt immer schlecht gewesen und sei ein Getränk für alte Weiber. Sonntag Abends, wo er früher stets bei der Baronin gewesen war, wurde nun um so tapferer geraucht, je sorgsamer er damals es vermieden hatte, auch nur des Nachmittags eine Cigarre anzuzünden, um ja keinen Grund zu einem Naserümpfen zu geben.

So verstrichen einige Jahre, die Baronin starb und hatte Wort gehalten — der Major erbte von ihr ein Koplimentirbuch, Eugen eine Bibel und Emma das

Kissen, auf welchem gewöhnlich die Katze der Tante geschlummert hatte; außer diesen Dingen enthielt das Testament für sie nur den allgemeinen Segen, den die Entschlafene „ihren lieben Hinterlassenen" vermachte.

Eugen war unterdessen herangewachsen und hatte die Universität bezogen, der Major kaufte in der Nähe derselben für einige Tausend Thaler, die sein ganzes Vermögen ausmachten, einen Landsitz, da die Zeitverhältnisse immer drohender wurden und er sein Geld auf diese Weise am sichersten anzulegen glaubte. Seine Tochter, jetzt siebzehn Jahre alt, half ihm den Hof bewirthschaften, und nicht selten besuchte sie Eugen, der ebenfalls große Lust zur Oekonomie zeigte und ein tüchtiger Landwirth zu werden sich vornahm. Alles Zureden seines Vaters, Soldat zu werden, half nichts, und wenn dieser ihm sagte, daß dies die einzige anständige Carriere sei, die sich für einen jungen Edelmann passe, so entgegnete er immer, daß er keine Lust habe, mitten im Frieden Krieg zu spielen, worauf dann jedesmal ein Streit erfolgte, der damit endete, daß der Alte kopfschüttelnd nachgab und über die entnervte Jugend seufzte, die stundenlang auf einem Flecke sitzen könne.

Dann erzählte er von seinen Jünglingsjahren und Heldenthaten, über welchen er den vorigen Streit vergaß.

Napoleon hatte unterdessen Oesterreich den Krieg

erklärt, seine Truppen zogen durch Deutschland und auch der kleine Landbesitz des Majors wurde nicht von Einquartirung verschont. Ein junger Offizier, Namens Vernis, nahm nebst einem Sergeanten und acht Franzosen die besten Zimmer in Besitz — Keller und Küche mußten sich füllen und leeren. Vernis jedoch fand noch an anderen Dingen Geschmack und stellte auf die roheste Weise der Tochter des Hauses nach. Eines Abends, als Emma sich in die Laube vor der Hausthür gesetzt hatte, um nicht das Toben der Trunkenen hören zu müssen, folgte ihr Vernis, setzte sich trotz ihres Sträubens zu ihr und wollte sie umarmen, als auf ihren Hilferuf der Major herbeieilte und seine Tochter den Armen des Wüstlings entriß. Dieser griff zum Degen, als ein Reiter heransprengte, der die Kapitäns-Uniform der Chasseurs trug.

Somberg wandte sich sofort an denselben, der den Lieutenant auch heftig zur Rede stellte und ihm befahl, sich sogleich mit ihm in's Hauptquartier zu begeben.

Auf den Dank des Majors antwortete der Kapitän Nichts, als daß er seine Pflicht als Soldat und Franzose gethan, setzte aber mit einem Blicke auf Emma hinzu, daß er gern wiederkommen wolle, um jeder Beschwerde, die sie später haben könne, abzuhelfen.

Freudig, einen Beschützer gefunden zu haben, lud

ihn Somberg dazu ein, und bald darauf waren der Kapitän und Bernis auf dem Wege zur Stadt.

Auf Emma's Gemüth hatte der Vorfall einen tiefen Eindruck gemacht — das Kind war in einer Stunde zur Jungfrau gereift. Während die Frechheit des Franzosen sie tief verletzte, erwachte mit dadurch erst das Gefühl der Weiblichkeit, das Bewußtsein eigener Würde in ihr; und hatte der Auftritt ihr Blut in Wallung gebracht, so war der Dank, welchen sie ihrem Vertheidiger zollte, um so heißer. Daß der Kapitän sie mit Interesse beobachtet, war ihr nicht entgangen — so Etwas übersieht kein Weib — daß er trotzdem kalt blieb, machte ihn ihr interessant, und sein edles Aeußere, gehoben durch die vortheilhafte Erscheinung zu Pferde, prägte ein Bild in ihre Phantasie ein, dessen Züge sich immer tiefer in ihr Inneres eingruben.

Andern Tages brachte der Kapitän einen Befehl des Generals, wonach der Hof von Einquartierung fernerhin befreit sein sollte — die Soldaten erhielten Marschordre, und als sie das Haus geräumt, gab Düfort — so hieß der Kapitän — den Bitten des Majors nach, bei ihnen zum Thee und die Nacht über zu bleiben.

Der gewandte Franzose machte sich sehr bald heimisch, vermied jedes politische Gespräch, das einen Streit hätte herbeiführen können, und erzählte statt

dessen von seinen Feldzügen unter dem großen Konsul — ohne Prahlerei malte er in kernigen Zügen die glänzenden Thaten seiner Nation, denen er beigewohnt, und Emma's Auge hing wie gebannt an den Lippen des Jünglings, dessen Begeisterung dafür zeugte, daß er nicht der Letzte hinter den schwellenden Fahnen der ruhmbedeckten Armee gewesen.

Düfort wurde bald der tägliche Gast im Somberg'schen Hause und nicht ungern sah der alte Major das gegenseitige Interesse zwischen ihm und seiner Tochter wachsen, da er als alter Soldat von einem Offizier nur die ehrenhaftesten Grundsätze erwartete.

Düfort's Benehmen und Aeußeres rechtfertigte auch diese Voraussetzung, doch er war noch sehr jung und sein Charakter nicht fest genug, der leichten Auffassung der Moral damaliger Zeit zu trotzen. Seiner Eitelkeit hatte die rasche Eroberung der deutschen Jungfrau geschmeichelt, ihr näherer Umgang auch Liebe in seinem Herzen erweckt, die jedoch nicht tief genug war, um jede Selbstsucht in seiner ehrgeizigen Brust zu unterdrücken. Er wurde von seinen Kameraden wegen „der Liebschaft ohne Erfolg" verhöhnt, man nannte ihn den „Sentimentalen" und neckte ihn damit, daß er seine glänzende Laufbahn, die Aussicht auf Ruhm und Ehre, mit dem Besitze eines deutschen Bauernhofes vertauschen wolle, versprach ihm, auf seiner Hochzeit Bier zu trinken und Käse zu essen,

seiner Frau beim Kühemelken die Cour zu machen, und die Geschichte den Pariser Schönen zum Besten zu geben.

Das war es nun nicht, was Düfort wollte. Wenn seine Absichten auch ehrlich, so mochte er doch nicht den Degen mit dem Pfluge vertauschen, und nach kurzer Ueberlegung faßte er den Vorsatz, das Verhältniß mit Emma zu brechen, sie auf spätere Zeit zu vertrösten — kurz sich aus der Schlinge zu ziehen, in die er unüberlegt seinen Kopf tief genug gesteckt hatte.

Vor Emma's Anblick scheiterten jedoch alle Vorsätze, ihre Wangen in der Liebessonne erblüht, ihre Lippen so frisch und warm, ihre graziöse und doch etwas üppige Figur bannten sein Auge, wie fremd auch das Herz geworden, er konnte sich ihren Armen nicht entreißen und war bald mehr durch Sinnlichkeit gefesselt, als er es früher durch die Liebe war.

Und so ist es immer — wird das Herz unedel, so siegen die Sinne, die Liebe schwindet, wenn der Verstand sie bekrittelt und das Herz noch anderen Göttern neben ihr dient, und ist der Charakter dann nicht fest und der Entschluß so kräftig als rasch — läßt er sich nur einen Moment einwiegen durch den süßen Rausch der Lust — so muß er erliegen und nur die Reue zeigt dann zu spät, ob das Herz sich nur überrumpeln gelassen, oder ob es sich in der Seligkeit des Fleisches wohlgefallen.

Düfort schwelgte — aber er fühlte, daß er Unrecht that und ward daher mißmuthig und verstimmt, wenn er im Kreise seiner Kameraden weilte. Der Zufall führte ihn mit Vernis zusammen, dessen Benehmen von den lustigen Brüdern bald entschuldigt, ja sogar dem Düfort's vorgezogen wurde. Vernis lachte den Kapitän aus und sagte, daß die deutsche Schöne freilich Recht hatte, spröde zu sein, wenn sie damit einen Mann fände. Die Deutschen wären berechnend, und er freue sich, zu sehen, wie klug sich das Mädchen aus der Affaire gezogen.

Wenige Tage darauf, nachdem Düfort eines Abends sehr lange mit Emma allein im Garten gewesen war — sah man den Kapitän nicht mehr nach dem Landgute reiten, statt dessen war er verstimmter als je, ob er auch bei keinem Gelage fehlte und die heiterste Laune heuchelte.

Nach einem solchen, beim Glase verlebten Abende lag er am folgenden Morgen in seiner Wohnung auf dem Sopha in tiefem Nachdenken verloren, als der Major von Somberg mit einem jungen Manne ungemeldet hereintrat. Bestürzt sprang der Kapitän auf — er ahnte, was man von ihm wollte.

„Du bist ein Schurke," rief der Alte mit zitternder Stimme, „Du hast mein Haus geschändet, wie Du Deinen Rock befleckt hast."

„Herr!“ unterbrach ihn Düfort, bleich vor Zorn und Schaam, „das fordert —“

„Entweder Blut oder Reue!“ donnerte der Major, die Faust ballend, „ich komme deshalb her,“ fuhr er ruhiger fort, „entweder führst Du noch heute mein Kind zum Altar, oder die Kugel entscheidet zwischen uns, giebst Du der Unglücklichen Deinen Namen, so soll Euch vergeben sein — ja; doch sonst — wird sie mein Auge nicht wieder sehen.“

„Was!“ rief Düfort, „Ihr wolltet —“

„Die H .... verfluchen, die Dir Buben erlegen ist.“

„Achtung vor des Kaisers Rock!“ schrie Düfort, des Majors Arm schüttelnd. Doch nun mischte sich Eugen, der bisher ein stummer Zeuge des Auftritts gewesen, hinein; den Kapitän zurückstoßend, sagte er finster:

„Und Achtung vor'm grauen Haar meines Vaters!“

Düfort holte von der Komode ein Paar Pistolen. „In einer Viertelstunde,“ sagte er, „bin ich mit meinem Sekundanten vor'm P...'schen Thore, jetzt bitte ich die Herren, mein Zimmer zu verlassen, sonst —“

Der Major wollte antworten, doch Eugen zog ihn hinaus. Das Duell fand statt, der Vater sekundirte dem Sohne, mit der Absicht, wenn er falle, an seiner Statt zu fechten, doch es war nicht nöthig, Eugen's Kugel streckte Düfort zu Boden.

„Flieht!“ ächzte Dieser, als Somberg über ihn ge-

eugt sah, ob er den Feind tödtlich getroffen, und ank ohnmächtig zusammen.

Der Major drückte seinem Sohne stumm die Hand. Beide fuhren nach Hause, wo der Alte ihm eine Geld= olle gab und ihn hieß nach Preußen zu reisen und ort Kriegsdienste zu nehmen, um vor der Verfolgung icher zu sein. Er selbst werde folgen.

Emma, die nach dem Ausbleiben Düfort's ihrem Vater dessen Verbrechen und ihre Schwäche gestanden, war schon reisefertig. Sie wurde von ihrem uner= bittlichen Vater nach Pommern zu einer entfernten Verwandten geschickt, wo sie unter bürgerlichem Na= men — ungekannt ihr befleckes Leben endigen sollte. Der Major hatte ihr seinen Anblick versagt, doch als ie Stunde der Trennung herankam, der Wagen vor= uhr und sie schluchzend ihre Reisetaschen zusammen= uchte, stand der alte gebrochene Mann an der Thür, ie Stimme seines geliebten Kindes noch einmal zu ören, und als sie geöffnet wurde, die Tochter ihm u Füßen sank — weinte er mit ihr und segnete sie, ein Auge folgte dem Wagen, der sie für immer von hm wegführte, und wenige Tage darauf starb er — insam, und keine Kindeshand drückte ihm das thrä= nenfeuchte Auge zu.

Er hinterließ seinem Sohne einen Brief, den er m Trennungstage geschrieben, worin er ihn zum lleinigen Erben einsetzte, ihn aber bat, das Mädchen,

die seine Schwester und ihm ein gutes Kind gewesen zu unterstützen, doch nur heimlich, damit Niemand di Schande erfahre, die sie über seinen Namen gebracht Deinem Herzen, schrieb er, bleibe sie, was sie ihn war, aber wenn mein Segen auf Dir ruhen soll, s schwöre, das Geheimniß und die Schande Niemandem unter keinen Umständen aufzudecken, denn sie kann nich mehr das Kind eines ehrlichen Vaters, die Schweste eines Edelmannes heißen.

Eugen legte das Gelübde ab, als er den Brie gelesen, wie er aber gegen Emma verfuhr, werde wir später erfahren.

2.

Es war im Herbst 1808, drei Jahre nach de im vorigen Kapitel beschriebenen Vorgängen, als zw Offiziere in langen Mänteln auf der einsamen Lant straße, die von Demmin nach Stralsund führt, lang sam daherritten.

„Mein Gaul ist so müde daß wir vor Nacht nid ankommen werden," sagte der Eine, dessen Wange d tiefe Narbe eines Säbelhiebes trug, während das Au des kaum neunzehnjährigen Jünglings keck aufblitzt als wollte es die eigene, matte Haltung des Körpe Lügen strafen. Er warf dabei den Kopf in die Höl

ıd ließ ein frisches, etwas von der Sonne gebräun-
s Antlitz sehen, während sein Gefährte, von ernsterem,
was melancholischem Ausdruck des Gesichts, minde-
ens zehn Jahre älter zu sein schien.

Er war es jedoch nicht — nur der Ernst des Le-
ens hatte die Züge Eugen von Somberg's — dieser
ar es — tiefer geprägt. Nachdem er im Hohen-
he'schen Regiment eingetreten war und die Epaulet-
s erdient hatte, machte er die für Preußen so un-
ückliche Schlacht bei Jena mit, in welcher er so
ücklich war, das Leben Karl's von Paulstein zu ret-
n, indem er dem tödtlichen Säbelhiebe, der Karl's
Lange zerfleischte und ihm den Kopf gespalten hätte,
ıdurch die Kraft nahm, daß er ihn halb mit seinem
)egen parirte. Schon früher befreundet, schlossen die
ünglinge nun Bruderschaft. Beide wurden nach Be-
ıdigung des Krieges auf Halbsold gesetzt, da der
ieger die Verminderung der Armee dem besiegten
reußen vorgeschrieben, und wir sehen sie jetzt auf
em Wege nach R..., eines Städtchens in der Nähe
on Stralsund, wo der Vater Karl's eine Besitzung
at. Eugen folgt seiner Einladung dahin um so
'eber, als er auch andere Beziehungen in R... hat,
on denen sein Freund jedoch nichts ahnt.

„Wie weit haben wir denn noch?" fragte er auf
nen Ausruf Karl's, „lange halte ich's auch nicht mehr
us, man wird steif."

Paulstein lächelte zufrieden; „dann halte ich meh aus, als Du, ich könnte noch meilenweit so hinreiten,' sagte er, „doch sei getrost, in zwei Stunden sind wi an Ort und Stelle."

„Zwei Stunden! Da muß ich's dem Braune leichter machen." Mit diesen Worten sprang Somber vom Pferde, so behend, als wäre er in der Voltigir stunde, nahm den Zügel in die Hand und schritt mun ter vorwärts, das Pferd neben sich herziehend. „Will Du nicht auch absteigen?" sagte er dann.

Karl folgte seinem Beispiele; aber wirklich ermat tet, gelang es ihm nicht, den Sprung Somberg's z wiederholen, nur langsam glitt er aus dem Sattel.

„Komisch, warum sagst Du, daß Du steif wärest, fragte er erröthend.

„Weil ich's bin."

„Nun, Du voltigirtest doch, als kämst Du ebe aus dem Bette."

„Ich fühlte aber," lächelte Eugen, „daß ich müt wurde, und darum sagte ich es."

„Und Du schämtest Dich nicht, es mir einzuge stehen!"

„Warum das?"

„Ich hätte es nicht gekonnt!"

„Also Du prahlst selbst gegen Deinen Freund, lächelte Somberg gutmüthig über das offene Geständni

„Nein," entgegnete Karl, „aber ich schäme mich r Schwäche."

„Kurioser Mensch, ich kenne Dich ja durch und rch!"

„So mußt Du wissen," unterbrach ihn Karl, „daß eitel bin."

„Auf Kleinigkeiten, aber nicht auf Deinen wirk- hen Werth," ergänzte Somberg, „und das ist ein hler."

„Was nur Laura zu Dir sagen wird!" rief Karl ch einer Pause, „ich bin neugierig."

„Deine Empfehlung wird mir hoffentlich nützen — er Du weißt, ich bin kein Weiberfreund," lächelte igen.

„Pah, Du hast sie noch nicht gesehen!"

„Sind außer Deiner Mutter und Schwester sonst ch Damen auf dem Schloße?" fragte unser Held.

„Ich höre," antwortete Karl, „daß meine Cousine ma zum Besuche da sein soll, Vater schrieb wenig- ns, daß sie erwartet würde."

„Wer ist diese Cousine?"

„Eine Weiberverwandtschaft von mir durch's dritte d vierte Glied, die ich nur anerkennen werde, wenn hübsch ist; bei uns in Pommern wird man entsetz- l) mit Verwandtschaften gequält — Du bist glücklich rin, denn Nichts ist entsetzlicher, als die Prätensionen e Muhmen und Basen."

„Ich bin auch älternlos!“ seufzte Somberg.

„Das ist etwas Anderes, freilich — aber son beneide ich Dich.“

„Und Deine Schwester — Karl!“

„Nun ja — Eltern und Geschwister ausgenon men. Meine Schwester verehre ich, Du glaubst nich was es für ein Glück ist, eine vernünftige Schwest zu haben; Laura und ich halten eine Freundscha gegen die keine andere aufkommt, Du solltest blos d Briefe lesen, die wir uns schreiben.“

Eugen's Stirn verdüsterte sich — ein tiefer Seu zer entrang sich seiner Brust, er enthielt die Leben geschichte seines Herzens seit dreien Jahren, dessen H terkeit sich in Melancholie, dessen Laune und Uebermu sich in Ernst und Kälte, dessen Jugend sich endlich v wandelt hatte in die ruhige, gesetzte Manneskraft, nur das Unglück giebt, nicht die Jahre.

Karl bemerkte den Seufzer, aber er verstand i nicht. Längst daran gewöhnt, seinen Freund zuwei in trüber Stimmung zu sehen, blieb ihm zwar d Grund davon ein Räthsel, aber er erklärte sie du eine frühere, unglückliche Liebe seines Freundes. Ei hatte er ihn nämlich einen Brief lesend gefunden, Jener bei seinem Eintreten zwar rasch verbarg, a doch die Züge einer Damenhand bemerkt und da E gen hartnäckig jedes Gespräch darüber vermied, glau

um so fester an seine Vermuthung, als er überhaupt
e über Etwas lange nachdachte.

Nur Eins gefiel ihm an Somberg nicht, das war
ssen Zurückhaltung und Verschlossenheit. Wo die
reunde in einem Quartier ein hübsches Mädchen fan-
n, sprach Eugen stets gleichgültig darüber, und doch
tte er oft bemerkt, daß die Blicke seines Freundes
cht immer so weiberfeindlich waren. Es ärgerte ihn
n, daß, während er mit seinen Eroberungen triumi-
irte, Eugen ihn entweder tadelte, oder sehr gleich-
iltig zuhörte und nie Etwas davon wissen wollte,
ß ihm eine Schöne nachgesehen, oder ihn hübsch ge-
nnt habe. Karl traute ihm daher in dieser Bezie-
ng nicht recht und hüstelte jedesmal, wenn Somberg
ch wie vorhin keinen Freund der Weiber nannte.

Es war des Abends gegen neun Uhr, als die
reunde das Städtchen erreichten.

Am Thore erwartete sie Peter, Eugen's alter Die-
er, derselbe, der schon bei seinem Vater gewesen, als
: geboren wurde. Er zeigte seinem Herrn an, daß
: im Gasthofe zum Engel für ihn zwei Zimmer ge-
iethet habe und Alles zu seiner Aufnahme bereit sei.
ugen hatte nämlich Karl's Anerbieten, auf dem
chlosse seines Vaters zu wohnen, ausgeschlagen, in-
m er sagte, daß er der Einladung, in R... zu wohnen,
ern folgen würde, aber Niemandem zur Last fallen wolle.
ein Zureden half, und so wurde denn Peter zu dem

Zwecke vorausgeschickt, recht nahe bei'm Schloß eine Wohnung zu miethen, wohin sich jetzt Eugen begab, während Karl klopfenden Herzens sein elterliches Haus betrat, von dem er vier Jahre entfernt gewesen.

Der Eingang war mit Blumen geschmückt, und kaum in's Haus getreten, lag er in den Armen seiner ihn liebenden Verwandten.

Nachdem der Vater eine Thräne verwischt, welche aus Freude über das stämmige Aussehen seines Sohnes dem alten Auge sich entrungen, die Mutter ihn wiederholt an's Herz gedrückt, und Laura einen festen Handschlag erhalten hatte, stand der Jüngling plötzlich vor einem blühend schönen Mädchen — „Cousine Anna!" fragte er erröthend — und als sie ein „Ja" nickte, umarmte er sie so stürmisch und herzlich, daß er ihr weiter kein „Willkommen" im elterlichen Hause zu sagen brauchte.

Wie es am Theetische zuging — man sich in Augenschein nahm, und Karl tüchtig erzählen mußte, kann sich der Leser besser ausmalen, als wir es zu beschreiben im Stande sind, weshalb wir unsern Helden aufsuchen, der unterdessen im „Engel" abgestiegen ist.

Peter führt das Pferd in den Stall und eilt darauf zu seinem Herrn, der ihn nur erwartet, um sogleich einen Gang in die Stadt zu machen.

„Wo ist's?" fragte er den Diener, als dieser die Treppe hinaufkeuchte.

„Stralsunder Vorstadt, Nro. 8 — eine Treppe links.“

„Weit?“

„In einer Viertelstunde sind wir da.“

„So komm!“

„Gehen wir voraus. Nro. 8 ist ein kleines, unansehnliches Häuschen, ein Stock hoch, äußerlich sauber und freundlich.“

„An der Stubenthür, eine Treppe hoch links, steht der Name „Emma Winter“, Putzmacherin.“

Der Abend war zwar schon vorgerückt, aber dennoch brannte in dem kleinen, einfach aber geschmackvoll meublirten Zimmer der Putzmacherin Licht, und ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, in Trauer gekleidet, saß bei der Lampe, einen Brief lesend, während auf dem Tische noch Tüll, Bänder und Nähzeug lagen, womit sie wahrscheinlich vorher gearbeitet hatte.

Den Brief schien sie schon vor längerer Zeit erhalten zu haben und nicht zum ersten Male zu lesen, das Papier war zerknittert und trug an manchen Stellen die Spur darauf gefallener Thränen. Auch jetzt war ihr Auge feucht und gab dem bleichen, abgehärmten, aber nicht unschönen Antlitze einen überaus traurigen, aber traurig-seligen Ausdruck, denn Freude strahlte durch die Thränen, welche eine tiefe Rührung erpreßt haben mußte.

Die zart gerundeten Formen des Körpers deuteten

auf eine frühere Fülle, doch gerade das Abgehärmte gab dem Antlitze etwas eben so Edles, wie es der Figur jene Rundung gegeben, die eine junge Frau vor dem Mädchen auszeichnet, da nichts Welkes die Harmonie störte und die schön gebogenen Linien ihrer Formen nur fester anlagen, welche früher vielleicht zu üppig gerundet waren.

Plötzlich schreckte sie auf — Tritte wurden auf der Treppe hörbar und kurz darauf klopfte es an der Thür.

Sie öffnete — Eugen lag in ihren Armen.

„Eugen — Eugen!“ rief sie weinend und küßte ihm die Hände und die Stirn — dann brach sie in lautes Schluchzen aus, als sie auch in seinem Auge eine Thräne bemerkte, die er bei dem Anblick ihrer bleichen Wange und der Armuth, die sie umgab, nicht unterdrücken konnte.

„Wie freundlich ist es von Dir, daß Du zu mir kommst, guter Eugen!“ sagte sie nach einer Pause, in der sie sich wieder gefaßt hatte, „Du bist zu gut, zu edel.“

„Emma!“ unterbrach Somberg sie vorwurfsvoll „ist es nicht meine Pflicht, für Dich zu sorgen? Ach!“ seufzte er, „und ich sehe, wie gering meine Hülfe ist es sieht hier ärmlich genug aus, aber das Elend ist zu groß durch den Krieg geworden, und unser Sol

so gering, daß ich beim besten Willen nicht mehr schicken konnte."

„Eugen, zu viel, viel zu viel thust Du für mich! Du entbehrst, Du entziehst Dir Alles, um mir mein Loos zu erleichtern, aber ich brauche es wirklich nicht, sieh! —" damit öffnete Emma ein Fach ihrer Commode, „ich habe sogar Ersparnisse gemacht. Seit dem Tode meines Kindes kann ich mir viel mehr verdienen, ich brauche jetzt nur die Hälfte von Dem, was Du mir sendest."

„So lege es zurück, Du wirst es später brauchen können, wer weiß, wie lange man uns noch Sold zahlen kann, und mein Vermögen fängt schon an zu schmelzen. Doch — wie lebst Du denn, Du schreibst in Deinem letzten Briefe so zufrieden —"

„Ich bin's auch, Eugen," unterbrach ihn Emma, „mehr, als ich es verdiene. Zuerst wurde es mir recht hart, als meine Verwandte gestorben, nun allein dazustehen und für Alles zu sorgen, aber ich habe mich an die Arbeit gewöhnt und sie ist mir zur Lust geworden. Sieh' mein Zimmer — so ärmlich es Dir auch scheint, jedes Stück habe ich mir nach und nach angeschafft, und jeder Fleck, jeder Winkel ist mir lieb geworden in meiner kleinen Häuslichkeit; ja, ich könnte sogar recht glücklich sein, wenn — Manches nicht wäre."

„Denke nicht daran, Emma, Du hast es genug beweint, armes Mädchen. Du hast genug gelitten!"

So tröstend küßte ihr Eugen die Thränen aus dem Auge.

„Ich werde nun oft bei Dir sein," fuhr er fort, „denn Gott weiß, wie lange der unselige Zustand noch dauert, der uns zur Unthätigkeit verdammt, ich werde Dich im Stillen besuchen, damit Dein Ruf nicht leidet, denn in einer kleinen Stadt muß man vorsichtig sein. Doch jetzt bin ich entsetzlich müde, darum gute Nacht für heute; ich bin fast den ganzen Tag geritten."

Peter erwartete seinen Herrn auf der Straße, und als dieser von Emma Abschied genommen, eilten Beide in den Gasthof zurück, wo Eugen sich endlich Ruhe gönnte und bis tief in den Morgen hinein schlummerte.

3.

„Hollah! wach' auf! die Franzosen kommen!" donnerte Karl's Stimme, den Freund zu erwecken, als er ihn um 11 Uhr noch schlafend fand.

Der Kriegsruf half, Eugen war wie ein Blitz aus dem Bette und stierte nun schlaftrunken seinen lachenden Kameraden an. Endlich besann er sich, rieb die Augen und war in einer halben Stunde bereit, seinem Freunde zu dessen Eltern zu folgen.

Karl's Vater, der General von Paulstein, war ein alter aristokratischer Haudegen aus Friedrich des Großen

Schule, dessen Feldzüge er mitgemacht hatte. Daß sein Sohn bei Jena verwundet worden, war dessen Glück, denn der Alte fluchte den Truppen, die sich hatten schlagen lassen von der revolutionären Kanaille, deren Großmütter er bei Roßbach zum T... gejagt hatte — und er hätte lieber seinen Sohn auf der Todtenliste, als unter den Flüchtigen gesehen. Von Somberg hatte ihm Karl bereits geschrieben, daß derselbe sich durch seine Bravour das Lob des Prinzen zugezogen, der sogar einzelnen Flüchtlingen zugerufen hatte: „Seid brav wie Der!" und somit hatte er auch gegen Diesen Nichts einzuwenden.

„Freut mich, 'nen braven Burschen zu sehen," empfing er unsern Helden, ihm die Hand schüttelnd, „schlechte Kerls, die Euch angeführt — kenne das — werd' Sie meiner Frau vorstellen." Damit führte er ihn in das Wohnzimmer der Baronin, die ihre beste Visitenmiene aufgesetzt hatte, den Freund „ihres Kindes" zu bewillkommnen. Laura war ebenfalls im Zimmer und erwartete nicht ohne innere Aufregung den Augenblick, wo sie den Jüngling sehen würde, für den ihr eitler Bruder schwärmen konnte, und von dem sie schon so Vieles gehört hatte, was ihr lebhaftes Interesse in Anspruch nahm.

„Herr von Somberg, der Sr. Majestät nicht weggelaufen," stellte der General unsern Helden vor.

„Ich bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen,"

sagte die Baronin, als Eugen sich genugsam verbeugt und sie eine falsche Locke zurückgestrichen hatte, was ihr einen interessanten Ausdruck geben sollte, und Gelegenheit gab, eine feine, weiße Hand zu zeigen.

„Mein Karl hat mir von Ihrer Intimität erzählt, und daß Sie ihm den schrecklichen Säbelhieb parirt haben; finden Sie nicht, daß er ihn sehr entstellt?"

„Karl ist damit nicht unzufrieden," lächelte Eugen.

„Narben entstellen nicht," brummte der General.

„Ist Karl denn wirklich so brav?" fragte der Mutterstolz der Baronin naiv.

Eugen bemerkte das Erröthen seines Freundes und antwortete rasch: „Gnädige Frau, er ist Soldat!"

„Und mein Sohn!" ergänzte der General.

„So ruhig wie Somberg bin ich freilich nicht in der Schlacht," sagte Karl etwas verletzt zu seiner Mutter, „aber ich bin auch jünger."

„Mein Blut kann auch nicht ruhig sein, wenn's zur Attaque bläst," lächelte der General, „'s ist aber viel werth beim Infanteristen, mußt es Dir annehmen."

„So wie Somberg werde ich's nie."

„Karl macht mir Complimente," wandte sich nun Eugen zur Baronin, „sein Temperament ist beneidenswerth, es reißt hin."

„Wie mich Deine Ruhe toll macht!" rief Karl, „denkt Euch," fuhr er fort, „ein Regiment Küraſſiere

greift uns an, schon setzen sie sich dreihundert Schritte vor uns in Galopp, und Eugen, der in der Front steht, sagt ganz gelassen zu einem Unterofficier, er solle 'mal nach der Uhr sehen und merken, wie viel Secunden sie brauchen, um heranzukommen, dann commandirt er „An" — und „Feuer" — die Salve ist prächtig und die Attaque abgeschlagen. Das Erste, was er nun thut, ist, den Corporal nach der Zeit zu fragen, und ihn tüchtig auszuschelten, weil er aus natürlicher Unruhe den Befehl nicht erfüllt hat."

„Blitzelement!" rief der General, Somberg die Hand schüttelnd, „Herr Kammerad, möchte Sie nicht attaquiren!"

„Ich wollte nur für den nächsten Angriff wissen, wie lange ich mit dem Feuer warten könne," entgegnete Somberg bescheiden.

„Der T... ja — verzeih' liebe Mutter — man gewöhnt sich das Fluchen so an," entschuldigte Karl seinen Ausruf, „aber wer kann das!"

„Du, wenn Du es wolltest," lächelte Eugen, „aber daran liegt auch nicht viel; Du siehst, es hat uns nicht viel Nutzen gebracht, denn die Cavallerie sprengte uns doch.

„Weil die Gewehre nichts taugten," unterbrach ihn Karl, „nun Laura, was sagst Du dazu?" fuhr er fort, sich an seine Schwester wendend.

Mit lebhaftem Intresse hatte Diese zugehört und

um so mehr überraschte sie die Frage. Unwillkührlich sagte sie daher, was sie dachte: „Es ist heroisch!" Kaum hatte sie jedoch das Wort ausgesprochen, als sie heftig darüber erröthete, um so mehr, als ihre Blicke, die denen Somberg's begegneten, sie noch mehr verrathen hatten.

Eugen fühlte, daß ihm hier ein warmes Herz schlug, und er konnte Nichts antworten, nicht einmal eine Artigkeit.

Es entstand eine Pause, die durch das Hereintreten Anna's unterbrochen wurde.

Während Laura brünett und schlank, eher groß als klein, und der Ausdruck ihrer feinen Züge überaus sanft war, las man der dunkelblonden Anna heiteres Temperament aus ihrer feinen, von dichten Locken umdufteten Stirn, und ein etwas schelmischer Zug um den Mund gab dem kleinen niedlichen Wesen einen eigenen Reiz. Ueber Laura ruhte ein stiller Zauber, während Anna eine neckische Fee des Waldes zu sein schien, in dessen Tiefen sich Jene sinnend verlor. — Und der Wald — das Leben — prangte bei Beiden im Frühling, dort licht und hell — hier dunkles Laub, aber Beides frisch und duftig unter der Maiensonne, die warm aus blauem Himmel herabschien.

Anna's Dazwischenkunft machte das Gespräch bald heiterer, denn von Kriegsgeschichten hielt sie nicht viel, und machte sich so wenig aus Ruhm, wie der General

aus einer neuen Haube. Karl wurde geneckt, denn der Vorwand der Verwandtschaft hatte sie schon vertraut gemacht, und so fiel Eugen ganz dem General in die Hände, der die ganze Weltgeschichte mit ihm durchging — bis die Nachricht, daß servirt sei, die Gesellschaft zur Tafel rief.

Somberg mußte dableiben und Laura seinen Arm bieten, woraus folgte, daß er auch bei Tische neben ihr saß. Trotz der Aufforderungen des Generals sah unser Held seiner Nachbarin tiefer in die Augen, als in's Glas, und war dies der erste Fehler, den der alte Soldat an ihm auszusetzen fand.

„Schenk' ein, Laura!" rief er, „Dir darf Herr von Somberg keinen Korb geben — wüßte man nicht, was d'ran ist, hielte man Sie gar nicht für einen Soldaten."

„Eugen ist es auch nur im Gefecht," sagte Karl, der die Bemerkung gehört, „ich wette, er hat Laura noch kein Compliment gesagt, doch werde ich ihn schon munter machen, ja, ja, Eugen, in acht Tagen bringe ich Dir die Falten von der Stirn, oder ich will noch einmal Fähnrich werden," setzte er lachend hinzu, als er Somberg etwas unwillig erröthen sah.

„Karl, Du weißt, daß ich Complimente nicht liebe," zürnte Laura, während ihre Mutter unsern Helden mit Wohlgefallen fixirte.

„Charles," sagte sie zu Somberg, „ist etwas über-

müthig, aber in seinen Wunsch stimme ich ein und hoffe, daß Sie sich in unserem Kreise recht wohl fühlen werden. Wie ich höre, haben Sie Ihre Eltern verloren?"

„Ja — vor drei Jahren meinen Vater, die Mutter habe ich kaum noch gekannt."

„Und Sie haben keine Geschwister?" fragte die Baronin theilnehmend.

Somberg verbeugte sich verneinend, eine Wolke flog über seine Stirn.

Laura bemerkte mit dem zarten Gefühle, welches nur ein Weib haben kann, daß ihrem Nachbar das Gespräch drückend war, sie änderte daher das Thema und fragte ihn, ob er sich in S..., wo er lange mit ihrem Bruder im Quartier gelegen, gefallen habe.

„Wären wir vor der Schlacht bei Jena dort gewesen," antwortete er bitter, „vielleicht — aber so, als Officiere geschlagener Truppen vermieden wir jede Geselligkeit, die uns von Seite der Bürger auch kaum angeboten wurde."

„Sie nehmen sich die Schuld Anderer zu sehr zu Herzen!"

„Die Schande trifft Alle gleich."

„Da siehst Du's," unterbrach Karl seinen Freund, sich zu Laura wendend, „so macht er sich selber das Herz schwer. Jedermann wußte von ihm in der Stadt, daß er sich ausgezeichnet habe, er bekam Ein-

ladungen genug, und ich habe ihn oft um die Blicke hübscher Damen beneidet, die ihm folgten, aber ich glaube, er hat sich gerade dadurch so interessant gemacht, daß er sie nicht beachtete."

„So!" lächelte Anna zu Karl, „also Du beneidest Deinen Freund? ein schönes Geständniß! ich glaube wohl, daß Dir Niemand besonders gehuldigt hat."

„Warum?" fragte Karl.

„Weil Du Dich danach sehntest."

„Ich? woher glaubst Du das?"

„Willst Du's leugnen?"

„Jetzt wär's mir wenigstens einerlei," flüsterte Karl, „wenn ich nur meiner Cousine gefalle."

„Bah," lächelte Anna, „wozu das Unmögliche wünschen?"

„Weil schon etwas Unmögliches geschehen," flüsterte er wie vorhin, „hätte nie geglaubt, daß mir eine Cousine zusagen würde."

„Sehr verbunden!" spottete Anna.

Laura war während dieses Wortwechsels tief mit Eugen im Gespräche. Sie ahnte, daß der Jüngling etwas Trübes erfahren, das drückend auf ihm lag, daß das Herz, welches jetzt ein düsterer Schleier verhüllte, früher heiter und frisch geschlagen, denn wann er von seiner Heimath erzählte, von seinem Studentenleben und dem frohen Treiben seiner Jugend, brach er plötzlich mit einem tiefen Seufzer ab.

Der Krieg allein — das Unglück Preußens, welches nicht einmal sein Mutterland war — konnte nicht so schwer auf ihm lasten und den heitern Sinn getrübt haben, der aus seinen Erinnerungen hervorleuchtete — war es eine unglückliche Liebe, oder der Tod seines Vaters, der ihn so ernst gemacht — sie konnte es nicht errathen, aber gerade dies Mysterieuse zog sie unwiderstehlich an. Eben noch hatte er in so komischen Zügen seine Tante geschildert, die Universität gemalt und lachend so manchen lustigen Streich erzählt — und jetzt war er plötzlich so ernst — übersprang ein Jahr seiner Lebensgeschichte und schilderte den Unmuth, mit welchem er hinter den besiegten Fahnen hergeschlichen, klagte, daß er, zu einem thatenlosen Leben verdammt, ruhen müsse, wo alle Kräfte der Erde in Bewegung gesetzt seien.

Schweigend hörte der alte General zu. „Junger Freund," sagte er, als Somberg geäußert, daß er an einer Erhebung Deutschlands verzweifle, „der Herrgott hat noch nicht mitgesprochen. Mein König verzweifelte auch schon nach der Schlacht bei Kollin — freilich hatte ihn Niemand verrathen und ohne Blut bekam der Feind keine Festung — aber er kam doch wieder in die Höh' — jetzt wird's nicht so rasch geh'n, aber anders wird's doch werden. Kenne das Volk; 's ist 'n guter Sinn in den Bauern, gesundes Blut und 'ne Art von Treue, die sich doch nicht verleugnet. Waren ein

Paar H... von Generälen, leider von Adel, die ihren Namen geschändet, sonst blos zu alt — wird anders werden."

„Se. Majestät der König werden besser wählen, wenn's zur Revanche kommt, Napoleon, der Abenteurer, wird sich's Spiel selbst verderben, macht's zu bunt. Werden uns nicht lange beschimpfen lassen, er reizt so lange, daß selbst der ehrloseste Kerl das Gefühl wieder kriegen muß, sag's voraus, wird bald anders werden!"

Während der General so sprach, herrschte eine tiefe Stille um ihn her, der alte Mann war tief ergriffen, und Jeder fühlte, daß er selbst an seine Hoffnung nur schwach glaubte. Karl ballte die Faust, und während eine Thräne in seinem Auge glänzte, zitterte er am ganzen Körper vor innerer Aufregung, denn heißblütig, wie er war, und enthusiastischer Patriot, war die Erinnerung an das Unglück seines Vaterlandes ein Dolchstich in sein Herz.

Mit Befremden bemerkte Laura, daß Somberg, den sie beobachtete, ziemlich gleichgültig zuhörte, sie hinte freilich nicht, daß er an Etwas ganz Anderes dachte. Um so mehr wurde sie überrascht, als er plötzlich, nachdem der General geendet, das Glas, welches er schon an den Mund gesetzt, unberührt auf den Tisch stellend ausrief:

„Und wäre Haß eine Todsünde, die mir Gott nie

verzeiht, ich hasse die Franzosen! hasse sie! jeden Einzelnen!"

Tief erbleichend sagte er die letzten Worte sehr leise mit gepreßter Stimme und murmelte einige Worte, die Keiner verstand, aber Jeder fühlte, daß sie ein Fluch waren.

Laura schauderte unwillkührlich.

Bald darauf wurde die Tafel aufgehoben. Paulstein und seine Gemahlin zogen sich in ihre Zimmer zurück, während die jungen Leute, da es ein schöner Tag war, sich in den Garten begaben. Ihr heiteres Zusammensein wurde jedoch bald durch das Hinzukommen einer Persönlichkeit gestört, die wir einer näheren Beschreibung würdigen.

Der Arzt des Städtchens, Doctor Gries, ein hagere, lange Figur mit einem Kopfe, der eine äußerst bevorzugte Nase und vorstehende Kinnlade hatte, übrigens mehr intriguant als ehrlich aussah und eine ziemliche Dosis von Eitelkeit nicht verleugnen konnte, war ein Mensch, der, als die Revolution in Frankreich ausbrach, zuerst die Achseln zuckte, dann plötzlich für sie schwärmte und gern politisirte, endlich ein solcher Franzosenfreund wurde, daß er, als Napoleon sich zum Kaiser gemacht, mit Freuden sein Minister, oder ging das nicht, sein Kammerdiener geworden wäre.

Seine ärmeren Patienten behandelte er à l'empereur, decretirte ihnen Genesung durch die Freude über

des Kaisers Siege, rieth ihnen hinsichtlich der Zeitungslectüre keine Diät zu halten und wurde ihnen gegenüber immer vornehmer und klüger. In dem Bürger-Casino wurde seine Figur täglich länger, seit er den glücklichen Propheten gespielt, und wer ihn gut honorirte, bekam täglich seine ganze Weisheit zu hören. In Paulstein's Hause, wo der General wohnte, vor dessen soldatischer Rauhheit er einen heillosen Respect hatte, durfte er weder politisiren, noch triumphiren, er kam daher nur hin, um neben der ärztlichen Nachfrage einige Neuigkeiten zu hören und sagte, wenn er das Haus verlassen, von der Familie, daß sie, wie überhaupt alle Aristokraten, der Zeit verfallen wäre, und man mit Leuten nicht reden könne, die noch aus dem vorigen Jahrhunderte her moderten.

Da die Baronin schlief, wies man ihn in den Garten, wo wir ihn eben eintreten sahen. Schon glaubte er, zwei hübschen Damen die Cour machen zu können, was er sehr zu verstehen sich schmeichelte, als er die Uniformen sah. Aergerlich, daß ihm zwei Rivale aus der Luft gefallen, näherte er sich nur langsam.

„Mit den Soldaten," dachte er, „sind die Weiber gleich vertraut, unser Einer wird besehen, wie ein falscher Tresorschein, ehe man mit ihm spricht."

„Ah, da ist ja der Wunderdoktor!" rief Karl, ihn

bemerkend, „haben uns lange nicht gesehen!“ damit drückte er ihm zum Willkommen die Hand.

Gries verbeugte sich tief. „Habe mit Vergnügen gehört, Herr Baron,“ sagte er schmeichelnd, „daß Sie großen Ruhm erworben; hoffentlich ist die Wunde ganz geheilt!“

„War so unbedeutend, als der Ruhm,“ lachte Karl, „hier Doktor Gries — mein Freund, Herr von Somberg.“

Somberg sah dem Manne, der ihm hiermit vorgestellt wurde, sogleich an, daß er nie mit ihm harmoniren würde, und dies Gefühl verriethen auch augenblicklich seine Züge.

Der erste Augenblick der Bekanntschaft ist fast immer entscheidend, aber es giebt Menschen, zu denen auch Somberg gehörte, die nicht blos fühlen, daß ihnen etwas Verwandtes oder Fremdes gegenübersteht, sondern denen eine unerklärliche Stimme sagt: der wird dein Freund, Der dein Feind, den aber wirst du gar nicht erst kennen lernen.

Dies Gefühl bleibt und bestätigt sich fast immer vielleicht darum blos, weil man es gehegt hat.

Der Anblick des Arztes war für Somberg abstoßend; er fühlte, Der kommt dir in den Weg, und durch die Art, wie er sich gleich darauf abwandte fühlte sich Gries verletzt.

„Hochnasig!“ dachte der Arzt, und als er sah

daß Somberg zu Laura trat, redete er sie ebenfalls an.

„Fürstin Hatzfeld, höre ich, soll gestorben sein.“

„So, wir wissen nichts davon,“ entgegnete Laura, die Absicht des Doktors nicht ahnend.

„Es ist nicht unmöglich,“ fuhr Gries fort, „sie war sehr adelstolz, hat vor dem Kaiser das Knie beugen müssen, damit ihr Mann nicht auf's Schaffot kam, und nun mag sie sich wohl abgehärmt haben, denn der Hochmuth, wie er auch gebeugt wird, klebt doch dem Herzen an und hat sie wahrscheinlich ganz in die Grube gebracht.“

„Der Kaiser benahm sich edel genug in der Sache,“ sagte Somberg, „wenn man bedenkt, wie verächtlich er gekrönter Häupter gespottet hat.“

„Finden Sie?“ lächelte Gries, seine Verwunderung darüber verbergend, daß ein Officier sich so vorurtheilsfrei äußerte.

„Ja,“ antwortete unser Held kurz, dann sich zu Laura wendend, bat er sie, einen Shawl umzunehmen, da es kühl werde.

„Fräulein hat eine prächtige Gesundheit, und ist nicht so verwöhnt,“ äußerte der Arzt, als Laura den Rath Somberg's nicht beachtete.

Doch nun, als ahnte sie, daß es nöthig sei, Parthei zu ergreifen, nahm sie den Shawl, hüllte sich fest darin ein und sagte zu Somberg: „Sie haben

doch Recht, und Sie, Herr Doktor, vergessen Ihr Fach."

„Was sagen Sie zu unserm Arzte?" fragte sie kurze Zeit darauf unsern Helden, als sie den Garten verließen und Gries an der Seite ihrer Cousine ging.

„Nichts," entgegnete Somberg, „als daß er mich nicht besonders anspricht."

„Nehmen Sie Sich vor ihm in Acht," fuhr nun Laura fort, „er ist ein verkappter Franzose."

„Spion?" fragte Somberg, der wohl wußte, daß der Kaiser ein solches Polizeisystem durch ganz Deutschland organisirt hatte.

„Das will ich nicht sagen, ich möchte ihm nicht Unrecht thun," entgegnete Laura, „aber gut ist es immer, auf der Hut zu sein."

Ehe Somberg des Abends in seine Wohnung zurückkehrte, ging er noch zur Winter, welche er, wie vorigen Abend, allein zu Hause fand, heute jedoch mit ihren Arbeiten beschäftigt. Er erzählte ihr von seiner neuen Bekanntschaft und sprach mit solcher Wärme von Laura, daß Emma ihn neckend sagte.

„Eugen, so hast Du noch von Keiner gesprochen, jetzt denkst Du doch an keine Abreise mehr?"

Dabei strahlte ihr Auge, und als sie bemerkte, daß Somberg erröthete, setzte sie warm hinzu: „Ich möchte Dich so gern glücklich sehen!"

„Du bist sehr rasch," lächelte Eugen, „kennst Du sie?"

„Sie hat einen Kragen von mir gekauft und kömmt öfters in den Laden. Stolz scheint sie nicht zu sein, gegen mich war sie wenigstens immer sehr freundlich."

Eugen's Stirn hatte sich, während Emma dies sagte, merklich verfinstert. Er brach das Gespräch ab und verließ sie bald darauf.

4.

Monate vergingen. Täglich war Somberg im Hause Paulstein's, und bald zweifelte Niemand mehr daran, daß aus ihm und Laura ein Paar werden müsse. Seine nächtlichen Besuche hielt er so geheim, daß selbst Karl nichts davon merkte, nur fiel es ihm auf, daß sein Freund es nie duldete, daß er ihn nach Hause begleite, um bei ihm noch ein Glas zu trinken; Somberg schützte entweder Müdigkeit vor, oder sagte, er müsse noch Briefe schreiben. Hätte unser Held seine Neigung zu Laura nicht offenbar genug an den Tag gelegt, so hätte Karl hierdurch gewiß seinen alten Verdacht bestätigt gefunden, doch so konnte er nicht mehr daran glauben, daß Somberg ein anderweitiges Verhältniß gehabt, oder gar noch habe; wenngleich er es

nicht errathen konnte, an wen denn sein Freund schreibe und weshalb er aus seinen Verbindungen ihm ein Geheimniß mache.

Ein Glück für Somberg war es überhaupt, daß Karl nicht viel nachdachte oder grübelte — kam Etwas, ein Zweifel, oder Bedenken — so fragte er geradezu, schlug ihn nieder, oder handelte rasch, ohne die Sache weiter zu überlegen. So hörte er eines Tages, als durch die französische Polizei ein Bürger des Städtchens wegen Schmähung des Kaisers verhaftet worden und daß Gries der Angeber gewesen sein solle. Sofort ging er, ohne auf das Abmahnen Somberg's zu hören, zu dem Arzte, um ihm, wie er sagte, „das Spioniren anzustreichen." Zufällig begegnete er ihm auf der Straße, Karl hielt ihn an und fragte ihn, „ob er nicht den Buben kenne, der N.... verrathen habe."

Gries, der das Temperament des Jünglings kannte, strich die Fahne und flüsterte ihm zu, er sei dem Spione auf der Spur, fände er ihn heraus, so solle der Baron der Erste sein, dem er seinen Namen nenne.

Aus einem Extrem in's andere übergehend, gestand ihm nun Karl sehr offenherzig, daß er einen Verdacht gehabt, und bat ihn deshalb um Verzeihung.

Dieses Benehmen Karl's mag dem Leser Aufschluß geben, wie er durch eine ebenso unüberlegte, rasche

Handlungsweise später das Glück eines Mannes zertreten konnte.

Ehe wir jedoch Dies erzählen, müssen wir auch den Arzt näher kennen lernen, der sich ebenso, wie unser Held, ein häusliches Glück zu schaffen suchte.

Schon lange hatte er in der Stralsunder Vorstadt ein hübsches Gesicht bemerkt und daher öfter diese Gegend besucht, aber nie war es ihm gelungen, irgend einen Blick, oder ein Lächeln durch seine Fensterpromenade zu erzielen. Vergebens hoffte er, dies schöne Antlitz einmal bleicher als sonst zu sehen, man brauchte seine Hülfe nicht, und so fand er keinen Vorwand, das Haus zu betreten.

Endlich, durch die Gleichgiltigkeit gereizt, entschloß er sich, fünf Silbergroschen darum wegzuwerfen, trat in den Laden der Putzmacherin und forderte rosa Band.

Emma, sie war die Angebetete, gab es ihm, und zu seinem Erstaunen noch einen Dreier heraus.

„Kupfer nehme ich nicht," sagte er, großmüthig ihr die Münze zuschiebend.

„Dann haben Sie es gut für's nächste Mal." Damit warf Emma den Dreier in die Kasse und sah ihn an, als wollte sie ihn fragen, was er nun noch wünsche.

Gries hustete. Der gleichgiltige Empfang des Dreiers ärgerte ihn. Wäre es doch ein Groschen ge-

wesen, dachte er, so hätt'st Du sagen können: Behalten Sie ihn.

Gries hatte unter andern Tugenden auch die, daß er gewissermaßen geizig war; das heißt er warf nie Geld weg. Wo es ihm Nutzen brachte, konnte er sogar reichlich schenken, auch seinem theueren Ich versagte er keinen Genuß.

„Wohnen Sie hier bei Verwandten," fragte er nach kurzem Räuspern.

„Nein."

„So stehen Sie ganz einsam da, denn verheirathet sind Sie wol nicht."

„Nein, ich bin auf mich selbst angewiesen," entgegnete Emma kurz.

„Aber — hm — wohl nicht lange mehr!" lächelte der Doktor schlau.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Nun — hm — wer so hübsche Hauben macht — kommt wohl bald selber unter die Haube."

„Das kann Sie nicht interessiren," erwiderte Emma trocken, „aber wenn es Sie beruhigt, so wissen Sie, daß ich keinen Grund habe, ein anderes Loos zu wünschen und mich nie verheirathen werde." Damit drehte sie ihm halb den Rücken und machte sich unter den Hauben Etwas zu schaffen.

Seit dem Tage kaufte Gries öfter Band, ja — als er schon einen großen Vorrath davon hatte, nahm

er sogar Kragen und endlich eine Haube. — Kannst sie ja — so entschuldigte er die Ausgabe, Deiner Zukünftigen schenken, wird so Geld genug kosten.

Emma änderte ihr Betragen gegen ihn jedoch nicht — wenn er sich anstellte zärtlich zu werden oder eine Galanterie sagte, so wußte sie ihm so trocken zu begegnen, daß er keinen weiteren Schritt wagte. Die Folge davon war — daß er ihr immer lästiger wurde, je mehr seine Neigung wuchs. Und sie wuchs so rasch, daß Gries bald so verliebt war, wie er es sein konnte; schon flüsterten seine Freunde unter sich davon und neckten ihn, dadurch wurde seine Eitelkeit rege und er schwor, Emma müsse seine Frau werden, es koste, was es wolle. Sie zu heirathen war früher zwar nicht seine Absicht gewesen, aber er sah ein, daß dies der einzige Weg sei, ihre Gunst zu erlangen.

An einen Korb dachte er nicht, dazu stieg er, seiner Ansicht nach, zu tief herab, denn er war ja ein Gelehrter und stand sich seine achthundert Thaler jährlich; aber es wunderte ihn doch, daß die Schöne nicht im Geringsten freundlicher gegen ihn wurde, mochte er so viel Band kaufen, als er wollte.

Da nahm er sich vor, sie zu beobachten; wer weiß, dachte er, am Ende hat sie schon eine Liebe und du bist angeführt.

Gesagt — gethan. Er stellte Mondscheinbeobachtungen an. Zum Glück war der Winter vorbei

und gegen den Schnupfen, den das naſſe Frühlingswetter ihm zuzog, wußte er Mittel.

Da bemerkte er die nächtlichen Beſuche Somberg's.

„Napoleon und Aeskulap — das iſt zu toll, dieſer Windbeutel" — ſo raiſonnirte er — „hat an ſeinem adeligen Fräulein nicht genug, hält ſich noch ein Schätzchen daneben und juſt grad' die! Dabei thut er ſo jungfräulich, als ob er niemals Fähnrich geweſen wäre. Aber ich werde es ihm anſtreichen, Mosje Karl ſoll ſeinen Schwager kennen lernen, er iſt hitzig genug dazu, ihm eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen, dann bin ich ihn los."

„Und los muß ich ihn ſein," dachte er weiter, und grübelte nach, wie er ſeinen Plan am Beſten zur Ausführung brächte; daß Somberg bei der Winter Glück gemacht und ſie ihn, wie er glaubte, am Narrenſeil herumgeführt, machte ſeine Begierde, Emma zu beſitzen, nur hartnäckiger — ſelbſt in die Schranken zu treten, hielt er für unwürdig eines ſo geſcheuten Mannes, als er es war, ſo lange er ihn durch eine Intrigue entfernen zu können hoffen konnte, er ſuchte daher des andern Morgens Karl auf, der zufällig allein in ſeinem Zimmer war.

„Herr Baron," ſagte er, nachdem er ihn begrüßt, „Sie wiſſen, daß ich ein alter Freund Ihres Hauſes bin, gleichſam ein Glied der Familie, als Arzt."

„Nun, was ſoll's; warum ſo feierlich?" unterbrach

ihn Karl. „Haben Sie Etwas auf dem Herzen, so reden Sie; wenn ich Ihnen helfen kann —"

„Ich will Ihnen helfen, wenigstens eine kleine Warnung zukommen lassen," fuhr der Arzt fort, „kennen Sie Herrn von Somberg genau?"

„Wie? — er ist mein Freund!"

„Er scheint sich für Ihre Fräulein Schwester zu interessiren — "

„Möglich, Herr Doktor."

„Ich würde ihm meine Schwester nicht geben," platzte Gries heraus, die Worte mit einem Abscheu aussprechend, der Karl auffallen mußte.

„Wollen Sie meinen Freund etwa verdächtigen?" rief der Baron heftig; „das verbitte ich mir."

„Nein, aber Sie zu einem Spaziergange auffordern," fuhr der Doktor mit Ruhe fort. „Versprechen Sie mir, kein Wort davon zu äußern, und ich will Ihnen Etwas zeigen, was Sie interessiren wird."

„Etwa spioniren?" fragte Karl mißtrauisch.

„Durchaus nicht, blos mit mir promeniren, wenn ich Sie abhole. Sind Sie nicht zufrieden gestellt, so will ich mir selber die Hand abnehmen."

Karl, durch die Sicherheit des Arztes neugierig gemacht, sagte zu, er dachte zwar nichts Böses von Somberg, ahnte aber doch, Etwas zu erfahren, was ihm Aufschluß über seine nächtliche Correspondenz geben würde.

Somberg kam des Abends wie gewöhnlich, und ging früh fort; Gries, der ebenfalls zum Thee dagewesen, äußerte, als unser Held sich entfernt — die Jagd auf Abenteuer hätte der Lieutenant, heute, bei dem schlechten Wetter, wohl aussetzen können.

„Abenteuer? er geht Briefe schreiben," entgegnete die Baronin unwillig.

Der Doktor lächelte zweideutig. — „Hm!" räusperte er sich, als er sah, daß die Aufmerksamkeit Aller auf ihm ruhte, „schöne Briefe — so weit ist die Liebe nicht."

„Was will er damit sagen!" rief Paulstein barsch. „Doktor, verleumden Sie meine Freunde nicht."

Laura war flüchtig erbleicht, doch die Worte ihres Vaters beruhigten sie wieder.

Karl erhob sich und hieß den Doktor, ihm folgen.

„Sage ihm künftig die Wahrheit," flüsterte Anna dem Abgehenden zu, nicht Anders denkend, als daß Karl ihn zur Rede stellen werde.

Beide verließen das Zimmer. Karl faßte den Arm des Arztes. „Doktor," sagte er mit bebender Stimme, „ich fordere Beweise, — wehe Ihnen, wenn Sie gelogen haben."

„Kommen Sie nur," lächelte dieser mit Ruhe und Beide gingen raschen Schrittes nach der Stralsunder Vorstadt.

„Pst!" flüsterte Gries zu Karl, der ihm folgte, „kennen Sie den Mann, der dort vor uns geht — da — er wird gleich in das graue Haus eintreten."

„Somberg!“

„Nur vorsichtig,“ fuhr Gries flüsternd fort, Karl auf die andere Seite der Straße ziehend, „wir können etwas in die Fenster sehen, denn die Gardinen sind nicht vorgezogen, ein Zeichen, daß Emma zu Hause ist.“

„Emma?“ fragte Karl dumpf.

„Ja, Emma Winter, eine Putzmacherin.“

Athemlos schaute Karl zu den Fenstern hinauf. Es währte nicht lange, so sah er seinen Freund ein Mädchen umarmen — doch diese eilte zum Fenster und ließ das Rouleau herunter, während Eugen am zweiten dasselbe that. Beide waren deutlich zu erkennen.

„Schurke!“ ächzte der Baron mit erstickter Stimme, während Zornesröthe seine Wangen bedeckte.

„So geht es jeden Abend, und das Mädchen ist meine Braut!“ sagte Gries, wie für sich, in schmerzlichem Tone.

Ohne ein Wort zu erwidern, hüllte sich Karl tiefer in seinen Mantel und eilte raschen Schrittes nach Hause.

Verstört und bleichen Antlitzes trat er in das Zimmer, wo die Seinen noch wie vorhin zusammensaßen.

„Arme Laura!“ sagte er, mit einer Thräne im Auge die erschreckte Schwester küssend, „denke nicht mehr an ihn.“

„Na, na, was ist denn los?“ fragte der General, „erschrecke mir die Weiber nicht!“

„Weißt Du, wo Somberg ist!“ entgegnete Karl, den Vater bei Seite ziehend.

„Nun?“

„Bei einem Frauenzimmer in der Vorstadt; ich habe ihn selbst gesehen.“

„Glaub's nicht,“ rief Paulstein, als er die ersten Worte gehört; jetzt aber seinen Sohn scharf ansehend, fragte er —

„Und was treibt er da?“

„Nun!“ antwortete Karl achselzuckend, „mehr als eine Umarmung habe ich nicht gesehen.“

Laura, die das Gespräch gehört hatte, denn sie hatte sich unbemerkt ihrem Bruder genähert, brach nun plötzlich in ein unterdrücktes Weinen aus; so sehr sie sich auch bemühte, die Thränen zurückzuhalten, war sie zu tief verletzt, um ihren Schmerz beherrschen zu können.

„Geh' zu Bett' Laura,“ sagte der General, „und gab Anna einen Wink, die Freundin zu beruhigen, während seine Gattin, bisher stumm vor Entrüstung, jetzt ihren Sohn aufforderte, Laura zu schonen.

„Er ist nicht werth, daß sie Seinethalben weint,“ rief Karl, „Laura, vergiß ihn, die Thränen verdient er nicht.“

Doch Laura liebte zu sehr und war zu rein, als daß sie sich ihres Schmerzes geschämt hätte, den sie nicht beherrschen konnte. „Glaube nicht daran,“ tröstete

sie Anna, „ich würde nicht d'ran glauben, und wenn ich es selbst gesehen hätte; pfui — so kann die Natur nicht lügen, Eugen thut das nicht."

„Er hat sie und mich verrathen," unterbrach sie Karl heftig, als ihm sein Vater sogleich Ruhe gebot. „Laßt sie," brummte er, „Du weißt, was Du zu thun hast; bist Du aber auch Deiner Sache ganz sicher?"

„Zu sicher, sonst würde ich der Erste sein, der zweifelt."

„Gut, so stehe Du für die Ehre Deiner Schwester ein —" damit drückte der General die Hand seines Sohnes.

Noch in derselben Nacht, etwa um 11 Uhr, als Somberg soeben von Emma nach Hause zurückkehrte, erhielt er ein Billet durch einen Bedienten des Generals.

Herr von Somberg — so lautete es — wird gebeten, sich morgen früh 8 Uhr in der R . . . 'schen Haide mit seinen Pistolen einzufinden. Man weiß, daß er nicht feige ist und rechnet daher bestimmt auf sein rechtzeitiges Erscheinen.

Karl, Baron von Paulstein.

Für einen Scherz ist das doch zu arg, dachte unser Held, und für Ernst kann ich es nicht halten? soll ich ihn etwa sekundiren!

Wieder und wieder las er das Billet, der Diener war fort und es schon zu spät, noch zu Paulsteins hinüber zu gehen, um das Räthsel zu lösen. Somberg

begab sich daher zur Ruhe, nachdem er vorher einige Zeilen an Karl geschrieben, worin er ihn bat, falls er wirklich nach der Haide reiten wollte, ihn doch abzuholen, damit sie den Weg gemeinschaftlich machen könnten. Peter, sein alter Diener, erhielt den Auftrag, diesen Brief schon Morgens 6 Uhr zum Lieutenant von Paulstein zu bringen.

Trotzdem, daß er sich keiner Schuld bewußt, konnte unser Held doch nicht einschlafen, dunkele Ahnungen lasteten ihm wie Schauer auf der Brust — der Mensch kann sich noch so rein fühlen, ein plötzlich ihm vorgeworfener Zweifel, irgend eine dunkle Andeutung ist im Stande, die tiefste Ruhe des Gewissens zu erschüttern, was besonders bei leicht erregbaren Karakteren der Fall ist, wo die Phantasie die Stelle des Kopfes vertritt. Und wie sehr sich der Charakter Sombergs auch gefestet, so war er doch nicht ganz frei von den alten Schwächen — ebensowenig von dieser, der Unruhe, als jener — eines unbezwinglichen Stolzes.

Er schlief erst gegen Morgen ein.

5.

Als Somberg erwachte, war Peter bereits vom Schlosse des Generals zurück.

„Nun," fragte unser Held, „wird der Lieutenant mich abholen?"

„Er schickt dem gnädigen Herrn den Brief zurück," antwortete der alte Diener unwillig und reichte seinem Herrn das uneröffnete Billet.

Somberg sagte kein Wort, ließ beide Pferde satteln und ritt mit seinem Diener zur Haide hinaus.

Baron Karl war schon dort, ebenfalls von einem Lakaien begleitet, der sein Pferd hielt; ein Wagen stand in der Nähe, aus welchem der Doktor Gries stieg.

Karl hatte den Arzt gebeten, bei'm Duell zugegen zu sein, und war dieser schon eine Stunde früher bei ihm gewesen, das Nöthige zu verabreden.

Kaum bemerkte Somberg, daß sein Freund abgestiegen, so that er ein Gleiches, gab Peter das Pferd zu halten und ging, trotzdem, daß Karl seinen Gruß nicht erwiderte und er die Pistolen in dessen Hand sah, auf ihn zu.

„Karl," sagte er herzlich, „guten Morgen!" und bot ihm die Hand.

Der Baron reichte der ihm dargebotenen Hand eine Pistole.

„Ich kenne Dich," sagte er düster, „Du schlechter Kamerad, der Du die Freundschaft verrathen und das Gastrecht geschändet hast; doch, wozu Worte verlieren, da — sie ist geladen!" —

Damit reichte er Somberg die Pistole hin.

„Aber Karl," rief Dieser, „was fällt Dir ein, was habe ich Dir gethan?"

„Was Du mir gethan hast? — Das, daß Du ein Bube bist! nimm die Pistole — nimm die Pistole, oder ich schieße Dich über den Haufen," rief Karl, immer heftiger werdend.

„Ich schieße mich nicht mit Dir," entgegnete Somberg ruhig, „ehe ich nicht den Grund weiß. Du bist mein Freund und Laura's Bruder."

„Nenne meine Schwester nicht — Herr — ich habe Sie einen Buben genannt — verstehen Sie das nicht?" donnerte der Baron.

Heftig griff Somberg nach der Pistole, doch kaum hatte er sie in der Hand, als er sie sogleich senkte.

„Karl," rief er „keine Uebereilung!"

„Schieße," donnerte Dieser zurück, „oder ich begehe einen Mord!" Dann trat er einige Schritte zurück und sagte ruhiger: „Sie haben den ersten Schuß, darf ich bitten?"

Somberg schoß in die Luft.

Karl legte sogleich an — „grüße Laura von mir!" rief Somberg und gleich darauf riß ihm die Kugel die Mütze vom Kopfe.

„Gries — die andern!" rief Karl und der Arzt gab Jedem der beiden Gegner eine zweite Pistole.

„Karl, — ehe ich schieße, weshalb zürnst Du?" fragte Somberg.

„Feuer, Bube!" donnerte der Baron mit solchem Ausdruck des Hasses und der Wuth, die durch seines Gegners

Kälte noch gesteigert war, daß dieser unwillkührlich die Pistole hob — doch rasch senkte er sie wieder, um nicht zu treffen, drückte ab, die Kugel schlug auf einen Stein, prallte ab — und Karl wankte getroffen.

Bestürzt sprang Somberg auf ihn zu.

„Es ist nichts," rief Jener, „zurück!" und hob die Pistole.

„Nun, so halte denn gleich an's Herz,! — schieß' zu! — und grüße Laura!"

Während er dies sagte, war er so dicht herangetreten, daß Karl's Pistole seine Brust berührte.

Fest ruhte sein Auge auf dem Freunde, dessen Finger sich blos zu rühren brauchte, und er war verloren —

Karl stierte ihn an —

„Grüße Laura!" wiederholte Somberg.

Karl ließ die Pistole sinken. „Mag Dich dereinst Dein Gewissen morden!" sagte er düster, wandte ihm den Rücken und stieg in den Wagen des Arztes, mit dem er sogleich nach der Stadt zurückfuhr.

Eilen wir ihm voraus.

Als der General, wie gewöhnlich des Morgens, zum Frühstück erschien, hatte sein Auge einen so trüben Glanz, seine Züge etwas so Düsteres, daß die Baronin ihn erschrocken fragte, ob er krank sei.

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Wo ist denn Karl," fragte die Baronin weiter, „warum kommt er denn nicht herunter?"

„Er ist ausgeritten," entgegnete ihr Gemahl düster und trat ans Fenster.

„Karl fort — mein Gott — er wird doch nicht —"

Anna stockte, sie fürchtete, die Wahrheit errathen zu haben. Die Angst, welche ihre Mienen aussprachen, theilte sich der Baronin mit. „Paulstein!" rief sie, „doch kein Duell?"

„Es muß vorbei sein!" murmelte Dieser für sich.

Mit steigender Angst hatte Laura zugehört, nun seufzte sie tief auf: „Eugen, Eugen!"

„Mein Sohn," schluchzte die Mutter, „er mordet ihn — mein Charles! wie konntest Du ihn fortlassen, Paulstein — Du hast kein Herz!"

„Es war seine Pflicht, hätte es sonst selber gethan — versteh'st das nicht — doch — da kommen sie."

Der alte Mann sah hinaus; ein Blick in den Wagen hatte ihm gezeigt, daß Karl lebe, und er athmete freier.

Wenige Minuten darauf trat der Arzt in's Zimmer.

„Wo ist mein Sohn," rief die Baronin ihm entgegen.

„Wird erscheinen, nur leichte Blessur."

„Was," schrie sie auf, „er ist verwundet?"

„Nur eine Schramme, die Kugel streifte ihm das Bein," lächelte Gries, „ist übermorgen nicht mehr zu sehen."

„Das dachte ich nicht, daß er schießen würde," seufzte Laura. „Und — der — der Andere?" fragte der General.

„Somberg — oh — Der ist gesund wie ich," entgegnete der Arzt mit schlecht verhehlter Bitterkeit.

„Was — dann ist Karl doch verwundet? schwer? fragte der General leise, und wollte das Zimmer verlassen, um zu seinem Sohne zu eilen.

„Nichts, Herr General," versicherte Gries, ihn zurückhaltend, „auf mein Wort, nur eine Schramme."

„Das versteh' ich nicht."

Indem trat Karl in's Zimmer — kaum sah ihn der General, als er zornig auf ihn zutrat: „Also Du bist eine Memme," rief er „feig!"

Der Jüngling, schon in den Armen seiner besorgten Mutter, riß sich von ihr los; „Vater," rief er, „das Wort vergebt Euch selber, wenn Ihr könnt."

„Nun denn," fuhr Dieser mit Bitterkeit fort, „recht brav! das muß ich gestehen. Wußte nicht, wie man heut' zu Tage Ehrensachen abmacht."

„Du glaubst" —

„Ich sehe!" unterbrach der General diesen Ausruf Karl's. —

„Höre mich, Vater."

„Wird erbaulich sein, Potz Donnerw..." fluchte der Alte.

„So höre doch erst," rief Karl, und erzählte nun

den Hergang, wie wir ihn beschrieben. „Bei Gott," schloß er, „ich konnte nicht auf ihn schießen, er sah mich so fest, so ruhig mit seinen ehrlichen, biederen Augen an. — Himmel, hätte ich es nicht selbst gesehen, ich könnte an seine Schlechtigkeit nicht glauben."

„Mag er denn gehen," seufzte der General, „war ihm auch gut — vergieb mir das Wort, Karl, Du konntest nicht anders." Damit drückte er dem Sohne die Hand.

„Paulstein, nun muß er aber zu Bett; Herr sehen Sie, wie bleich er ist," rief die Baronin — „mein Charles, komm', der Blutverlust — mon Dieu, Herr Doktor, helfen Sie doch."

Auf Zureden seiner Mutter gab Karl nach und ließ sich vom Arzte auf sein Zimmer führen, um die Wunde noch einmal zu untersuchen. Ehe er ging, drückte er jedoch noch einen Kuß auf die Stirn seiner Schwester. „Arme Laura," seufzte er, „wir haben Beide viel verloren, wer hätte Das geglaubt!"

„Und ich glaube es noch nicht," rief Anna, als Beide schon in der Thüre waren.

Karl zuckte die Achseln und seufzte, dann verließ er mit dem Doktor das Zimmer.

Wenige Minuten darauf brachte ein Lakai den General einen Brief.

„Von wem?" fragte der Alte.

„Vom Herrn von Somberg."

„Ist der Bediente noch da?"

„Zu Befehl."

„So laß ihn kommen."

Peter trat in's Zimmer.

„Bringen Sie," sagte der General, „Ihrem Herrn das Schreiben zurück," damit gab er ihm das unerbrochene Billet.

Peter nahm es, aber zögerte zu gehen.

„Herr General" —

„Nun?"

„Lesen Sie ihn doch, es wird besser sein.

„Geht!"

„Herr General," bat der alte Diener, „lesen Sie ihn doch, nehmen's nicht ungnädig. Bin Soldat gewesen, habe meinen Herrn gesehen, wie sein Vater starb; so traurig war er nicht, als heute, wie er das schrieb; habe unter ihm gefochten, kenne ihn durch und durch, es ist nichts Schlechtes an ihm, er ist kreuzbrav, lesen Sie, was er schreibt, Herr General, und Sie werden sehen, daß er Recht hat, 's muß ein Irrthum vorgefallen sein."

„Schon gut," unterbrach der General ihn barsch „geht nur."

„Herr General, das gnädige Fräulein weint," und Peter zeigte auf Laura, die ihre Thränen nicht unterdrücken konnte; „vielleicht wird Alles gut, lesen Sie doch."

Während Peter abermals den Brief hinhielt, flüsterte Anna dem General ins Ohr: er solle ihn doch erbrechen.

Da trat Paulstein zu seiner Tochter.

„Laura," fragte er sie leise, „willst Du den Brief lesen, — kannst Du ihn öffnen?"

Wohl hätte sie es gern gethan — im Stillen, auf ihrem Zimmer — aber dem strengen Vater gegenüber, der jetzt an ihren Takt, an ihre Würde appellirte, konnte sie keiner Schwäche Raum geben.

Verneinend schüttelte sie den Kopf.

Peter hatte errathen, was vorging.

„Um zu betteln," murrte er, „ist mir mein Herr zu gut," und verließ das Zimmer.

„Ein braver Mensch," lobte der General, ihm nachsehend.

Peter aber ging zu seinem Herrn.

Somberg wußte noch immer nicht, was der Grund der so plötzlichen Sinnesänderung seines Freundes gewesen und hatte deshalb, sogleich als er nach Hause kam, an den General geschrieben; ihn gebeten, falls er verleumdet worden sei, doch seine Rechtfertigung anzuhören, indem er keine Ahnung habe wodurch er Grund zu solchem Auftreten seines Sohnes gegeben haben könne.

Als Peter ihm nun sein Schreiben unerbrochen zurückbrachte und ihm erzählte, daß auch das Fräulein

gegen das Oeffnen des Briefes gewesen sei, und wie kurz man mit ihm verfahren, wollte er im ersten Unwillen seine Sachen einpacken und abreisen; bald aber überlegte er die Sache und gab der Hoffnung Raum, daß der Irrthum — ein solcher mußte es sein, sich aufklären werde.

Seine Liebe erhielt jedoch einen harten Stoß, denn er hätte nie geglaubt, daß Laura ihn so gering schätze, daß sie ihn ohne Rechtfertigung verdammen könnte.

Während er noch so brütend dasaß, klopfte es an der Thüre und Gries trat herein.

Diesem war der Ausgang des Duells keineswegs ein erfreulicher, denn hatte er sich auch an dem Officier gerächt, so war doch der Nebenbuhler nicht beseitigt, vielleicht gerade jetzt noch mehr zu fürchten als je.

Er ging daher zu ihm. „Was wünschen Sie," fragte unser Held finster, denn er war ärgerlich, von diesem Menschen gestört zu sein.

„Hm," räusperte sich Dieser, „Herr Lieutenant" —

„Nun" —

„Kennen Sie — ein — eine Madame Winter?" stotterte der Arzt, der trotz seiner Dreistigkeit doch etwas befangen wurde.

„Was ist's mit Der!" zürnte Somberg unwillig, dem plötzlich eine Ahnung durch die Seele fuhr.

„Das frage ich Sie," entgegnete Gries bedeutungsvoll.

„Mich!"

„Ja!"

„Wollen Sie nun endlich reden," rief Somberg gereizt, „ich bin nicht in der Laune, langweilige Fragen zu beantworten."

„Mein Herr," begann der Arzt mit erzwungener Festigkeit, „ich interessire mich seit längerer Zeit für diese junge Frau und" —

„Nun?" lächelte Somberg, als er stockte.

„Ja," fuhr Jener heftig fort, „und ich bin ein Mann, der ihr eine Existenz bieten kann, der ihr seine Hand geben will, der" —

„Vor allen Dingen," unterbrach ihn Eugen, „sind Sie mit ihr einig?"

„Pah," rief Gries eitel, „sie wird schon wollen, aber ich müßte mir denn doch vorher andere Besuche verbitten."

Somberg wußte nun, woran er war. Dieser hatte ihn also bespionirt und verrathen.

„Was für Besuche meinen Sie?" fragte er.

„Hm, ich erfuhr es ganz zufällig, ja, kurz gesagt, die Ihrigen, Herr von Somberg; Sie sind," fügte er dann spöttelnd hinzu, „ja schon anderweitig versorgt."

„Lassen Sie das!" unterbrach ihn Somberg kurz.

„Ich möchte aber wissen," fuhr Jener fort, „was die Besuche bei Emma bedeuten."

„Geht Sie Nichts an."

„Herr, sie ist meine Braut!"

„Noch nicht."

„Sie wird's aber werden."

„Glaub's nicht," lächelte Eugen achselzuckend.

„Freilich," entgegnete Gries spöttelnd, „habe ich nicht die Gewandtheit von gewissen Leuten, habe auch blos eine Liebe; aber sich doppelt zu versorgen, scheint besser zu sein für das Herz und den Beutel."

„Sie werden ausfallend!" rief unser Held, kaum einen Aerger bemeisternd.

„Pah, ist es etwa nicht wahr? die ist hübsch und die hat Geld — —"

„Dort ist die Thür!" wies Somberg verächtlich nach derselben.

Gries trat einige Schritte zurück; „freilich sehr vornehm, doch die Zeit ist, Gott sei Dank vorüber, wo der Adel —"

„Herr, da ist die Thüre!" unterbrach ihn Somberg drohend.

„Doch, die jungen Herren haben Nichts gelernt," spöttelte Gries weiter, sich allmälig dem Ausgange nähernd.

„Soll ich meinem Bedienten klingeln?"

„Was sind Sie denn, Officier auf Halb-Sold" —

„Hinaus," donnerte Somberg; „ich würde Sie hinauswerfen," setzte er ruhiger hinzu, „aber Sie stehen zu tief unter mir, als daß ich mich ärgern sollte."

„Freilich — Lorbeer von Jena —!"

Diese Worte sagte Gries schon in der Thür und war sehr rasch auf der Treppe und das zu seinem Glück, denn Somberg war ihm bereits auf den Fersen. So schlug er nur die Thüre hinter ihm zu.

„Kanaille!"

„Und diesen mag Emma heirathen?" dachte er, „s lange ich lebe, niemals! Aber was ist nun zu thun?"

Sein erster Gedanke war, Karl aufzusuchen un ihm sein Geheimniß zu enthüllen; nun wußte er ja weshalb Jener ihn gefordert: man zeihete ihn der Un treue und der Falschheit — doch sein Eid — sein Eid den er dem Schatten seines Vaters geschworen! konnt er ihn brechen? Es galt sein Lebensglück, ja, sein Ehre, denn der verrathene Freund konnte seinem An denken schmähen!

„Du brichst den Eid nicht," dachte er, „aber d versicherst deine Unschuld, man wird, man muß di glauben!"

„Aber was dann? "fragte er sich — der Beweis wo da, daß man ihn des Verbrechens fähig hielt; „pfu

Karl! pfui Laura," rief er, „so war eure Liebe, so matt, so hohl!"

Glaubte man auch seinem Worte — konnte er um Laura's Hand bitten? der Vorwurf des Arztes, daß ihn ihr Geld locke, lastete bitter auf ihm. „Nein!" rief er, „es ist vorbei, fort, fort von hier und Liebe und Glück vergessen!" — Wie schwer es ihm auch wurde, sein Stolz half ihm dem Entschlusse treu zu bleiben und hätte er gewußt, wohin, er wäre auf der Stelle davongeritten.

6.

Es war am 18. April des Jahres 1809, als Schill, dessen Name schon in allen deutschen Gauen nur mit Enthusiasmus genannt wurde, an der Spitze seines Regiments aus Berlin wie zum Exercieren hinaus rückte.

Nachdem die Reiter etwa eine Meile auf der Straße nach Potsdam fortgetrabt, machte er plötzlich Halt, ließ einen Kreis schließen und hielt seinen Truppen eine begeisterte Anrede. Er wolle, sagte er, das Joch, welches seit dem Tilsiter Frieden so schwer auf Deutschland laste, nicht länger tragen; sein Vaterland, mit Füßen getreten, warte nur auf die Stunde der Erhebung und wer ihm folgen wolle, die erste Fahne der Freiheit zu schwingen, der möge das Schwert ziehen

und sich mit ihm in die Schaaren des Feindes stürzen. — „Hier," rief er, eine gestickte Brieftasche emporhaltend, „das ist von meiner Königin Louise, sie will es."

„Alles schläft, laßt uns die Ketten brechen, vorwärts, Gott hilft!"

Damit zog er den Säbel und jubelnd folgte ihm das ganze Regiment.

Das kleine Reitercorps wurde bald groß. Von allen Seiten strömten begeisterte Jünglinge hinzu, die Schmach ihres Vaterlandes zu rächen, und ebenso, wie der Franzose zuerst es bespöttelt, so fürchtete er es in kurzer Zeit. Denn es war überall, wo es galt einen Magazin-, einen Waffen- oder Fouragetransport zu nehmen ,oder eine vereinzelte französische Kolonne zu überrumpeln.

Ueberall wurde ein Aufruf an das Volk erlassen sich zu erheben, was bei der immer bedenklicheren Stimmung des Landes bald für die französische Herrschaft gefährlich genug wurde. Napoleon ließ daher den „Räuber Schill und seine Bande" für vogelfrei erklären.

Nichts konnte Somberg gelegener kommen, als die Nachricht, daß endlich die Kriegsdrommete geblasen wurde, er konnte sein Leben, dessen Blüthe geknickt war, nun frisch und fröhlich dem Vaterlande opfern und einen schönen, rühmlichen Tod sterben.

Rasch war der Entschluß gefaßt; doch ehe er abreist, folgen wir ihm noch zu Emma Winter, wo er hineilt, um ihr — wohl für ewig — Lebewohl zu sagen.

Emma ahnte nichts von dem, was vorgefallen. Eugen war in ihren Augen mit Laura so gut wie verlobt und er hatte noch gestern davon gesprochen, in diesen Tagen um ihre Hand zu werben; sie war deshalb äußerst befremdet, als er ihr seine bevorstehende Abreise verkündete.

„Du kehrst doch bald zurück," fragte sie, „es muß ein dringendes Geschäft sein, welches Dich abruft."

„Der Krieg," lächelte Eugen traurig, „er ist freilich ein dringendes Geschäft; ich will zum Schill'schen Freicorps gehen."

Emma ward bleich. „Du willst zu Schill," rief sie, „willst freiwillig in den Krieg — und — ich dachte, Du wärst glücklich!"

„Glücklich, ja ich hätte es vielleicht sein können!" — seufzte unser Held.

„So hat sie Dich ausgeschlagen?"

Eugen nickte bejahend. Er wollte Emma lieber bei dem Glauben lassen, als ihr sein Opfer vorwerfen. Er wußte, daß er sie noch unglücklicher machen würde, als sie es schon war.

Beide saßen eine Weile stumm neben einander, als

Somberg plötzlich Emma fragte, ob sie sich für einen Mann interessire.

„Wie kannst Du danach fragen!“ entgegnete Emma vorwurfsvoll, indem sie heftig erröthete.

„Aber Dir macht Jemand den Hof,“ fuhr Eugen fort, das Mädchen fixirend.

Lachend erzählte Emma ihre Begegnung mit Gries und dessen Zudringlichkeit, wurde jedoch bald wieder ernst, besonders als Eugen sie vor dem Arzt warnte und ihn ihr als einen Menschen schilderte, dem es wenig Gutes zutraue. „Lasse ihn nicht mehr in Dein Haus,“ bat er darauf, „wenn Du nicht doch and're Meinung bist.“

Das Letzte betonte er abermals.

„Eugen!“ bat Emma, „wie kannst Du so von mir denken — schone mich!“ und sie trocknete eine Thräne, die leise auf der glühenden Wange herabrann

„So liebst Du ihn noch!“ seufzte unser Held schmerzlich, während sein Blick voller Theilnahme auf der Unglücklichen ruhte, „armes Kind!“

Emma warf sich schluchzend an seine Brust. „Er ist ja wohl todt,“ seufzte sie, „und ich habe nur die Erinnerung!“

„Und das Elend!“ ergänzte Somberg finster.

Andern Morgens hatte er N.... verlassen, vorher jedoch an Karl einen Brief geschickt, in welchem er seine Unschuld betheuerte.

7.

Vor Magdeburg stieß unser Held zum Schill'schen Korps und hatte sogleich im Gefechte bei Dodendorf Gelegenheit, seinen Werth zu zeigen und sich dem Korps einzubürgern, was ihm auch vollständig gelang. Es ist nicht unsere Absicht die kühnen Thaten zu schildern, welche das Freikorps zum Erstaunen ganz Europa's ausführte, sie sind bekannt — wir berichten nur, daß Somberg auch seinerseits viel zu den glücklichen Erfolgen beitrug, so daß sein Name unter denen der bravsten und tüchtigsten Offiziere dieser Truppe genannt wurde. Besonders zeichnete er sich bei der Einnahme der kleinen Festung Dömitz aus, die mit durch seine Geistesgegenwart so schnell als unblutig ausgeführt wurde.

Unterdessen zogen sich jedoch die Wolken drohend über Schill zusammen; von seinem Könige desavouirt, im eignen Vaterlande von Vielen als ein bloßer Abenteurer angesehen, konnte ihm nur sein beispielloses Glück die Existenz fristen, da beträchtliche Streitkräfte von Seiten der Franzosen zusammengezogen wurden, „diesem Unwesen," wie sie es nannten, ein Ende zu machen.

Schill nahm jedoch Rostock und später ebenso leicht Stralsund, wo er sich festsetzte und schwur, diesen Ort, ebenso wie er sich einst gegen Wallenstein, so jetzt gegen die Franzosen zu halten.

Ein holländisches Korps war bereits gegen ihn im Anmarsche und gegen sein Erwarten wurde es durch dänische Truppen noch verstärkt. Die Kunde hievon beunruhigte die Gemüther und es herrschte schon Unzufriedenheit in den Reihen des Korps, welches das Spiel ihres Führers mit dem Weltbezwinger schon längst für allzu gewagt hielt.

Es kam zur Schlacht vor den Thoren Stralsund's; so tapfer auch das patriotische Korps sich vertheidigte, die Uebermacht des Feindes war zu groß, er drang in die Thore ein und während das Gefecht in den Straßen wüthete, streckte eine Kugel den heldenmüthigen Führer todt zur Erde.

Mit beispiellosem Muth und Todesverachtung fochten seine Waffengefährten, bis sie immer mehr eingeschlossen, endlich der Uebermacht erliegen mußten.

Somberg, der mit etwa fünfzig Reitern am Frankenthore hielt, war einer der Ersten, der die traurige Kunde von dem Tode Schill's erfuhr. Er hatte jetzt nur die Wahl zwischen einem ehrenvollen Tode oder schimpflicher Gefangenschaft.

Sich durchzuschlagen schien unmöglich und dennoch versuchte er es. Den Säbel hoch, durch das Kartätschenfeuer aus den Quergassen, sprengte er mit seinen Reitern in's Freie, brach durch die holländischen Küraſſire und erreichte mit zehn seiner Braven glücklich das

freie Feld. Doch hinter ihm folgte der Feind und schon blutete er aus einer tiefen Wunde.

Die müden Pferde hielten kaum noch aus, bald von den Verfolgern umringt, wurde auch diese Schaar zusammengehauen, da sie den Tod der Gefangenschaft vorzog.

Während dies in Stralsund vorging, müssen wir uns in N.... umsehen, welches Städtchen ebenfalls seit einigen Tagen von feindlichen Truppen besetzt ist.

Der Kommandeur einer holländischen Abtheilung, ein französischer Oberst Namens Düfort, war schon seit acht Tagen im Paulstein'schen Hause mit seinem Adjutanten, dem Lieutenant Marand einquartirt. Der General hatte für sie eine Reihe Zimmer einrichten lassen und seiner Dienerschaft befohlen, die Herren wie seine Gäste zu betrachten.

Karl war außer sich. „Hier," sagte er, „in diesem Hause, wo jeder Sohn unter preußischer Fahne gefochten und geblutet, hier sollen die Schergen des Kaisers wie Gäste geehrt werden? Vater, ich kann es nicht ertragen."

„Mußt," entgegnete Dieser finster, „Knabe, ich muß es lernen mit grauem Haar — und Du willst trotzen?"

„Aber es ist der Feind."

„Der König will's," unterbrach der General den

Jüngling, „und will er es auch nur gezwungen, so gehorcht man doch!“

Bald darauf traten Düfort und Marand, vom Doktor Gries geführt, ein, der selig war, jetzt als Franzosenfreund eine bedeutende Rolle spielen zu können.

Der Oberst, noch ein junger Mann, begrüßte den alten Herrn mit jener feinen Kourtoisie, die dem Franzosen eigen, während sein Adjutant seine stolze, übermüthige Haltung bewahrte.

Bald kam das Gespräch auf die Ereignisse, die sie hergeführt, und da die Zeitungen damals, der Censur wegen, selten viel Wahres brachten, hörte der General die Neuigkeiten vom Schill'schen Korps zum ersten Mal in einem Lichte, das ihrer würdig war, denn Düfort, so verächtlich er auch von der Unternehmung sprach, konnte den Heldenmuth Schill's doch nicht ohne gewissen Respekt erwähnen.

Als der General nun nach einigen Details fragte, spielte der Name Somberg in der Erzählung des Obersten bald eine Hauptrolle, ja es schien, als ob sich dieser für seinen kühnen Gegner interessire, denn immer wieder kam er auf ihn zurück und fragte endlich, ob der General die Familie dieses Offiziers kenne.

Kalt theilte der Baron dem Obersten mit, daß Herr von Somberg ihm früher bekannt gewesen, er ihn aber nur als Waise gekannt und nie Etwas von seinen Verwandten gehört habe. „Uebrigens,“ setzte

er hinzu, „ist der Name so verbreitet, daß Sie vielleicht einen Andern meinen als Den, von dem ich rede.“

Trotzdem daß er dies sagte, fühlte der General ebensowohl als Karl sehr gut, daß es Somberg sein müsse, der jetzt vielleicht dem Tode oder einer schimpflichen Gefangenschaft entgegen ging.

„Nun,“ entgegnete Düfort, „wir werden ja sehen, denn in einigen Tagen wird er todt oder lebend in unsern Händen sein.“

„Glauben Sie das so bestimmt?“ fragte Karl lebhaft, denn das Schicksal des Freundes ging ihm doch an's Herz, so gleichgiltig er auch bisher von seinem Verschwinden gesprochen hatte.

„So gewiß,“ rief Marand dazwischen, „ist die Räuberbande gesprengt, als die Gefangenen an die Galeeren geschmiedet werden.“

„Was — an die Galeeren?“ zürnte Karl, „es sind ehrliche Soldaten!“

„Räuber, die den Landfrieden gebrochen,“ unterbrach ihn Marand, während Düfort bejahend die Achseln zuckte.

„Entehren Sie Ihren Rock nicht mit solchen Worten,“ sagte Paulstein düster, „Napoleon mag im Zorn so Etwas gesagt haben, aber es ist dumm Zeug, kann es nicht, sind Kriegsgefangene wie alle Andern.“

„Leider nicht,“ bestätigte Düfort, „selbst das

preußische Kriegsrecht hat sie verurtheilt, und der Kaiser will ein Exempel."

„Das ist Tyrannei!" fuhr Karl auf, „verruchte..."

„St!" bedeutete der Oberst, „Sie reden zu Franzosen."

„Aber zu Soldaten, zu Offizieren!" rief Karl, „meine Herren, gestehen Sie, würden Sie, wenn wir in Frankreich ständen, nicht dasselbe thun? Würden Sie die Männer nicht achten, welche selbst gegen die Ordre ihr Leben in die Schanze schlagen, um den Fremden von ihrem Herde zu treiben?"

Düfort zuckte die Achseln.

„Der Kaiser ist im Frieden mit Preußen," wandte Marand ein, „Schill hat eine Bande gesammelt und hinterrücks unsere Besatzungen überfallen, Transporte weggeschleppt, friedliche Städte aufgewiegelt, er ist also ein Räuber und ein Empörer gegen seinen König, wie gegen unsern Kaiser, und darauf steht Tod und die Galeere."

„Die Galeere aber schändet, und sie haben ehrlich gefochten!" rief Karl heftig, „Eure Gefangenen hat Schill mit Ehren behandelt, und Ihr wollt so Vergeltung üben? pfui!"

„Der Kaiser will's!" wiederholte der Oberst, „wir gehorchen. Ich glaube übrigens, daß die Meisten den

Tod vorziehen werden. Lebendig haben wir noch nicht Viele gefangen."

„Und solche Leute will man entehren!" seufzte Karl.

„Die entehrt Nichts!" unterbrach ihn der General, „selbst die Galeere nicht, man kann sie brandmarken, wie man will, Ehrenmänner sind's doch."

Während sie in dieser Weise stritten, hatte Gries den Lieutenant bei Seite gezogen. Seit er den Namen Somberg's gehört, war sein Interesse lebhafter geworden, und die Toleranz, mit der Düfort sich äußerte, fiel ihm auf.

„Der Oberst," sagte er zu Marand, „scheint nicht ganz der Ansicht seines Kaisers zu sein."

„Bah — er muß, wenn es zum Handeln kommt — er hatte früher Verbindungen in Deutschland, und spürt, wo er hinkommt, einem gewissen Somberg nach, hat sich auch blos deshalb das Kommando geben lassen; vielleicht ist es ein Freund von ihm, den er gern aus der Affaire zieh'n möchte, vermuthe so Etwas."

„Würden Sie das zugeben dürfen?" fragte Gries berechnet.

„Er wird mir schon aus dem Wege geh'n und die Sache so einrichten, daß ich Nichts erfahre," entgegnete Marand, „nun — mag er auch, es ist seine Sache, und ich mag einem Kameraden nicht das Spiel verderben."

„Freilich," setzte er mit schlauem Lächeln hinzu, „ein eklatanter Fall, zur Anzeige gebracht, könnte mich befördern, aber wer denkt an so Etwas."

Gries verstand ihn vollkommen.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir des Fortganges der Bewerbung des Arztes erwähnen, der nun, von seinem Rival befreit, ernster zu Werke gegangen war.

Nachdem er auf einen Brief an Emma, worin er sie um die Erlaubniß, ihr einen Besuch machen zu dürfen, die Antwort erhalten hatte, daß sie Nichts wüßte, was er ihr mittheilen könne und deshalb für die Ehre danke, ging er, trotz dieser Abweisung, eines Abends hin.

Emma empfing ihn sehr kalt und bot ihm weder einen Stuhl an, noch trat sie von der Thür, die sie ihm geöffnet, zurück.

Gries, durch ihre Kälte etwas stutzig gemacht, platzte nun mit seiner Liebeserklärung geradezu heraus.

Obwohl sie dieselbe erwartet hatte und deshalb der Begegnung mit dem Arzte ausgewichen war, wurde sie doch durch seine Worte überrascht und wußte im ersten Augenblicke nicht, wie sie seinen Antrag abweisen sollte. Sie bat ihn daher, ihr bis morgen Zeit zu lassen, wo sie ihm schriftlich Antwort zu geben versprach. Gries, der eine so rasche Zusage

nicht erwartete — denn daß er einen Korb bekommen würde, dachte er nicht, da sie ihm freundlich die Hand bot — verließ sie auf ihren Wunsch, die freudige Hoffnung im Herzen, morgen Abend als Bräutigam wiederkommen zu dürfen. Aber wie täuschte er sich! — schon hatte er einige Blumen gekauft, sie der Geliebten zu präsentiren, als er folgenden Brief von ihr erhielt:

„Mein Herr," schrieb sie, „so ehrenvoll Ihr Antrag für mich ist, muß ich ihn dennoch ablehnen, da ich bereits durch eine frühere, wenn auch unglückliche Liebe, für dieses Leben gebunden bin. — Vergessen Sie mich, die Sie doch nur oberflächlich kennen, und wohl nur deshalb so hoch schätzen — ich werde daraus, daß Sie diese flüchtige Bekanntschaft aufgeben, sehen, daß Sie der Achtung würdig sind, die ich bisher Ihrem Charakter zollte. Leben Sie wohl und vergessen Sie mich."

Gries war wüthend als er dies las. „Diese frühere Liebe, den Mosje Habenichts, ziehst Du mir vor," zürnte er, „einem Manne, der herabgestiegen ist, Dir seine Hand anzubieten — Du ziehst mir Somberg vor — nun, wollen sehen, was Du sagst, wenn er auf dem Schaffot endet, oder man ihn an die Galeere schmiedet!"

Der letzte Wunsch schien sich zu erfüllen, denn

ferner Kanonendonner zeigte sehr bald, daß die letzte Stunde des Schill'schen Freikorps geschlagen hatte.

Sehen wir uns nun nach unserem Helden um, der, aus einer tiefen Kopfwunde blutend, ohnmächtig zu Boden gesunken, von seinen Verfolgern für todt gehalten, auf dem Felde liegen geblieben war. Bei ihm hält sein treuer Diener, der, dem Feinde glücklich entkommen, seine Wunde verbindet. Schon wird es dunkel und er hofft seinen Herrn im Schutze der Nacht nach R... zu bringen, wo er Freunde zu finden glaubt, die patriotisch genug sind, einen für vogelfrei erklärten Preußen aufzunehmen. Aber wie sollte er dahin kommen, wie Jemand finden, der sein Leben riskirte, einen Halbtodten zu erretten, der nicht einmal die Mühe mit Gold lohnen konnte?

Da sprengte ein einzelner Reiter heran — es war Karl, den die Unruhe, Etwas über das Schicksal seiner Kameraden zu erfahren, nach Stralsund getrieben hatte.

Peter rief ihn an. „Herr Baron, es ist Ihr Freund, um Gottes Barmherzigkeit willen, retten Sie ihn!"

„Eugen!" rief Karl und sprang vom Pferde. Im ersten Augenblicke Alles vergessend, was sie getrennt, setzte er sich neben den Ohnmächtigen auf die Erde und suchte einen Blick von ihm zu erhaschen, doch bald wieder an die Gefahr eines längeren Weilens

denkend, seufzte er: „Wo bringen wir ihn nur hin? wir haben französische Einquartirung!“

„Könnte man ihn nur zu seiner — zur Madam Winter schaffen,“ verbesserte sich Peter, „die würde ihn schon zu verbergen wissen.“

Unwillig erröthete Karl, als er durch diesen Namen an Somberg's vermeintliche Untreue erinnert wurde, doch das edlere Gefühl der Kameradschaft siegte, und nach kurzem Bedenken überließ er Eugen der Sorge seines Dieners, ritt nach R... und kam bald mit einem Wagen zurück, auf welchen unser Held gelegt wurde und in kurzer Zeit die Wohnung Emma's unbemerkt erreichte.

Es war Mitternacht, als Emma, durch ein Klopfen an der Thür erweckt, den Wagen vor ihrer Wohnung halten sah. Peter's Stimme hatte sie erkannt, und, ein Unglück ahnend — denn die Einnahme Stralsund's war ihr nicht unbekannt geblieben, — eilte sie die Treppe hinunter und öffnete das Haus.

Man trug den blutbedeckten, ohnmächtigen Eugen auf ihr Zimmer.

Der Schmerz und die Freude, ihn doch gerettet zu wissen, wirkten so heftig auf das arme Mädchen, daß sie in Thränen ausbrach, und, sich über den Theuern hinwerfend, die Anwesenheit Karl's und Peter's vergaß. Ihr Jammer und ihre Liebe schien ihn wieder in's Leben zu rufen, denn er öffnete die Augen,

doch sein Blick war stier und Fieberhitze glühte von seiner Stirn.

Karl, nachdem er versprochen, sie in der Pflege des Kranken unterstützen zu wollen, ging in eigenthümlicher Stimmung nach Hause. — Der Freund in Lebensgefahr, verwundet und jeder Verfolgung Preis gegeben, war in den Händen Derer, um die er seine Schwester verlassen, um deretwillen er die Freundschaft verrathen und Laura unglücklich gemacht — und doch konnte er weder ihn, noch sie hassen — ihn nicht, denn der Enthusiasmus für seine Thaten und die Schwere des Unglücks, das ihn verfolgte, ließ in ihm die alte Liebe erwachen — und sie — ihr Schmerz, die Hingebung dieses bleichen Mädchens hatte so etwas Rührendes, ihre Erscheinung war so rein, daß er es nicht nur nicht wagte, sie zu schmähen, sondern sogar durch sie sich angezogen fühlte.

Als er am andern Morgen Anna seine Erlebnisse mittheilte, rieth sie ihm, es Laura zu verheimlichen „denn," sagte sie erröthend, „Laura liebt ihn gar sehr und es würde sie schmerzen, daß eine fremde Hand ihn pflegt — aber der Vater muß es wissen."

So wurde denn auch der General in's Geheimniß gezogen.

„Unsre Pflicht, ihm zu helfen," meinte dieser „'s ist Ehrensache. Aber ihm den Doktor vom Hals halten!"

„Wer soll ihn aber kuriren?“ fragte Karl, der wohl einsah, daß sein Freund auf jede Weise verloren war.

Paulstein zuckte die Achseln. — Endlich sagte er nach einer Pause: „Werde mit Düfort sprechen.“

„Was, mit dem Franzosen!“ riefen Anna und Karl wie aus einem Munde, „das hieße ja ihn geradezu verrathen.“

„Düfort ist ein Ehrenmann,“ entgegnete der Alte und verließ das Zimmer.

„Nun ist Alles verloren!“ seufzte Anna.

„Ich hoffe das Gegentheil!“ rief Karl, der sich der Neugier des Obersten betreffs seines Freundes erinnerte. „Doch ich muß sehen, wie es ihm geht,“ damit verließ er Anna und eilte an das Krankenbett seines Freundes.

8.

Somberg lag im Wundfieber und phantasirte unaufhörlich. Seine Wunde war nicht gefährlich, aber der starke Blutverlust und die Aufregung, in der er sich während der letzten Monate befunden, machten seinen Zustand um so mehr bedenklich, als ihm die Lebenslust und der Lebensmuth fehlten, welche seiner kräftigen Natur hätten zu Hülfe kommen müssen.

Während Emma ihn verband und Gries, nach dem sie, als dem einzigen Arzt des Städtchens, geschickt hatte, erwartete, trat Karl ein — sein Freund erkannte ihn nicht.

„Laura!“ stöhnte er, „gute Laura! kommst Du zu mir — hast Du den Treubruch verziehen, ha ha — den schönen Treubruch! hilf mir, Karl — ich sinke um — dort, dort die Franzosen, herunter mit ihnen, schieß' sie vom Sattel, sie sind alle Verräther — arme Laura!“ rief er dann, wieder ruhiger werdend, „arme Laura, was mußt Du von mir denken!“

Emma seufzte. „Wenn nur Das nicht wäre,“ sagte sie, „er hat Ihre Schwester sehr geliebt.“

Befremdet, diese Worte aus Emma's Munde zu hören, sah Karl sie mit unverhehltem Erstaunen an.

„Es scheint doch nicht so," entgegnete er finster, „wenigstens wußte er sich zu trösten."

Emma, die keine Ahnung von der Ursache des Bruchs zwischen Eugen und Paulstein hatte, verstand diesen Ausruf nicht, und wollte eben antworten, als der Doktor hereintrat.

Gries, der vermuthete, daß Emma erkrankt sei, war nicht wenig erstaunt, Somberg verwundet und Karl an seinem Bette zu finden.

„Was?" rief er, „ein Schill'scher Offizier — da rühre ich nicht die Hand an!"

„Wer sagt Euch, daß Somberg im Freicorps diente?" entgegnete Karl düster, „er hat sich mit mir auf Säbel geschlagen, ich selbst habe ihn verwundet."

Ungläubig schüttelte Gries den Kopf. „Es ist meine Pflicht," sagte er, „den Vorfall der Ortsbehörde anzuzeigen."

Damit wollte er zur Thüre gehen. Emma hielt ihn zurück und beschwor ihn, nicht unmenschlich zu sein, doch Karl hatte bereits die Thür verriegelt.

„Doktor," sagte er, ein Terzerol aus der Tasche ziehend, „Ihr habt die Wahl — entweder schwört Ihr, das Geheimniß zu bewahren, und ich zahle Euch tausend Thaler, oder Ihr verlaßt dies Zimmer nicht lebendig."

„Mord!“ rief Gries erschreckt, „pah —“ sagte er dann, sich zu einem Lächeln zwingend, „auf Drohungen gebe ich nichts.“

„Gut,“ entgegnete Karl, den Hahn spannend, „so werde ich morden, schwört Ihr, oder nicht —“

Vor der entschlossenen Geberde des Jünglings fuhr Gries zurück.

„Schämt Euch,“ fuhr Karl fort, „einen unglücklichen Landsmann verrathen zu wollen; was hat er Euch gethan?“

Gries warf einen Blick auf Emma, die zitternd dem Wortwechsel zuhörte, ihr Auge hing an ihm und schien die Frage Karl's zu wiederholen.

„Er ist mein Feind, wie er der Ihrige ist,“ entgegnete er nach einer Pause zu Karl, „haben Sie ihm auch verziehen, so bin ich nicht so weich gestimmt und nicht so veränderlich.“

„Das sind Privatsachen,“ widerlegte ihn Karl heftig; „hier handelt es sich um das Leben eines braven Offiziers, meines Kameraden, jede persönliche Feindschaft muß schweigen.“

„Zu spät!“ hohnlächelte Gries, der vom Fenster aus gesehen, daß der Oberst Düfort sich nahte.

Karl folgte seinem Blick; „allein!“ rief er jubelnd „das ist ein Zeichen, daß er ihn retten will!“ damit eilte er zur Thüre und öffnete sie dem Obersten.

Düfort trat herein; sein erster Blick fiel auf Emma, die, ihn erkennend, sprachlos dastand und das Gesicht abwandte.

„Vergebung, Emma, Vergebung!“ rief Düfort und warf sich ihr zu Füßen. „Ueberall habe ich Dich gesucht, jahrelang nach dem Augenblicke geseufzt, wo ich zu Deinen Knieen mein Verbrechen, meine Treulosigkeit abbitten dürfte — Emma — Emma, verzeihe mir!“

Befremdet sahen Karl und der Arzt dem seltsamen Auftritte zu. Emma's Antlitz war in Thränen gebadet, als sie Düfort die Hand reichte, daß er aufstehen solle, welche er an sein Herz drückte. „Kannst Du — willst Du vergeben!“ rief er. „Emma, ich habe es schwer bereut, ich fühlte erst, was Du mir gewesen, als ich Dich leichtsinnig verlassen, und Dein Bild hat mir keine Ruhe gelassen — zufällig erfuhr ich, als ich mich vom Krankenbette erhob, daß Dein Vater Dich verstoßen — ich spürte Dir nach, eilte zu ihm — doch er war todt und Du verschwunden — Emma — kannst Du mir vergeben — ich liebe Dich noch, wie damals, mehr wie sonst — Emma — kannst Du nicht vergeben?“

Düfort sprach die letzten Worte in einem so herzzerreißenden Tone, daß selbst Gries davon gerührt wurde — doch wie erstaunte er, als Emma sich nun

an des Obersten Brust werfend — auf Eugen zeigte — und „rette meinen Bruder!“ hauchte. —

„Bruder!“ schrie Karl, „Ihr Bruder?“ und als ein Blick Emma's seine Frage bestätigte, warf er sich über Eugen's Bett und weinte Thränen der Freude. „Herrlicher, edler Freund!“ rief er, „wie konnte ich Dich verkennen! wie wird sich Laura freuen — aber,“ sagte er, sich zu Emma wendend, „warum verhehlte er es uns, daß Sie seine Schwester seien? Himmel, er ließ mich auf seinen Kopf schießen, konnte abreisen — ohne ein Wort zu sagen, das Alles gut gemacht hätte — wir glaubten, daß er Sie meiner Schwester vorzöge.“ —

„Was?“ schluchzte Emma, „darum — das war der Grund seines Unglücks — o Gott,“ betete sie, „das kannst Du allein ihm lohnen — ja — Herr von Paulstein — Sie kennen ihn noch nicht ganz — weil er seinem Vater geschworen, das Geheimniß meiner Schande nicht zu verrathen — um mich nicht bloßzustellen — brachte er also sein Lebensglück zum Opfer — und mir hat er kein Wort davon gesagt! —“

Diese rührende Scene weiter auszumalen, wo der ganze Edelmuth Somberg's sich offenbarte — reicht unsere Feder nicht aus. Selbst der Arzt war dergestalt davon erschüttert, daß er von selbst gelobte, Somberg wieder herzustellen, und der Dank Emma's

für diesen edlen Vorsatz begeisterte ihn dermaßen für seine Sinnesänderung, daß er sogar versprach, ihm selbst zur Flucht behülflich sein zu wollen.

Karl eilte nun zu seiner Schwester, sein volles Herz auszuschütten und ihr eine Freude nicht länger vorzuenthalten, die sie so wenig erwartete.

Noch an demselben Tage, nachdem Somberg durch die Kunst seines früheren Feindes das Bewußtsein wieder erhalten hatte, fand an seinem Bette die Verlobung zwischen ihm und Laura statt, unter dem Segen der Eltern, die mit ihrer Tochter sich zu ihm begeben hatten.

Düfort ließ sich mit Emma trauen — einen Tag später gelang es Somberg, einer etwaigen Verfolgung dadurch zu entgehen, daß er ein englisches Schiff bestieg, welches in der Nähe der Küste kreuzte.

Gries, der ihn dorthin gebracht, fand seinen Lohn in der Freundschaft Emma's, und mehr noch in dem Patent als kaiserlicher Regimentsarzt, welches ihm Düfort, ehe er seinen Abschied nahm, um sich in Pommern niederzulassen, verschafft hatte; während er Marand, der in der Sache ein Auge zugedrückt hatte, zu einem guten Kommando empfahl.

Preußen schüttelte in einigen Jahren das französische Joch ab, und aus den Freiheitskriegen kehrte Somberg nach R... zurück, die Myrthe durch den

Lorbeer zu flechten, in welchem Beispiele ihm Karl folgte, dessen junge Frau noch spät — sobald man irgend Etwas gegen ihren Schwager hatte, lächelnd jene Worte: „Ich kann's nicht glauben," wiederholte, welche sich so zur Freude und zum Glücke Aller erfüllt hatten.

Des Briten Rache.

1.

„Weine nicht, Toni, Du machst mir das Herz nur schwerer, sieh' wie unsere kleine Lucie munter aufschaut; sieh' diesen Blick unschuldigen Gottvertrauens, Toni, wie das Kind nichts Arges denkt und für sich den Himmel sorgen läßt, so wollen auch wir die Hoffnung unserer Liebe ruhig unter den Schirm Dessen betten, der unsere Wege zusammengeführt und gewiß nicht, um sie für ewig zu trennen!"

Damit legte Eduard Rasleigh den Arm um den weißen, schöngebogenen Hals des geliebten Weibes und zog sie an sich, während er mit der Hand die Wange des auf ihrem Schooße ruhenden Kindes streichelte. Toni lehnte ihr Haupt an die Brust des Gatten; nicht so ruhig wie seine Worte hörte sie dort das Herz klopfen und das rasche, glühende Schlagen seiner Pulse ließ immer heftiger ihre Thränen fließen — sie fühlte, daß der starke ernste Mann jetzt zitterte, sie fühlte wie sie geliebt war und wie der Ruf des Schicksals auch ihn erschütterte.

Rasleigh mußte sie verlassen — vielleicht auf Jahre — vielleicht für immer!

Vier Jahre sind es her, daß sie ihn kennen gelernt. An der Hand ihrer Mutter, einer ehrsamen Bürgerswittwe der Provinzialstadt B . . . im westlichen Frankreich, ging sie eines Tages zum Kirchhof, um auf dem Grabe des dahingeschiedenen Vaters zu beten. Beide, Mutter und Tochter, waren einander Alles und die Noth knüpfte das Band immer enger; eine Arbeit ernährte Beide gleich kümmerlich, jede Thräne, jede Freude glänzte in Beider Augen und erwärmte Beider Herz.

Es war Sonntag. Mutter und Tochter hatten ihr Festkleid angezogen und wenn die einfache Toilette im Stande war, das würdige Aussehen der Matrone zu erhöhen, so konnte das schmucklose dunkle Gewand die graziöse Gestalt der Jungfrau nicht verhüllen, deren anmuthvolle Erscheinung die Blicke manches Vorübergehenden länger auf sich haften ließ, als es die keusche Wange des Mädchens ohne Erröthen bemerken mochte. Wir sagen die Wange, denn das Auge, zu Boden geschlagen, verrieth nur das Gefühl des Triumphes, welchen die Schönheit davongetragen und dessen sich jedes Weib erfreut — freilich ist die Art der Freude sehr verschieden.

Toni war halb Kind, halb Mädchen, es wurde ihr daher sehr wohl zu Muth und ohne zu wissen, warum

strahlte ihr Auge und es war ihr, als ob die Frühlingssonne ihr Herz beschiene.

Eine Bettlerin saß am Wege. Schon wollten Beide vorübergehen, als die auffallende Blässe des Antlitzes ihre Aufmerksamkeit erregte und die Worte der Armen: „Ich habe seit zwei Tagen Nichts gegessen," ihr Mitleid erweckten. Dies wurde mit so zitternder und matter Stimme gesprochen, daß an wirklichem Elend hier nicht zu zweifeln war. Toni griff in die Tasche und zog einen kleinen, dünnen Geldbeutel heraus. Als sie jedoch die Finger hineinsteckte, stutzte sie plötzlich, erröthete und warf einen fragenden Blick auf die Mutter.

„Nun?"

„Ich habe nur das Fünffrankenstück, unser ganzes Vermögen," lispelte sie.

„Wir wollen es wechseln," entgegnete die Mutter ebenso leise und Beide waren im Begriffe, weiter zu gehn, als Toni noch einen Blick auf die Bettlerin warf.

Dieser stürzten die Thränen aus den Augen, ihre Hoffnung schien abermals getäuscht und erschöpft sank sie zurück.

Da siegte das Mitleid über jede Besorgniß, Toni sprang hinzu, drückte der Armen das Geldstück in die Hand, hob sie auf und führte sie selbst in eine Kellerwirthschaft des Nebenhauses, wo sie ihr Speise reichen ließ und dann, von Segenswünschen begleitet, thränenden

Auges zur Mutter zurückeilte, welche sie draußen erwartete.

Beide setzten ihren Weg fort, unbekümmert um einzelne Neugierige, welche Toni's christliche Handlung mit lauter Stimme lobten — statt das Liebeswerk fortzusetzen.

Die Straße wurde einsamer, der Friedhof lag vor ihnen. Toni bemerkte, daß ein Herr, welcher ebenfalls Zeuge der Scene mit der Bettlerin gewesen, ihnen folgte. Er trat sogar mit ihnen in den Kirchhof.

Toni führte die Mutter zum Grabe des Vaters. Der Todtengräber erwartete sie schon, er wußte, daß sie alle Sonntage kamen und ihm eine Blume, einen Kranz abkauften, um damit die theure Erde zu schmücken. Heute hatte er einen schönen Rosenstock; wie gern hätte ihn Toni gekauft, der Mann forderte nur wenige Sous. — Als sie seine Anerbieten ausschlug, stand der Fremde vor ihnen.

„Fräulein haben vergessen Geld," sagte er in gebrochenem Französisch, mit dem Accent eines Engländers, „ich erlaube mir Ihnen das zu offeriren." Damit nahm er die Rose aus der Hand des Todtengräbers, drückte ihm ein Goldstück in die Hand und setzte die Rose vor Toni auf die Erde, da dieselbe erröthend eine ablehnende Bewegung machte.

„Wir können das unmöglich annehmen," ergriff

die Mutter das Wort — aber der Fremde zog seinen Hut und ging, nachdem er sich verbeugt hatte, davon.

Als die Damen nach einiger Zeit den Kirchhof verließen und Toni sich zufällig umsah, folgte ihnen der Fremde abermals.

Am andern Tage klopfte es an die Thüre, wieder stand der Fremde vor ihnen. Wie gern hätte Toni jetzt die Schuld zurückgezahlt, wie erröthete sie bei dem Gedanken, er möchte ahnen, daß kein Pfennig im Hause, daß sie gestern nichts gegessen hatten und daß sie die Gabe nicht zurückerstatten konnten.

Zum ersten Male schämte sich Toni ihrer Armuth; das Geschenk, welches richtiger Takt zurückgewiesen, mußte jetzt doch angenommen werden. — Der Fremde bat, ihn zu ihrer Mutter zu führen.

Er erzählte derselben, daß ihm Toni's Benehmen aufgefallen sei und er sich nach ihren Verhältnissen erkundigt habe. „Hören Sie," schloß er, „Ihre Tochter ist ein braves Mädchen und gefällt mir sehr, ich werde öfter kommen und wenn ich ihr gefalle, werde ich sie heirathen."

Die Art und Weise mit welcher diese Worte gesprochen wurden, zeigte, daß es dem Engländer durchaus Ernst mit seiner Bewerbung war und je mehr auch die Kürze derselben Toni's Mutter überraschte, desto froher war ihr Herz, denn diese Art zu freien ließ auf einen ehrlichen, offenen Charakter schließen.

Es war Nichts einzuwenden, alle Fragen über seine Verhältnisse beantwortete der Engländer kurz:

„Ich habe Geld und kann machen was ich will, ich heiße Rasleigh, bin ein Gentleman und werde die Beweise bringen vor der Hochzeit.“

Damit war die Sache abgemacht. Er kam täglich, Toni gewann ihn immer lieber, und hatte sie anfangs zuweilen über seine Eigenheiten gelächelt, so verehrte sie bald den Mann schwärmerisch, welcher neben vielen guten Eigenschaften eine Energie des Willens zeigte, wie sie ihr bis jetzt nicht vorgekommen. Toni war nicht ohne Hang zur Romantik und Rasleigh's offenes und doch (in dem, was seine Person betraf) oft verschlossenes Wesen war gan zdazu geeignet, ihn zum Helden einer an Verehrung grenzenden Liebe zu machen.

Dazu besaß sie ein Bild von ihm, dessen Anblick sie täglich an den Geliebten erinnerte und ihr seine Züge einprägte. Rasleigh hatte es selbst gezeichnet. Eines Tages, als ihn Toni fragte, was er denn eigentlich sei, hatte er lächelnd geantwortet: „ein Maler,“ und zum Beweise seiner Fertigkeit in flüchtigen Zügen ihr und sein Portrait entworfen. Die Aehnlichkeit war überraschend.

„Ja,“ fügte er scherzend hinzu, als Mutter und Tochter sein Talent bewunderten, „wenn es mir einmal recht schlecht geht, kann ich mir noch immer mit Malen mein Brod verdienen.“

Toni's Mutter sah auf, — der Moment schien ihr günstig, etwas über die Verhältnisse Rasleigh's zu erfahren. Die ungeheuren Geldmittel über welche er zu gebieten schien, waren ihr längst aufgefallen; je größer der Unterschied zwischen dem reichen Manne und der armen Braut wurde, desto mehr wuchs ihre Besorniß, daß ihm seine Verwandten Hindernisse in den Weg legen würden.

„Sie sollten jetzt schon anfangen, für Geld zu arbeiten," sagte sie, „oder sind Sie zu stolz dazu?"

„Nein," erwiderte er, „aber soll ich bedürftigen Malern ihr Brod nehmen? — ich habe genug Vermögen."

„Ihr Herr Vater ist wohl sehr begütert? — ist er auch ein Kaufmann, wie die meisten Engländer?" fragte die Alte weiter.

„Mein Vater ist Gentleman und sehr reich," entgegnete Rasleigh kurz und in einem Tone, der deutlich zeigte, daß er dies Thema abgebrochen wünsche.

Gleich darauf wandte er sich zu Toni und sagte: „Ich könnte nicht ein Mädchen lieben, welches den Mann nach seiner Stellung taxirt; nicht wahr, Ihnen ist es gleichgültig, was ich bin!"

Toni nickte ein Ja und Eduard drückte ihr warm die Hand.

Es war dies nicht das erste Mal, daß er es that, Rasleigh war nicht der Mann, welcher langsam

zu Werke ging. Längst hatte er sich schon alle jene kleine Freiheiten erlaubt, die einem begünstigten Liebhaber zu Theil werden und es fehlte ihm nur das Jawort der Mutter, um wirklich das zu sein, was er in der Wirklichkeit war — Toni's Bräutigam.

Es verstrichen einige Wochen, er wollte Gewißheit haben, daß Toni's Gefühle für ihn tiefer, beständiger Natur waren; er sah bald, daß sie ihn liebte.

Da wiederholte er seinen Antrag bei der Mutter.

„Haben Sie die Einwilligung Ihrer Eltern?" fragte diese.

Rasleigh sprach nie eine, auch nicht die kleinste Unwahrheit. Wenn er nicht antworten konnte, so schwieg er.

Dies that er auch jetzt.

„Ohne diese," fuhr Toni's Mutter fort, „kann kein Segen auf der Verbindung ruhen und mein Kind nicht Ihren Namen führen."

Rasleigh räusperte sich.

„Ich weiß," sagte er, „das vierte Gebot, aber in England haben die Leute Etwas, das nennt man hier den Spleen. Mein Vater will nicht, daß ich heirathe arm und wenn er auch Toni sehen könnte und wünschte, daß ich sie heirathe, würde er doch nicht Einwilligung geben, da er mir einmal gesagt hat, ich soll heirathen die Tochter von seinem Freunde.

Ich werde aber das nicht thun und an ihrer Stelle die Toni nehmen. Er braucht das nicht zu wissen, er ist alt und London ist sehr weit."

„Was sagt Ihre Frau Mutter dazu?" fragte die Matrone seufzend.

„Die ist todt."

Rasleigh erhielt — was er nicht erwartet — einen Korb.

Trotz der Thränen Toni's, trotz seiner Bitten, blieb die Mutter standhaft; ihr letztes Wort war, er solle die Einwilligung seines Vaters holen, dann würde sie glücklich sein, ihm Toni zu geben.

Rasleigh antwortete nichts.

Zu Toni sagte er im Nebenzimmer:

„Ich thue, was ich will, und ich werde Dich heirathen."

Damit ging er fort. Drei Wochen ließ er sich nicht sehen.

Toni saß mit verweinten Augen neben ihrer Mutter. Das Ausbleiben des Geliebten hatte für sie etwas Unbegreifliches; er hatte doch versprochen wieder zu kommen und was er sagte, darauf baute sie wie auf Gottes Wort. Als er mehrere Tage nicht kam, fiel ihr plötzlich etwas ein. — Er ist fortgereist — nach England! — Dieser Gedanke machte sie zittern — und ihre Phantasie kämpfte in schrecklichen Bildern mit ihrer sehnenden Hoffnung.

So vergingen Tage, Wochen.

Ihre Wangen wurden bleich von nächtlichem Weinen, vom stillen, verschlossenen Kummer. Unruhe faltete die Stirn, sie zuckte bei jedem Knarren der Treppe.

Da hörte sie plötzlich seine Tritte, ihre Wangen erglühten.

Auch die Mutter erkannte den Tritt und wartete nicht ohne Unruhe auf das, was Rasleigh bringen würde. Das veränderte Aussehen ihrer Tochter war ihr nicht entgangen, sie fürchtete für ihr Kind und der jetzige Augenblick sollte für die Zukunft desselben entscheidend sein! — denn, dachte sie, er hat jedenfalls nach Hause geschrieben, — die Antwort ist da.

Rasleigh trat ein.

Toni hatte sich erhoben, er legte seinen Arm um sie, zog sie an sein Herz und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

Dann erzählte er der über dies Benehmen erstaunten Mutter, daß er mit einem Prediger gesprochen habe, daß das Aufgebot bereits geschehen sei und ihm nichts mehr im Wege stehe Toni zum Altar zu führen, als ihre Erlaubniß und ihr Segen.

„So hat Ihr Vater eingewilligt," rief die Mutter freudig überrascht, während Toni's Wangen erglühten.

Rasleigh schüttelte verneinend den Kopf.

Er hatte das Aufgebot besorgt, von den Kanzeln war seine und Toni's Verlobung bekannt gemacht, ohne, ja gegen die Einwilligung der Mutter seiner Braut. Diese mußte jetzt den stürmischen Bitten ihres Kindes nachgeben, aber sie that es mit wehmüthigem Herzen. Ihr Vertrauen auf Rasleigh war erschüttert und sie fühlte, daß kein Segen auf dieser Ehe ruhen könne, welche er ohne Vorwissen seines Vaters schloß und deren Vollziehung ihm durch ein Betrug gelungen war.

So schmerzlich es auch Toni berührte, ihre Mutter nicht heiter zu sehen, war sie doch überaus selig und dies um so mehr, als Rasleigh sich durchaus keine Vorwürfe über seine Handlungsweise zu machen schien.

„Mein Vater," sagte er, „hat seinen Willen und ich den meinen, ich weiß besser, was mich glücklich machen kann als er, ja, mein Vater hätte in meiner Stelle ebenso gehandelt, — was aber Deine Mutter betrifft, Toni, so ist sie eine gute Frau, ein wenig pedantisch und ich konnte daher die Sache nicht anders arrangiren!"

Noch demselben Abend erhielt Toni von ihrem Geliebten eine überaus glänzende Aussteuer, welche er mit der peinlichsten Sorgfalt hatte besorgen lassen, so daß kein Hinderniß obwaltete, die Verbindung noch in derselben Woche zu schließen. Toni's Mutter hatte

es sich jedoch nicht nehmen lassen, vorher einen Brief an Herrn Rasleigh nach London zu senden, worin sie dem Vater Eduards den von uns geschilderten Vorgang mittheilte.

Rasleigh ließ es gern geschehen, denn er wußte, daß das Schreiben nie an die wahre Adresse gelangen würde, worüber er sich auch offen zu Toni aussprach.

So wurde die Ehe geschlossen, die Flitterwochen vergingen, aus London kam keine Antwort und Toni's Mutter, welche ein schwere Krankheit plötzlich auf das Siechbett warf, schloß die Augen, ohne mit Ruhe auf die Zukunft ihres Kindes sehen zu können.

Ihr Segen war von Seufzern begleitet und erst an dem Todtenbette der Mutter, der einzigen Verwandten, die ihr bisher zur Seite gestanden, fühlte Toni zum ersten Male eine Beklemmung, es war als ob die Besorgnisse der Dahingeschiedenen auf sie übergegangen wären.

Jahre sind verstrichen, Toni ist Mutter eines Kindes und immer noch die glückliche Gattin Eduards.

Da bringt der Postbote eines Tages einen Brief mit dem Stempel „London" und einem Wappen, welches die Herzogskrone trägt.

Rasleigh erbricht ihn, — Todtenblässe bedeckt sein Antlitz.

Der Brief ist von seinem Vater; das Datum des Schreibens vom vorigen Monat.

„Kehre heim, wenn Du mich noch am Leben treffen und meinen Segen empfangen willst," schrieb der alte Herr, „ein Schlaganfall hat mich gelähmt und der Arzt befürchtet eine baldige Wiederholung des Uebels, dem ich dann wohl nicht entgehen werde."

Rasleigh warf einen Blick auf's Couvert, der Brief war nach Paris adressirt und ihm von dort zugeschickt worden. Er war nämlich, ehe er Toni begegnet, auf einer Reise durch den Kontinent begriffen und hatte, seit er sich in B... niedergelassen, seinem Vater geschrieben, alle Briefe nach Paris zu senden, da er sie von dort aus am sichersten erhielte.

Auf diese Weise war es ihm gelungen, den jahrelangen Aufenthalt an einem Ort, welcher Verdacht erregen mußte, dem Vater zu verbergen, welcher ihn bald in Paris, am Rhein oder noch weiter, in Athen vermuthete, welcher Ort Eduards anfängliches Reiseziel sein sollte.

Rasleigh liebte seinen Vater, freilich auf eine etwas vornehme Weise, d. h. mit weniger Herz, als man es am Heerd des Bürgers oder in der Hütte des Bauern findet; aber er liebte ihn doch genug, um durch diesen Unglücksfall tief ergriffen zu sein und es zu bereuen, daß er ihn so sehr vernachlässigt hatte. War er ihm durch die lange Abwesenheit entfremdet, so erwachte jetzt, wo der Verlust ihm vor Augen

stand, das alte kindliche Gefühl und er schwankte keinen Augenblick, Weib und Kind zu verlassen, um an das Todtenbett seines Vaters zu eilen.

Wir schilderten dem Leser, im Anfange unserer Erzählung, seinen Abschied von Toni und wenn wir sagten, daß Rasleigh eine heftige innere Bewegung verrieth, so war diese wohlbegründet. Abgesehen von dem Schmerzlichen der Trennung, drückte ihn die Sorge um das leibliche Wohl seiner Familie. Er bezog nämlich seine Wechsel ebenso wie seine Briefe über Paris, den Baarvorrath seiner Kasse gebrauchte er zur Reise und wenn er auch durch seinen pariser Freund neue Summen verschrieb, so trafen diese erst nach seiner Abreise ein. An „Mistreß Rasleigh" durfte er nun aber nicht wagen einen Brief zu adressiren, da sein Geheimniß sonst zu leicht verrathen worden wäre. Er hatte, als ältester Sohn, ein ungeheures Erbe zu erwarten, mußte aber dennoch überaus vorsichtig sein, da sein Vater, wenn er von seiner heimlichen Ehe etwas erfuhr, andere Dispositionen getroffen hätte und — an Leuten, welche spioniren, fehlt es in solchen Fällen nie.

Rasleigh besaß jedoch einen Freund in B..., welcher so ziemlich in sein Geheimniß eingeweiht war. Diesem, einem Doktor Morier, beschloß er, die Sorge für seine Lieben anzuvertrauen.

Morier war stets ein dienstfertiger Freund ge-

wesen, Rasleigh zählte auf seine Redlichkeit und sein Interesse für ihn, welches er oft so an den Tag gelegt und bat ihn daher, die Gelder und Briefe, welche er senden würde, Toni zuzustellen und ihm wiederum die Antwort seiner Gattin zuzusenden.

Morier versprach es, und schweren Herzens, aber mit weniger Sorge, verließ Rasleigh B.... und eilte nach London.

2.

Monate sind seit Rasleigh's Abreise vergangen, Toni dünkten es Jahre. Einen einzigen flüchtigen Brief hatte sie von ihm erhalten, als Antwort auf ihre vielen, liebevollen Ergüsse.

Rasleigh schrieb:

„In aller Eile setze ich mich hin, theures Weib, Dir für Deine herzlichen Zeilen, welche mir Morier übersandt, zu danken.

„Mein Vater ist, Gott sei Dank, auf dem Wege der Besserung, und ich habe Hoffnung, ihn mir erhalten zu wissen. Sein Zustand ist jedoch äußerst gefährlich, ein geringer Fehler in der Diät, eine Erkältung, der kleinste äußerliche Einfluß kann seinen plötzlichen Tod herbeirufen, und Du wirst einsehen, daß ich ihn unter diesen Umständen nicht verlassen kann. Ich habe übrigens Morier Gelder für Dich

gesandt, welche Dich in Stand setzen werden, Dir und unserer kleinen Agnes einige Zerstreuungen machen zu können. Küsse sie in meinem Namen herzlich und verzeihe mir, wenn ich mit diesen wenigen Worten, aber mit desto heißeren Wünschen für Dein Wohl, Dich grüße.

Dein treuer

Eduard."

Toni hatte, als sie dies las, keine Worte — nur Thränen. Geld schickte er ihr, aber kaum einen Gruß — kein Wort von seiner Liebe, von seinem Herzen!

Morier, der ihr den Brief gebracht, stand noch im Zimmer. Während sie las, hatte er weggeschaut und gethan, als mustere er die Gemälde des Zimmers, sein Auge aber schielte zu ihr hinunter und ein unruhiger, lauernder Blick haftete auf der unglücklichen Frau.

Der Doktor Morier war ein langer, etwas hagerer Mann, sein Aeußeres hatte wenig Einnehmendes, wenn er jedoch sprach, erweckten seine Worte Vertrauen. Er wußte dem Tone seiner Mienen etwas Gutmüthiges, Interessantes zu geben, ohne Neugier zu verrathen und dies war es hauptsächlich, was Rasleigh an ihm schätzte, nachdem ihm die seltene Geistesbildung des Doktors aufgefallen. Eine einzige Schwäche besaß Morier, die er jedoch stets zu bemeistern suchte, es

war die, unbegrenzter Eitelkeit. Rasleigh gegenüber hatte dieser Fehler beigetragen, ihn in dessen Achtung zu heben, denn Moriers Eitelkeit beruhte vornehmlich auf der Autorschaft eines Buches, welches Aufsehen gemacht, und dem Engländer gefiel der Stolz eines armen Gelehrten, der durch seine Geistesbildung sich mit der Geld- und Geburts-Aristokratie auf gleiche Stufe stellt. Toni hatte dagegen stets einen instinktartigen Abscheu gegen ihn gefühlt und mit der scharfen Beobachtungsgabe eines Weibes in dem gutmüthigen Lächeln der gefälligen Freundschaft eine Maske gesehen, welche einen ehrbegierigen, leidenschaftlichen Charakter verbarg, der mit eiserner Konsequenz nach seinem Ziele strebt.

Umsonst äußerte sie sich hierüber zu Rasleigh; dieser blieb in seiner Freundschaft wie in seiner Ueberzeugung unwandelbar. Als er abgereist war und dem Doktor die Sorge für Toni übergeben hatte, zog dieser, was Toni nicht erwartet, sich auffallend von ihr zurück, er besuchte sie zwar häufig, um sie über das Ausbleiben der Antwort ihres Gemahls zu beruhigen, war jedoch immer nur kurze Zeit bei ihr, gleich als fürchte er, sich oder die Gattin seines Freundes durch zu interessirtes Wesen in üblen Ruf zu bringen.

Heute, als Toni den ersten Brief Rasleigh's von ihm erhalten, war er anfänglich, ihrer Freude gegenüber, sehr einsylbig. Jetzt, als die Seligkeit Toni's

durch das kühle Schreiben einem gedrückten, beengenden Gefühle Platz machte, näherte er sich ihr mit Theilnahme und als errathe er ihre Stimmung, fing er an sie mit Wärme zu trösten.

„Ihr Herr Gemahl," sagte er, „ist, wie er mir schreibt, mit Geschäften überhäuft, er muß die Papiere seines Vaters ordnen — es scheint, als ob es sich dabei um ein bedeutendes Interesse handelt."

„Was," unterbrach ihn Toni, „sind es Verluste, sprechen Sie offen!"

„Er schreibt nichts Genaues," fuhr Morier fort, „aber ich fürchte, daß es sehr schlimm steht, sonst würde Herr Rasleigh bedeutendere Summen geschickt haben."

„Guter Eduard — also das ist es — und er hat doch an mich gedacht!" schluchzte Toni, welche schon an einen Bankerutt dachte.

„Herr Doktor, schreiben Sie ihm gleich, daß es mir an nichts fehlt, daß ich wohl versorgt bin und senden Sie das Geld zurück, — ich kann mich ja einschränken!"

Damit schob sie Morier das noch uneröffnete Paketchen mit Banknoten hin, welches er ihr, als von Rasleigh geschickt, mit dem Briefe gebracht hatte.

Morier zögerte mit der Annahme; als Toni jedoch dringender wurde, steckte er das Päckchen wieder ein.

„Also ist Eduard's Vater doch Kaufmann, ich dachte

es immer!" murmelte Toni, welche über die wahren Verhältnisse Rasleigh's noch sehr im Unklaren war, denn selbst zu der Gattin hatte der Engländer nur selten seiner Familie erwähnt und sie als sehr begütert geschildert, aber ihrer gesellschaftlichen Stellung stets ein tiefes Dunkel bewahrt.

Morier lächelte geheimnißvoll, sein Blick sagte, daß er mehr wisse, als Toni ahne, und daß er nicht unerbittlich sein würde, darüber zu sprechen.

Toni sah ihn befremdet an. Sie hätte gern gefragt, aber sie fühlte, daß es sie herabsetzen mußte, von einem Fremden Geheimnisse zu erforschen, welche ihr Gatte vor ihr verborgen.

„Ein Kaufmann," sagte Morier plötzlich und in einem Tone, als koste es ihm Anstrengung etwas für Toni Schmerzliches zu sagen — „ein Kaufmann kann Bankerutt machen und doch wieder sich erheben, aber wo das Gericht einschreitet, wenn es einem Falsum auf die Spur kommt —"

Toni erbleichte, der Doktor brach ab.

„Ich sehe, Sie ahnen Nichts und Ihr Gatte hat Recht, Ihnen die Angst zu ersparen, Gott gebe, daß er Ihnen niemals etwas zu entdecken hat!"

Damit verließ er das Zimmer.

Von den schrecklichsten Zweifeln, Angst und Besorgnissen gequält, überließ sich Toni ihren Träumen — immer fürchterlichere Bilder schuf ihre Phantasie,

immer dunkler gestaltete sich der Traum der Zukunft, sie ertrug es nicht länger, sie mußte Gewißheit haben!

Mit wogender Brust, thränendem Auge und zitternder Hand schrieb sie an Rasleigh, bat, beschwor ihn, ihr Alles zu sagen, sie wolle Noth und Elend mit ihm theilen, nur Gewißheit solle er ihr geben.

Wie schmerzte es sie, den Brief zu Morier schicken zu müssen, wie drückte es sie, daß ein Anderer die Adresse ihres Gatten wußte und sie nicht! — Das Bild ihrer Mutter stand ihr vor Augen und sie dachte an das Wort derselben: „Kein Segen kann auf einer solchen Ehe ruhen!“ — es hatte sich bewährt!

Abermals vergingen Wochen, von Rasleigh kam keine Antwort!

Da Toni das Geld ihm zurückgesandt hatte, litt sie jetzt Noth. Doch sie arbeitete gern und es machte ihr Freude, wie früher einige Francs zu verdienen, um sich und ihr Kind zu ernähren, — wie gern hätte sie auch für ihn gearbeitet, wenn er nur zurückgekommen wäre, und ihr Herz keine Sorge, keine Angst gehabt hätte, — so fielen bitt're Thränen auf ihre Arbeit und das vom Weinen geröthete Auge brannte schmerzlich beim fahlen Scheine der Lampe.

Da brachte Morier wieder einen Brief, — endlich! — ach, sie hätte aufschreien mögen vor Freude und Angst, — der Brief mußte ja Gewißheit bringen, mußte ihre Thränen trocknen!

Sie las — ja, der Brief brachte Gewißheit, aber entsetzliche Gewißheit! — Rasleigh war auf dem Wege nach Amerika — verarmt und entehrt floh er ihren Anblick, damit ihm dieser nicht das Herz bräche. — Sie sollte ihn nie wiedersehen!

Ohnmächtig sank sie auf's Sopha. — Morier regte sich nicht, ihr zu helfen. Als sie erwachte, stand er da, wie vorhin, den Blick kalt und fremd.

„Unglückliche Frau," sagte er, „ja, Sie sind betrogen, ich habe es längst geahnt — vergessen sie ihn!"

Der weiche Ton seiner Stimme kontrastirte seltsam mit dem kalten, gefühllosen Blick des Auges, — Toni erschrak vor ihm.

„Ich werde wiederkommen," sagte er dann leise und verließ geräuschlos das Zimmer, es war als ob der stiere Blick Toni's ihn hinaustrieb und seinen Rücken krümmte — er sah aus wie das böse Gewissen, und Toni's Seele zitterte, — ein dunkler Verdacht — aber nein! da stand es ja, sie hatte ja den Brief, die Handschrift Eduard's vor Augen!

Die Lage Toni's wurde immer trauriger, rathloser. Als das letzte Geld ausgegeben war, und der spärliche Erwerb nicht hinreichte, den Lebensunterhalt zu fristen, sah sie sich genöthigt, Sachen zu verkaufen, — Stück für Stück ging fort, — die Schmucksachen waren längst verpfändet und vom Erlös die theure Miethe bezahlt — da wurde, um der trostlosen Lage Toni's den

Rest zu geben, Agnes krank und der Arzt gab dem Kinde wenig Hoffnung. „Landluft," sagte er, „ist das Einzige, was es vielleicht retten kann!"

Toni wußte Niemand, der ihr rathen, der ihr helfen konnte. Der Einzige, der ihre Lage kannte, war Morier, und dieser schien sie vergessen zu haben. Sich an ihn wenden? — davor schauerte sie zurück, weshalb, wußte sie nicht, und doch, was blieb ihr übrig — eine Mutter überwindet Alles, wenn es sich dabei um ihr Kind handelt. Schon hatte sie den Entschluß gefaßt, zu ihm zu gehen, als er sie selber aufsuchte.

Toni hatte ihre Wohnung verändert, es sah ärmlich bei ihr aus. Sie, die schöne, blühende junge Frau, war aber auch nicht dieselbe wie früher — gleich als hätte ein plötzlicher Schneefall die Frühlingsblume mit winterlichem Schauer bekleidet, — so waren die Spuren früherer Schönheit von dem Schleier des Grams umhüllt, das Auge umflort, das Haupt gebeugt.

Sie reichte Morier die Hand als er eintrat und sie es in seinen Zügen las, welchen Eindruck die Veränderung auf ihn machte — ein Funke Mitleid reicht ja hin das Herz des Unglücklichen zu erwärmen — wie viel mehr, wo man es bei Jemand findet dem man mit seinem Mißtrauen vielleicht Unrecht gethan! —

Morier setzte sich zu ihr, hörte die Schilderung ihres Unglücks, ihrer Noth scheinbar mit Theilnahme

sein Auge ruhte wenigstens auf der noch immer schönen Frau, während sein Finger mit einer kostbaren Brillantnadel spielte, welche Toni nie früher an ihm bemerkt hatte. Als sie geendet, brannte sein Auge auf ihr, sein Blick machte sie erröthen, er schien es gar nicht zu bemerken, daß sie eine Antwort auf ihre letzte Frage erwartete.

„Meine Lage interessirt Sie nicht," sagte sie verletzt, „entschuldigen Sie, daß ich Sie mit Klagen langweile!"

Diese Worte wurden mit einer Würde gesprochen, welche die beste Antwort auf Moriers Blicke war.

„Verzeihung!" stotterte er, „ich träumte. Ich dachte, daß Sie, eine so junge, schöne, lebensfrohe Dame, jetzt so gedrückt, so kläglich dasitzen, während Tausende sich für einen freundlichen Blick für Sie aufopfern würden!"

„Herr Doktor!" fuhr Toni auf.

„Lassen Sie das, verstehen Sie mich recht. Sehen Sie," fuhr Morier fort, von neuem mit dem Kettchen einer Brillantnadel spielend, „Rasleigh hat Sie im Stich gelassen, Sie sind ein Opfer seiner Eitelkeit, einer —"

„Kein Wort mehr!" unterbrach ihn Toni, „Sie reden von meinem Gatten!"

„Pah — in Amerika. Toni, wüßten Sie, was andere Leute thun würden, die —"

Er konnte nicht weiter sprechen.

Als er Toni beim Vornamen nannte, war diese heftig erröthet, als er es jedoch gleichzeitig wagte, seinen Arm um ihre Schulter zu legen, stieß sie ihn von sich und rief heftig:

„Verlassen Sie mich, Herr!“ damit sprang sie auf und wies ihm die Thüre.

„Grausame, wozu die Komödie?“ flüsterte Jener erbleichend, „Sie lieben ihn doch nicht mehr, Sie können es nicht — warum stoßen nun Sie mich zurück, der es wohlmeint, der —“

„Hinaus, Herr Doktor! oder ich rufe um Hülfe.“

Als sie dies sagte, glühte ihr Auge; aber der stechende Blick Moriers, der sie jetzt traf, machte sie zittern.

„Gut,“ sagte er kalt, „ich gehe!“

Damit nahm er seinen Hut und ging zur Thüre.

Dort blieb er stehen.

„Sind Sie denn wirklich mit Rasleigh getraut worden?“ fragte er in eisigem Tone, sie fixirend.

Toni würdigte ihn keiner Antwort.

„Ja,“ fuhr er fort, „und näherte sich ihr abermals, Sie sind betrogen, Sie scheinen es nicht zu wissen oder stellen sich wenigstens so —“

„Schurke, hinaus!“ schrie Toni auf und dann, als schäme sie sich dieser Aufwallung, setzte sie ruhiger hinzu:

„Da Sie mich nicht verlassen wollen, thue ich es.“

Und sie schritt zum Nebenzimmer, mit der Haltung einer Königin.

Morier knirschte vor Wuth, — auf der Treppe kam ihm der Wirth entgegen, welcher den Lärmen gehört hatte.

„Die H... ist verrückt geworden!" brummte er, als dieser ihm vorbeiging.

„Wer? Was sagen Sie?" hielt ihn Jener an.

Morier machte seinem Aerger Luft. Er schüttete die gemeinsten Verläumdungen über Toni aus und schloß damit, daß er sagte: „er habe es jetzt satt, länger Etwas für die Maitresse eines früheren Freundes zu thun, da sie sich pöbelhaft benähme."

Andern Tags ward Toni der Kontrakt gekündigt, — die Aussage des reichen, ehrenwerthen Doktor Morier galt mehr, als die Thränen einer armen, verlassenen Frau!

Acht Tage sind verflossen, Toni hat ihr letztes Meubel verkauft; ihr Kind an der Hand, steigt sie in einen Wagen, der sie wenige Meilen weit fort, nach M... bringen will; von dort aus denkt sie weiter zu wandern, meilenweit nach A..., wo eine entfernte Verwandte lebt, bei welcher sie vielleicht mit ihrem Kinde ein Asyl findet. Wie sie dorthin kommen wird, weiß sie nicht — denn die wenige Baarschaft reicht kaum hin, den Wagen und die Nachtherberge in M... zu bezahlen.

An demselben Tage, fast zu derselben Stunde, wo Toni Rasleigh ihre Vaterstadt B ... verläßt, steht ein junger Mann vor dem Todtenbette seines Vaters — dessen Schloß in Wales einem Fürstensitze gleicht, und in dessen Prunk- und Todtengemach wir den Leser auf einen Augenblick führen.

„Eduard," sagt der alte Herr mit den welken, grauen Zügen, den wir dort im seidenen Bette gesehen, zu dem Jüngling, welcher neben ihm mit gebeugtem Haupte steht, „Eduard, Du bist jetzt fast ein Jahr hier und hast treulich ausgehalten an dem Bette Deines launenhaften, alten Vaters, ich habe Dich treu befunden. Ja," und die Stimme des Alten zitterte, „man hatte Dich bei mir verläumdet, man sagte, Du hättest mich nicht lieb, wolltest eine Andere heirathen, als die ich Dir bestimmt, — unterbrich mich nicht, — ich weiß, Du magst sie nicht leiden, gut, heirathe, Eduard — aber — vergieb Dir nichts."

„Schwörst Du mir das?"

Eduard reichte dem Vater die Hand, wörtlich konnte er es beschwören — obwohl der Vater es anders meinte.

Eine Stunde darauf war Eduard Rasleigh nach dem Tode seines Vaters Lord Wasdowne, Marquis von Berly und Pair von England!

Seine Gattin verließ B ... am Bettelstab.

Rasleigh, wir fahren der Gewohnheit wegen, for

Eduard so zu nennen, ging auf sein Zimmer, schloß sich ein und weinte. Er hätte dem Vater gern Alles gestanden, aber, dachte er, ihm die Todesstunde mit den Worten: „ich habe Dich betrogen," zu verbittern, das wagte er nicht.

Ja, Rasleigh hatte ein böses Spiel getrieben; um nicht enterbt zu werden hatte er seine Ehe heimlich geschlossen, Jahre lang verborgen gelebt und das Bewußtsein einer schweren Sünde gegen seinen todten Vater für immer auf sich und auf sein Glück geladen!

Noch weinte er blos um den Vater, noch ahnte er nicht, was ihn erwartete.

Der Leser hat vielleicht schon das Spiel Moriers errathen, wo nicht, so theilen wir es ihm jetzt mit.

Morier hatte in dem reichen Rasleigh einen Freund gefunden, den er wohl auszubeuten verstand. Durch einen Zufall erfuhr er den wahren Stand desselben und glaubte nun nicht anders, als daß der reiche Engländer nur eine Scheinehe geschlossen habe, um desto bequemer vor den Leuten mit Toni, seiner Geliebten, leben zu können. Die Zurückgezogenheit und die Heimlichkeit, welche Rasleigh beobachtete, bestärkte ihn in diesem Glauben, und als Jener abreiste und ihm die Sorge für Toni übertrug, dachte er nicht anders, als der Engländer habe jetzt das Verhältniß satt und wolle sich auf eine anständige Weise davon losmachen. An Geld fehlte es nicht und dies, rechnete Morier, ist

das Beste an der Sache. Hierauf baute er seinen Plan. Längst hatte er Toni beneidet, d. h. es hatte ihn geärgert, daß Rasleigh sich die Sache so theuer werden ließ, er beneidete Toni um das Geld und strich daher die ersten Wechsel, welche er für dieselben erheben sollte, ein. — Rasleigh, dachte er, wird sich doch nie wieder um das Mädchen kümmern. Toni's erste Briefe erbrach er und die Ergüsse ihres liebewarmen Herzens machten zuerst Eindruck auf sein Gemüth, welches sie bisher kalt, als die gleichgültige Kreatur eines Andern betrachtet hatte. Ei, dachte er, wie liebevoll, nun, wenn diese Liebe etwas abgekühlt ist, wirst Du sie trösten!

Da kam Rasleigh's erster Brief, er erbrach ihn ebenfalls, denn was konnte darinnen stehen! Aber wie erschrak er — „seine Frau?" — Doch nein, beruhigte er sich wieder,— der Thor will sie sich warm halten, um wenn er will, wieder anknüpfen zu können. Nun, bis dahin findest Du auch Rath!

Mit diesem Vorsatz führte er seinen Plan durch, unterschlug Briefe und Gelder, kopirte die Handschrift und schrieb für Toni an Rasleigh ebenso, wie er die Briefe an Toni geschrieben, welche der Leser kennt.

Toni hatte B... verlassen, einige Tage später erhielt Morier einen Brief für sie, worin die Nachricht, daß Rasleigh jetzt offen auftreten würde, daß er auf

der Reise sei, seine Frau und sein Kind zu sich auf das Gut seiner Väter zu führen.

Morier schwindelte es vor den Augen, er wollte fliehen, da raunte ihm ein böser Dämon in's Ohr: „Bleib," und er blieb.

Wie er sich auf Rasleigh's Ankunft rüstete, werden wir später erfahren.

Jetzt folgen wir Eduard, dem die dahinsausenden Wagen zu langsam fahren, dem des Windes Flügel nicht rasch genug wären, darauf zu seinen Lieben zu eilen.

Er langt in B... an, sein Haus war von Fremden bewohnt.

„Mistreß Rasleigh?" der Wirth besinnt sich, „fortgezogen," murmelte er, „wohin weiß ich nicht."

Eduard eilt zu Morier.

„Wo wohnt mein Weib? rasch!"

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Ich stand mit ihr nur im brieflichen Verkehr, denn sie wünschte nicht, daß ich sie besuche."

„Was! doch später davon, ich muß wissen, wo sie wohnt."

Damit stürzte Eduard hinaus und eilte auf die Mairie, dort die Adresse zu erfahren. Man sagte sie ihm und setzte hinzu, daß sie den Ort verlassen habe.

Eduard ahnte noch nichts, aber ein eigenes Zittern durchfröstelte ihn.

Er fragte, und erfuhr, wie sie den Ort verlassen, er erfuhr, was man über ihren Ruf gesprochen und wie sie flüchtig und entehrt in die Welt gestoßen sei!

Besinnungslos stürzte Eduard zu Boden.

Als er nach Wochen, kaum wieder hergestellt, das Zimmer verließ, Nachforschungen anstellte und endlich ein dunkles Licht in ihm aufkeimte, daß Morier ihn betrogen, daß Morier der Mörder seines Glückes, seines Weibes sei, da schwur er fürchterliche Rache, — doch noch wußte er nichts Gewisses, — er schickte zu dem Doktor. Morier ließ ihm sagen, er habe genug Unannehmlichkeiten mit seiner Maitresse gehabt und bäte, Mylord möge ihn jetzt in Ruhe lassen; falls er Etwas von ihm fordere, so geschähe dies wohl am Besten durch's Gericht!

Rasleigh knirschte vor Wuth.

„Durch's Gericht?" also gestand Morier seine Schuld ein und verließ sich darauf, daß er um einer „Maitresse" willen sich nicht kompromittiren würde? — „meiner Maitresse!" — Rasleigh schwindelte es vor den Augen, seine Faust ballte sich, er wollte hinstürzen, den Niederträchtigen zu ermorden.

Aber bald legte sich der Sturm im Innern, die Rachegluth kühlte sich — das Verbrechen war zu groß, die That zu entsetzlich, um mit dem Tode gesühnt zu werden. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn und mit pochendem Herzen sann er finster brütend auf

bessere Rache, — nicht die Wuth sollte den Verbrecher zermalmen, nein — wie Jener langsam seinen Plan verfolgt und sein Opfer langsam vernichtete, so wollte auch er Morier morden — geistig und physisch — verachteter als Toni, gebrochener als er, der trauernde betrogene Gatte, sollte Morier keine Ruhe finden.

„Das Gericht?" — Rasleigh dachte nur einen Augenblick daran, dann verwarf er dies Mittel. Mir fehlen Beweise, und, um sie zu suchen, würde ich mir das Herz zerreißen, bei jedem Schritt mich selber foltern und dann — Morier ist klug — vor Gericht, da siegt die Phrase über das Recht, und der schlaue Spitzbube wird oft freigesprochen — nein — selbst die Rache — selbst an's Werk!

Doch vor Allem, wo ist Toni? sie suchen und sie rächen, das wurde jetzt Rasleigh's Lebenszweck, und als er mit bleicher Stirn und finsterem Auge B... verließ, da hätte Morier gezittert vor dem Anblick dieses Mannes, wenn er ihn gesehen. So aber lächelte er, als er von der Abreise des Lords hörte und dünkte sich ungeheuer klug, da Alles so eingetroffen war, wie er es im Voraus berechnet hatte.

Aber eine Warnung sollte er erhalten. Dies war ein Brief von Rasleigh. Es standen nur wenige Worte darin — doch sie wogen schwer.

„Doktor Morier," schrieb der Lord, „ich werde Dich wiederfinden!"

Die Kürze und der trockene Styl, die Drohung ohne Worte ließen doch Morier's Wange erbleichen.

Aber er schlug auf den gestohlenen Beutel und dachte: „In wenig Monden bin ich ein anderer Mann als jetzt!“

Rasleigh reiste von Ort zu Ort und fragte nach Toni, er rief sie in den Blättern auf, scheute keine Kosten, versprach die ungeheuersten Summen für die kleinste, ungewisseste Nachricht, die ihn nur auf die Spur leiten konnte — aber umsonst — Toni war mit ihrem Kinde wie vom Erdboden verschwunden!

Jahre vergingen, Morier zog nach Paris, er war ein angesehener Mann und sein böses Gewissen — Lord Rasleigh — hatte Frankreich verlassen.

„Seine Nachforschungen sind also vergebens,“ dachte er, er ahnte jedoch nicht, daß der Lord jetzt auf dem Wege war, einen andern Schwur in Erfüllung zu bringen, der sich auf ihn bezog.

3.

Es ist jetzt Zeit, daß wir sehen, was aus Toni geworden ist, seit sie B... verlassen hat. Der Wagen, welcher sie vorläufig nach M... führen sollte, war eine jener französischen Landkutschen, die, nach Art unserer heutigen Omnibus eingerichtet, in früheren Zeiten die Stelle

der Post vertraten und schon ihrer Billigkeit wegen mehr als die letztere beliebt wurden.

Der Wagen war fast ganz besetzt, ein buntes Gemisch von Reisenden aus allen Ständen füllte das geräumige Innere, während das Gepäck oben auf's Dach des Wagens geschnallt war. Toni hatte dessen nur wenig, ein kleines Päckchen mit Wäsche und Kleidungsstücken war das Letzte ihrer Habe, — der Rest früheren Reichthums — sie war jetzt ärmer als damals, wo sie heiter und lebensfroh mit ihrer Mutter auf den Kirchhof ging.

Ach, und was hatte sie inzwischen erlebt! — Die ganze Zeit mit ihren frohen und so herben Erinnerungen stand vor ihr, als sie durch die Vorstadt fuhr, in welcher ihre Mutter gewohnt, durch die Straße, wo sie das Almosen gegeben und ihn zum ersten Male gesehen! — In Träume versunken, vergaß sie, wo sie war und ließ, das Haupt auf die Brust gesenkt, ihre Thränen fließen, — arm aber geachtet war sie diesen Weg gegangen, jetzt mußte sie das Auge senken vor dem Blick der Leute, die Stadt fliehen, in der sie geboren, — sie war ausgestoßen und doch rein — ohne Schuld! Neben ihr das kranke Kind! — bleich wie seine Wangen lag die Zukunft trübe vor ihm, und brauchte auch die Mutter nicht vor ihm zu erröthen, so konnte sie doch nicht zu ihm vom Vater sprechen, von Dem, der ihr Herz erfüllte und es gebrochen! —

„Armes Kind!“ seufzte sie unwillkürlich auf und zog Agnes an sich. —

Da fiel ihr Blick auf ihre Mitreisenden, auf die fremden Leute, deren Gegenwart sie vergessen; mancher Blick des Mitleidens ruhte auf ihr — doch sie schlug das Auge nieder; denn hätten Jene gewußt, wer sie war, vielleicht hätten sie sich mit Verachtung weggewandt.

„Ihr Kind ist wohl krank? es sieht bleich aus, das kleine niedliche Mädchen,“ redete sie eine junge Frau an, welche ihr gegenüber saß und sie schon längst mit Theilnahme beobachtete, „ich habe kleine Zuckerplätzchen bei mir, die werden sie erfrischen.“

Damit kramte sie in ihrer Arbeitstasche, um dieselben hervorzusuchen.

Toni kam ihr jedoch mit ihrem Dank zuvor. „Agnes darf keine Zuckersachen genießen,“ sagte sie ablehnend und warf einen dankenden Blick auf die Frau, welche, nach ihrem Aeußern zu urtheilen, keine Stadtbewohnerin war, sondern wohl von einem Besuch in B... nach ihrer Heimath zurückkehrte.

Die Frau war einfach, ländlich gekleidet und saubere Nettigkeit der einzige Schmuck ihrer Toilette. Das Zurückweisen ihres wohlmeinenden Anerbietens schien sie im ersten Augenblick empfindlich zu berühren, sie mochte es für Stolz halten, ein Argwohn, welchen die Landleute häufig gegen die Städter hegen, besonders das weibliche Geschlecht; bald jedoch wurde sie wieder

heiter, sie knüpfte ein Gespräch mit Agnes an, deren Wangen sie streichelte und gewann sich bald das Vertrauen des Kindes, welches nun unbefangen mit der freundlichen „Tante" plapperte.

Toni hörte mit seliger Mutterfreude ihrem Kinde zu; schon fing der Schleier der Wehmuth, welcher ihre Augen getrübt, an, sich ein wenig zu lichten, da schreckte sie das Wort „Rasleigh" auf und ihr Auge suchte den Ort, wo man diesen Namen genannt hatte.

Es war in der Ecke des Wagens, dort saßen zwei Männer, welche von Stadtneuigkeiten plauderten und so eben ein Thema berührten, welches Toni's ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Das Gespräch wurde ziemlich laut geführt und zwei ältere Damen, welche ebenfalls in jener Hälfte des Wagens saßen, mischten sich von Zeit zu Zeit hinein.

„Ich kann es Sie versichern," sagte der eine Herr, „der Engländer war ein Schwindler, der blos nach B... kam um das Geld anzulegen, welches er sich in Paris oder sonst wo erworben hatte. Sei es nun gestohlen oder war er ein Falschmünzer, ehrlich verdient hatte er es nicht, denn er warf die Summen weg, als wäre das Geld Heu. So wollte er das Haus von meinem Prinzipal kaufen, bot zwanzig Tausend Francs auf der Stelle und als dieser ihm sagte, daß es nicht käuflich wäre, so bot er immer höher, bis auf hundert Tausend."

„Was, für das alte Haus in der M.'straße?"

„Ja, er sagte, es sei sein Wille das Haus zu besitzen, ich glaube er denkt, daß dort ein Schatz vergraben sei, oder wollte in den Winkelgängen irgend eine Spielhölle oder falsche Münze errichten, dazu war es gut."

„Warum verkaufte Dein Prinzipal das Haus nicht?"

„Pah, der ist ebenso eigensinnig wie ein Engländer. Er will das Grundstück für eine Fabrik benutzen und Geld verlockt ihn nicht, er hat genug, darum schlug er es dem Engländer ab."

„Wohnte nicht in dem Hause die Mutter des Mädchens, welches der Rasleigh heirathete?" fragte eine der Damen.

„Ja, und deshalb, sagte er, wollte er es haben," entgegnete der Erzähler, „die Mutter wohnte freilich da, aber mit dem Heirathen der Tochter mag es seine eigene Bewandtniß haben."

„Ja wohl!" mischte sich die andere Dame hinein, „es ist ein Skandal, daß die Polizei den Unfug so lange gelitten hat."

„Was Sie sagen!" rief die erste Dame, „also es ist wirklich so, d'rum, es war auch kein Mensch bei der Hochzeit, alles wurde so heimlich abgemacht, — hat er die Person mit fortgenommen?"

„Nein, sie soll noch in B... sein," antwortete der Herr, „traurig genug mag es ihr gehen, sie thut

mir übrigens leid, Rasleigh war ein feiner Schelm und hat sie gewiß gründlich betrogen."

„Pfui!" rief die erste Dame, „wie kann man mit einer Creatur Mitleid haben, welche auf dieser Stufe steht und ihre Ehre verkauft, pfui!"

Toni war während des Gespräches zusehend blässer geworden, bei diesen Worten wurde ihr Aussehen so auffallend, daß die Bäuerin bestürzt ausrief:

„Mein Gott, was fehlt Ihnen, Sie werden ohnmächtig!"

Aller Blicke richteten sich auf Toni, Agnes fing an bitterlich zu weinen.

Essenzen, Riechfläschchen wurden ihr gereicht. — Niemand erkannte an der bleichen, abgehärmten Frau die blühende Gattin Rasleigh's, und Toni war auch zu wenig in der Stadt gesehen worden, hatte zu sehr zurückgezogen gelebt, als daß Jemand hätte vermuthen können, daß sie diejenige sei, von welcher eben die Rede gewesen war.

Als sie sich einigermaßen erholte und wenigstens den Trost hatte, daß Niemand sie kannte, dankte sie für die Hülfe und erklärte ihr plötzliches Unwohlsein mit den Worten:

„Ich kann das Fahren nicht vertragen!"

Dies galt, und Jene setzten ihr Gespräch fort.

Was Toni jetzt hörte, ließ sie immer mehr an

Rasleigh zweifeln, das Vertrauen zu ihm war ja schon längst erschüttert!

Der Doktor Morier, wurde unter Anderm gesagt, ist durch den Engländer reich geworden, er sollte die Sache vertuschen und Rasleigh hat ihn tüchtig bezahlt.

„Ich hätte dem Doktor auch etwas Besseres zugetraut!" meinte die eine Dame.

„Warum?" lachte man sie aus, „er wäre ein Thor gewesen, es auszuschlagen."

„Uebrigens hat ihn Rasleigh sehr lange bitten müssen, ehe er ihm diesen Dienst gethan, das habe er feierlich seinen Freunden zugeschworen, ja, er habe gesagt, daß er es hauptsächlich aus Mitleid für das Mädchen übernommen und ihr sogar noch Geld angeboten habe, als der Engländer schon über alle Berge gewesen sei!"

Wir versuchen es nicht, Toni's Gefühle zu schildern, — sie war froh, als man endlich M.. erreichte und sie den Wagen verlassen konnte.

„Wo steigen Sie ab?" fragte die Bäuerin, „ich will Sie begleiten, obschon mein Wagen wartet, aber Sie sehen so übel aus, daß ich fürchte, Ihnen kann unterwegs Etwas zustoßen."

Toni dankte ihr.

„Ein Obdach," sagte sie, „wo? gilt mir gleich."

„So wissen Sie nicht Bescheid? Gut, ich werde Sie führen," damit nahm sie Agnes am Arm und

schickte sich an, Toni nach einem Gasthofe zu geleiten. Aber Toni machte nur wenige Schritte, ihre Kräfte verließen sie und wankend lehnte sie sich an ein Haus,— sie konnte nicht weiter.

„Lassen Sie mich hier sterben," seufzte sie, „und nehmen Sie dann mein Kind, es ist eine Waise!"

Mit diesen Worten sank sie zusammen.

Die junge Frau wußte jedoch bald Rath. Sie ließ Agnes bei der Mutter, eilte zu dem Ort, wo der Wagen sie erwartete, holte diesen, ließ Toni hineinlegen, setzte sich mit Agnes dazu und sagte dem Knecht, er solle die Pferde treiben, daß sie bald nach Hause kämen.

Unterwegs suchte sie Agnes auszufragen, um Etwas über die Lage der Hülfsbedürftigen zu hören, und so mangelhaft auch der Bericht des Kindes war, schloß sie doch daraus, daß Toni verarmt sei und daß er Abstecher nach ihrem Pachthof keinen großen Nachtheil auf den Reisezweck der Kranken ausüben werde.

Sechs Stunden dauerte die Fahrt, da schauten die rothen Dächer des Pachthofes freundlich aus dem duftigen Grün. Ein junger rüstiger Bauer stand in der Ferne am Wege, sein Hutschwenken verrieth, daß er es war, der den Wagen mit Sehnsucht erwartete.

„Jean, ich bringe Dir Gäste!" begrüßte ihn die junge Frau, als er durch den Anblick der Fremden überrascht, einen Augenblick mit dem Willkommen zögerte.

„Hülfe ist ihnen sehr nöthig," flüsterte sie ihm dann in's Ohr und ein Handdruck sagte ihr, daß der biedere Landmann ihre That gutheiße.

Toni und Agnes fanden ein Obdach und Erstere liebende Pflege.

Ein hitziges Fieber warf sie auf's Krankenbett, aber sie erlag dem Uebel nicht, sondern genas und hatte dies wohl eben so der Aufopferung Annetten's (so hieß ihre Wirthin) zu danken, als ihrer kräftigen, jugendlichen Konstitution und der frischen Landluft, welche sie einathmete.

Kaum war sie wieder hergestellt, als sie Anneten offen ihre Lebensgeschichte erzählte und ihre hülflose Lage schilderte. Für Annetten war dies wenig Neues, denn aus den Fieberphantasieen hatte sie längst errathen, wer Toni war und sich mit ihrem Gatten darüber geeinigt, daß die arme Unglückliche ein Asyl bei ihnen finden sollte. Jetzt, wo sie hörte, daß Toni unschuldig war, denn solche Thränen konnte die Lüge nicht weinen, stand ihr Entschluß fest. — Was aber Agnes Mutter fühlte, als sie vernahm, daß man sie nicht fortstieß, daß ihr Kind ein Obdach gefunden, das vermögen wir nicht zu schildern.

Toni blühte wieder auf; die trübe Erinnerung ließ zwar ihre Schatten auf der Stirn zurück, aber Lebenskraft und Frische gab den Wangen wieder das Roth

und unter den guten Menschen lernte Toni wieder lächeln.

Jean und Annette waren ein blutjunges Ehepaar, sie konnten mit Ruhe in die Zukunft blicken, denn der reiche Pachthof, auf dem sie lebten, sollte einst der Ihrige werden.

Düpont, so hieß Jean's Vater, war ein rüstiger Vierziger, Jean sein einziger Sohn, er Wittwer, aber kein trauernder. Er hatte seine Frau beweint, so lange ihre Leiche über der Erde war, dann sich getröstet und, wenn auch sie nicht vergessen, so doch sich an das einsamere Leben recht bald gewöhnt. Der alte Düpont war ein Mann ohne den geringsten Hauch von Sentimentalität. „Alles was Recht ist," sagte er, „aber nicht mehr. Ich habe meine Frau geliebt und werth gehalten, aber ihr Tod soll mir nicht das ganze Leben versalzen," und, um diesem Entschluß Nachdruck zu geben, ließ er ein Paar Flaschen aus dem Keller holen, rief Jean, hieß ihn die Thräne abwischen und sich hinsetzen. Dann schenkte er ein und begann nach einer Pause, in welcher stumm getrunken wurde, seinem Sohne (der damals siebzehn Jahr zählte) deutlich zu machen, daß man sich in Alles finden müsse, was der liebe Herrgott schicke.

„Aber," sagte er, keine ordentliche Wirthschaft kann ohne eine Frau bestehen, ich bin zu alt zum heirathen, deshalb magst Du es thun."

Jean erröthete, sein Herz mochte nicht mehr ganz frei sein.

„Ich glaube gar, Du hast auch schon daran gedacht!“ schmunzelte der Alte, „na, wer ist's denn, etwa die Babette? he?“

„Heraus mit der Sprache!“

Das Wort Annette glitt leise über Jeans Lippen.

„Hm,“ räusperte sich Düpont, „ein hübsches Mädel aber blutarm und schwache Knochen, wird nicht wie die Mutter selige wirthschaften.“

Jean vertheidigte seine Schöne, Düpont hatte schließlich nichts dagegen und wenige Wochen später war Jean glücklicher Bräutigam.

Als die Hochzeit geschlossen war und Annette den Pachthof bezogen, ließ der alte Düpont Jean auf sein Zimmer kommen.

„Zwei Herren,“ sagte er, „sind zu viel in einem Hause und aller Anfang muß schwer sein, wenn das Ende gut sein soll. Dort,“ damit wies er auf ein kleines Haus, welches zum Hof gehörte, „dort ist Deine Wohnung, da habe auch ich angefangen und mir dann den ganzen Hof gebaut. Ich gebe Dir das Land bis zum Bach, da magst Du drauf wirthschaften, Du zahlst mir hundert Francs Pacht und bist dafür Dein eigner Herr. Wenn ich einmal sterbe, so wird Dir die Summe des Pachtgeldes, welches Du gezahlt, eine recht hübsche Zugabe zum Hofe sein.“

Jean fiel seinem Vater um den Hals, der Kontrakt war geschlossen und schon andern Tags bezog er mit Annette sein neues Besitzthum. Das kleine Häuschen war es auch jetzt, in welchem Toni aufgenommen wurde und trotz dem Zureden des Vaters wollte Annette es nicht zugeben, daß Toni den großen Pachthof bezog, es schmeichelte die Eitelkeit der jungen Leute, das gute Werk allein zu vollziehen.

Düpont zuckte die Achseln und ließ ihnen ihren Willen.

Wir lassen wiederum Monate vergehen — das Verhältniß der Bewohner des kleinen Häuschens ist getrübt. Was der alte Düpont vorhergesehen, aber zu klug war es zu äußern, geschah — die Städterin hatte manche Vorzüge vor der einfachen Annette und diese waren den Blicken Jeans nicht entgangen.

Ebenso lernte Toni den biederen Charakter des Mannes schätzen, welcher sie gastfrei aufgenommen, sie sah ihn den ganzen Tag, in allen Lagen, wie er sich mühte und sorgte, wie er ihr Kind liebkoste und unterrichtete und wie zart er sich Annette gegenüber benahm. Das ungekünstelte getreue Wesen des Landmannes gefiel ihr und sie stellte Betrachtungen an — der Gedanke, „wenn ein Solcher an Stelle Rasleigh's dich gefreit hätte, dann wäre es anders" — kam oft — zu oft!

Annetten entging es nicht, daß Jean Toni immer

aufmerksamer behandelte, er stellte sie ihr zum Muster, und wenn sie auch noch nicht eifersüchtig wurde, so schmerzte es sie doch, weniger als früher ihrem Manne zu genügen; sie wurde einsylbiger und war häufig verstimmt, die Heiterkeit des Ehefrühlings war von ihrer Stirn gewichen.

Da fuhr Jean eines Tages, Geschäfte wegen, nach B..., er brachte die Nachricht zurück, daß der Engländer wieder dort gewesen, daß er jetzt ein reicher, vornehmer Mann sei und Erkundigungen über Toni eingezogen habe, welche er unter dem Namen „Mistreß Rasleigh" suche; übrigens habe er schon längst wieder B... verlassen.

Lange berieth sich Jean mit Annette, ob man dies Toni mittheilen solle oder nicht, sie konnten nicht einig werden und beschlossen zuletzt, dem Rathe des Vaters zu folgen.

Düpont rieth entschieden ab.

„Nach Allem was ich gehört habe," sagte er, „lebt Toni jetzt glücklicher als früher und der Engländer ist ein gemeiner Verführer. Sie wähnt ihn todt, soll man sie ihm nochmals in die Arme werfen? Verheirathet sind sie nicht und wenn dies auch jetzt geschähe, woran ich zweifle, so wäre Agnes dadurch nicht geholfen und Toni in einem Jahre wieder so weit, wie sie es war, als sie herkam."

Der Rath schien gut und wurde befolgt; Annetten

fiel es jedoch auf, daß Jean plötzlich heiter wurde, während er in trüber, mißmuthiger Stimmung von B... heimgekehrt war.

Zum ersten Male regte sich jetzt in ihrer Brust das Gefühl des Mißtrauens und eine eigene Unruhe bemächtigte sich ihrer. Mit argwöhnischen Blicken beobachtete sie jetzt ihren Gatten und Toni, immer deutlicher sah sie, daß die Fremde sich zwischen sie und Jean gedrängt und es war nicht Haß, aber tiefer Schmerz, Bitterkeit, was ihr Herz erfüllte.

Nicht ahnend, was er that und wie er Annetten verwundete, verbarg Jean Toni gegenüber die Gefühle nicht, welche immer mächtiger sein Herz bewegten, und sie, Toni, die reife Frau sah die Aufmerksamkeit des jungen Mannes nicht ungern.

Die Veränderung der Stimmung im Hause seines Sohnes war dem alten Düpont nicht entgangen und sie nahm einen solchen Charakter an, daß er fühlte, es sei Zeit, einzuschreiten.

Zuerst wandte er sich an Jean und öffnete ihm die Augen über seine Handlungsweise, zeigte ihm Annettens trauriges Bild, und es war Zeit, denn Jean hatte es kaum bemerkt, daß seine Frau mit farblosen Wangen und verweinten Augen, stumm und ergeben das trug, was er ihr aufgeladen, einen Schmerz, den er unwillkürlich bereitet hatte.

Dann ging Düpont zu Toni, er traf sie im

Garten, sie saß einsam in der Laube und träumte. Er machte ihr den Vorschlag „in das Hauptgebäude, wo er wohnte, zu ziehen, da es doch in dem kleinen Hause zu eng sei.“

Toni ahnte den Beweggrund dieses Vorschlages nicht und dankte daher dem Alten für sein freundliches Anerbieten.

„Ich hoffe Annetten nicht zur Last zu fallen,“ sagte sie, „und Jean sagte mir erst gestern, daß er sich von meiner Agnes nicht mehr trennen könne.“

„Madam,“ entgegnete Düpont gerade heraus, „es muß doch sein; zwei hübsche Weiber sind zu viel für einen jungen Mann, dem die Augen noch nicht trocken geworden sind; ich will gerade nichts sagen, aber die Annette hier, die Toni da, ich selber würde einen dummen Streich machen!“

Jetzt wußte Toni was er wollte, und sie fühlte, daß es nöthig war. Aber Annette! — jetzt mochte sie sich die Veränderung erklären, welche mit ihr vorgegangen — so hatte sie ihr gedankt!

„Herr Gott, was habe ich gethan!“ rief sie schmerzlich, „ja, ich muß fort, ich muß ganz fort. Herr Düpont, auch Ihr Haus ist zu nah, ich bin Ihrer Güte nicht länger werth, ich kann Annette nicht wieder in das Auge sehen!“

„Halt! Halt!“ lächelte der Alte, „gleich Feuer

und Flamme?" damit zog er sie auf die Bank zurück, von welcher Toni sich eben erhoben.

„Hören Sie," fuhr er fort, „Annette darf gar nicht ahnen, daß wir mit einander gesprochen, die Sache muß von selber wieder ins Geleis, sonst ist das Glück meiner Kinder für immer zerstört. Jetzt abreisen, das hieße aus dem Wassertropfen ein Hagelwetter machen. Kurz und gut, es bleibt wie es war, aber Sie ziehen zu mir — und nun ist Alles vergessen!"

Damit reichte er Toni die Hand, welche sie mit Thränen küßte.

Der Flittersommer, welcher kurze Zeit Toni's Leben erheitert, war vorüber und wieder kehrte der alte Herbst mit den welken Blättern der Erinnerung: während mit ihrem Ausgang der alte Friede wieder in Jeans Wohnung zurückkehrte.

Die Freundschaft zwischen Toni und Annette schloß sich enger, da Beide jetzt erst den Werth der Anderen fühlten, und mit der Zeit konnte auch Jean wieder Toni in's Auge sehen, reiner denn früher.

Toni wurde immer ernster, immer stiller; das Meer der Erinnerungen und der Leidenschafte glät=n tete seine Wogen und wie die Jugend von ihrer Stirn blich, strahlte eine reinere Sonne ihren Frieden darüber — sie hatte überwunden.

Ein zehrendes Fieber raffte ihre Kräfte dahin und langsam nahte ihr Ende. Sorge wegen Agnes

quälte sie nicht, Annette bürgte ihr für das Glück ihres Kindes. Aber etwas Anderes beschäftigte ihre Träume, — ein Bild lag vor ihr — vor langen Jahren hatte sie in einer bitteren Stunde darunter geschrieben „der Eltern Segen baut den Kindern Häuser — ihr Fluch" — da hatte ihre Hand gestockt — „nein, Fluch ruhte nicht auf ihr, er hatte blos auf ihrer Ehe gelastet!"

„Toni," sagte Annette eines Tages, als diese, das Bild in den Händen, auf dem Bette lag, — „mich quält Etwas. Ich kann Dich nicht mit dem Bilde sehen ohne daran zu denken, daß wir Dir etwas verborgen haben, freilich in guter Absicht, aber es war doch wohl nicht Recht, — Rasleigh —"

Die Wange der Kranken röthete sich, ihr Auge stierte auf.

„Rasleigh ist wieder in B . . . gewesen, als reicher vornehmer Mann, und hat nach Dir Erkundigungen eingezogen."

Toni schrie auf, Thränen strömten aus ihren Augen, ihre Hand drückte das Bild krampfhaft.

„Er hat mich am Ende doch nicht getäuscht, er ist doch treu, Gott segne ihn!"

Das waren ihre letzten Worte; die gefalteten Hände auf dem Haupte ihres Kindes, drückte Annette die Augen Toni's zu, und Jean wie Düpont standen am Bette und weinten.

Als man die Hinterlassenschaft der Todten durchsuchte, fand Jean ein kleines Kästchen, darinnen die beiden Briefe Rasleigh's und ein angefangenes Tagebuch, — Toni hatte ihre Gefühle bei der Hochzeits-Ceremonie niedergeschrieben und mit den Worten geschlossen: „Gott gebe, daß wir Beide nie bereuen, was wir gethan!"

Aus dem Tagebuche erfuhren Jean und Annette Manches über das Verhältniß der Todten zu Rasleigh, was sie zu der bestimmten Ueberzeugung brachte, daß jedenfalls eine Ehe stattgefunden habe und, wenn diese auch durch einen Betrug vollzogen worden, daß doch Toni keine Schuld traf.

Jetzt bereueten sie es, damals geschwiegen zu haben und sie beschlossen ihr Unrecht, so gut es anging, wieder gut zu machen. Jean trat eine Reise an, um den Vater von Agnes aufzusuchen, aber der Lord war im Ausland und das Einzige, was er von ihm erfuhr, war sein Name und die Gewißheit, welche sich jetzt allgemein verbreitete, daß Lord Wasdowne wirklich verheirathet gewesen. — Agnes hatte sonach wenigstens einen Vater und einen ehrlichen Namen, wenn auch Ersterer verschollen war. — Niemand wußte, wo er sich aufhielt.

4.

Die Rache.

Doktor Morier hatte sich in Paris niedergelassen. Die Früchte seines Betruges setzten ihn in Stand, sorgenfrei zu leben, und er hätte, abgesehen von der mehr oder minderen Unruhe, die ihm sein Gewissen verschaffte, ein recht glücklicher Mann sein können, wenn der Ehrgeiz und die Geldsucht ihm nicht ein Stachel gewesen wäre, der ihn weiter auf die Bahn des Lasters trieb. Seitdem er gesehen, daß mit dem geringsten Abweichen von dem Wege des Rechtes das Spiel leichteren und reicheren Gewinn bringt, dachte er nicht mehr daran, sich spärlichen Erwerb der Ehrlichkeit wegen sauer werden zu lassen. „Verschreibe Dich dem Teufel, und es wird Dir weder an Gold noch Ehren fehlen," ist eine der tiefsten und am meisten ausgebreiteten Allegorien der bilderreichen Schrift, denn wer so weit gekommen, daß er mit Bewußtsein schlecht handelt, wer das Urtheil der Menschen nicht mehr scheut und seinen Zweck höher stellt, als Sitte und Gesetz — der dringt durch, der beutet das Alltägliche aus und verläßt die Schranken des Gewöhnlichen. Es ist sein Leben ein Hazardspiel; Seelenruhe und die Hoffnung auf ein seliges Jenseits hat man gegen irdische Güter eingesetzt, Karte um Karte gewinnt, und während der ehrliche Mann mit Sorge und Noth jeden

Groschen sich verdienen muß, scharrt dieser Spieler die Goldrollen ein, ohne zu zählen — freilich kommt dann einst die Stunde, wo der Banquier mit Eiseskälte sagt: „Votre jeu est fait — vous avez perdu!“ Die Stunde, wo das Kartenhaus zusammenfällt, aber — das liegt in der Zukunft, und an die Zukunft denkt Derjenige nicht, der dieses Hazard spielt.

Morier gab sein Geld aus — wie er's gewonnen — mit vollen Händen. Er spielte den Kavalier, den vornehmen Herrn und wählte seinen Umgang in einer Sphäre, wo manche kleine Unredlichkeit durchgeht — weil Niemand solche erwartet, oder nur annehmen kann, daß etwas Anderes als Zufall sie hervorgerufen.

Morier wurde der Schmarotzer reicher Freunde; jungen, eleganten Herren der vornehmen Welt diente er als Mentor und — beutete sie aus. Er sah jedoch bald ein, daß dies Leben zwar augenblicklichen Genuß, aber doch keine bleibende Wohlhabenheit verschaffte, denn was er heute erwarb, wurde Morgen in derselben Weise verthan. Er richtete deshalb seine Augen anderswohin und der Zufall bot ihm die Hand.

Eines Tages erhielt er ein Briefchen — nur wenige Zeilen — aber das zarte Rosapapier duftete von dem feinsten Parfüm einer vornehmen Dame — die Handschrift war fein und zierlich; wenn der Styl auch schlecht und die Schriftzüge fehlerhaft waren, so merkte

man doch bald, daß dies eine Folge gänzlicher Fremdheit der Sprache war, und der Brief nicht von einer ungebildeten Person herrühren konnte.

Das Schreiben enthielt in wenigen Zeilen die Bitte, „der Herr Doktor, bekannt durch sein glänzendes Renommée als Literat und Kavalier, würde ersucht, einer fremden Dame seinen Besuch zu schenken, welche begierig wäre, ihn kennen zu lernen." Unterzeichnet war der Brief: „Maria de Mendoza de Panora" und das Siegel trug eine herzogliche Krone. Ein Diener in der reichsten Livree hatte das Schreiben gebracht und wartete auf Antwort.

Morier sagte zu. Er war glücklich. Die Worte: „bekannt durch sein glänzendes Renommée," schmeichelten seiner Eitelkeit ungeheuer. Die Fremden erkundigen sich nach Dir, jubelte sein Herz — Dein Ruf ist in's Ausland, sogar nach Spanien gedrungen! Und wieder warf er einen Blick in das Schreiben, welches so duftend, so zierlich gefaltet, ein stolzes, aristokratisches Wappen trug — sein Herz pochte. Wie, dachte er, wenn es eine fremde Schönheit wäre, du sie eroberteſt — die Spanier sind unermeßlich reich! — und seine Phantasie schwelgte in den kühnsten Träumen.

Heute wurde die Halsbinde mit größerer Sorge gefaltet, als je, das Bärtchen höher gestutzt, das eleganteſte Kleid mit reichster Stickerei angelegt und eine

Sänfte genommen, um die seidenen Strümpfe, den feinen Schuh vor jedem Stäubchen zu wahren.

Als der Doktor die breite Treppe des Palastes hinanstieg — einen solchen bewohnte die Fremde — zitterte sein Herz in banger Erwartung. Lakaien, strotzend von Gold, öffneten die Thüren, köstliche Teppiche betrat sein Fuß und das Auge wurde geblendet durch den reichen, strahlenden Schmuck der Wände.

Und die Fee dieses Göttertempels, sie lag auf einem Divan im köstlichen Gewande malerisch hingestreckt, Diamanten von unschätzbarem Werthe strahlten von Brust und Arm. Morier glaubte sich in die Zauberwelt der Mährchen aus Tausend und eine Nacht versetzt. Alles war da, was das Auge blenden, das Herz fesseln konnte und nur Eins fehlte — die Dame besaß unendliche Reichthümer — aber, o Schrecken, sie war hoch in den Dreißigern und — häßlich wie die Nacht. Abgesehen davon, daß ihr Teint die braune Hautfarbe der Kreolen des spanischen Amerika trug, war ihr Antlitz durch Pockennarben entstellt und das Auge matt, ohne jenen Glanz, welcher den Bewohnerinnen der Tropenländer so unwiderstehliche Blicke giebt; nur wenn sie sprach, flammte auf einen Moment die erloschene Gluth wieder auf, aber dann hatte das Auge etwas Unheimliches, Dämonisches.

Die Kreolin empfing den Doktor mit jener vornehmen Herablassung, welche den Schönen ihres Landes

so wohl ansteht und hieß ihn Platz nehmen, während auf einen Wink von ihr zwei Lakaien Früchte und Wein in goldenen Schalen und funkelndem Krystall auf den Tisch setzten — Früchte, mitten im Winter so auserlesen, wie sie der Herbst kaum bringt, Wein, dessen Feuer und Lieblichkeit Alles übertraf, was Morier je gekostet.

„Ich bin," sagte die Kreolin nach dem ersten Wechsel von Höflichkeiten in sehr gebrochenem Französisch, „ich bin hier ganz fremd, unkundig der Sprache und fühle mich daher sehr vereinsamt. Deshalb habe ich zu Ihnen geschickt, Herr Doktor. Man hat mir so viel von Ihrer Liebenswürdigkeit erzählt, daß ich hoffe, Sie werden Ihre Gesellschaft einer armen Frau während einiger Stunden des Tages schenken, die Paris so gern kennen lernen möchte, aber sich in dieser ungeheuren Stadt entsetzlich einsam fühlt. „Ich bin eine Waise," fuhr sie, Morier beobachtend fort, „habe große Schätze und Güter, aber mir fehlt das Beste: die Menschen, Verwandte, Freunde. Ich habe meine Insel verlassen, weil es mir dort zu öde wurde, nachdem ein böses Fieber meinen Bruder, den Letzten meiner Angehörigen, hinwegraffte und bin hergereist, um hier in der alten Welt Zerstreuung zu finden. Aber die Menschen sind hier steif, prätentiös — was soll ich machen? Mir fehlt ein Mentor, Jemand, der mir die Sprache lehrt, mich über die Sitten und Gebräuche

unterrichtet, damit ich es lerne, auf europäische Art zu leben und vergnügt zu sein. Wollen Sie das, Herr Doktor, und dann meines Dankes versichert, jeden Lohn fordern, den Sie nur wünschen? freilich, ich bin nicht jung, nicht schön, und Sie werden junge, elegante Damen haben, mit denen Sie in's Theater fahren, geistreichere Leute, mit denen Sie sich lieber unterhalten!"

Morier sah nichts, als den Glanz, hörte das Wort „Lohn" und er war gewonnen.

„Das ist eine Beute, ein Goldfisch aus den Tropen," dachte er.

„Schönheit? pah — diese Brillanten sind es für Dich — alt? desto besser, so bin ich die Nebenbuhler los — geistreich? was brauchst Du Geist, wenn Du Geld hast und —"

Alle diese Gedanken waren so rasch, wie eben Gedanken sind, und er schwankte keinen Augenblick, der Kreolin zu versichern, daß er ganz zu ihren Diensten stehe, daß sie über ihn und seine Zeit zu befehlen habe, als wäre er einer ihrer Neger in Cuba, Jamaica, San Domingo oder Portorico.

„Aus einem dieser fabelhaften Nester ist der Goldvogel doch jedenfalls," dachte er, darum nannte er alle vier.

„Jamaika nur," lächelte sie; „aber sein Sie froh, daß Sie nicht mein Sklave sind, ich bin eine launenhafte, despotische Herrin!"

„Das schöne Geschlecht ist immer despotisch — und hat ein Recht dazu!“ entgegnete Morier, während sein Gesicht nach innen eine Grimasse geschnitten hätte, wenn dies möglich wäre.

„Keine Komplimente, Herr Doktor,“ sagte sie mit einem Lächeln, welches zeigte, daß sie, wie jedes Weib, für Schmeichelei empfänglich war; dies Lächeln jedoch machte ihr Gesicht noch widriger, als es gewesen.

Der Doktor schauerte zurück, es beschlich ihn wie eine Ahnung, daß seine Intrigue doch auch ihre unangenehmen Seiten haben würde. Man wird mich für ihren Liebhaber halten, dachte er, und mich auslachen! Meinetwegen, aber wer zuletzt lacht, lacht am Besten!

Seitdem er wußte, daß die braune Schönheit für Schmeicheleien empfänglich, hielt er sein Spiel für gewonnen; er hatte ein Mittel, sich in ihrer Gunst festzusetzen. Mit dem Versprechen, schon des Abends wiederzukommen, um mit ihr in die Oper zu fahren, verließ er sie, nachdem er einen Kuß auf ihre dargereichte Hand gedrückt.

Kaum schloß sich hinter ihm die Thüre, als aus der Nebenstube ein Mann zur Kreolin in das Zimmer trat.

Sogleich stand diese vom Sopha auf.

„Wird er wiederkommen?“ fragte Jener barsch.

Die Kreolin bejahte die Frage im Tone tiefster Unterwürfigkeit.

„Gut. Du kannst von meinem Secretair so viel Geld verlangen, als Du willst, aber Vorsicht!"

Damit drehte er sich um und verließ den Salon, ohne Gruß, wie er gekommen.

Die Kreolin geleitete ihn bis zur Thüre, dann, als sie seinen Tritt nicht mehr hörte, eilte sie zum Sopha, verschlang einige der Früchte mit einer wahren Gier und goß den Wein in ein Wasserglas, um nicht so oft einschenken zu müssen. Nachdem sie ihren Appetit gestillt, schellte sie; der Lakai trug die Reste hinaus, sie verriegelte hinter ihm die Thüre, warf sich auf das Sopha und war bald im tiefen Schlummer versunken.

Morier überlegte es sich zu Hause, wie er die Kreolin am sichersten und dauerhaftesten ausbeute. Läßt du dir deine Besuche bezahlen, rechnete er, so gewinnst du zwar ein hübsches Sümmchen, aber kein Vermögen. Umgekehrt, spielst du den Kavalier, drängst dich in ihr Vertrauen, so wirst du ihr Faktotum, machst sie bankerott und — wenn das nicht geht, heiratheſt du sie.

Gedacht, gethan. In der Oper ihr liebenswürdiger Mentor, beim Souper ihr Kavalier, war er bald ihr beständiger Begleiter und durfte ungemeldet ihre Zimmer betreten. Zwar wurde er zum Gespött der ganzen Stadt, seine früheren Freunde gratulirten ihm zur schwarzen Ehe und brauner Nachkommenschaft,

aber er war längst darüber hinaus, sich durch kleinliche Rücksichten von dem Ziele, welches er verfolgte, abwendig machen zu lassen. „Paris ist nicht die Welt, und als reicher Mann kannst du überall leben," war sein Grundsatz.

Sein Verhältniß zur Kreolin war bald so intim, daß sie eines Tages ihm klagte, sie sei mit ihren Geldgeschäften fürchterlich geplagt, sie müsse alle möglichen Quittungen und Rechnungen durchsehen, und das wäre ihr ein solcher Gräuel, daß sie lieber monatlich tausend Dollars verlieren wolle, als länger dieses ennuyante Geschäft fortzusetzen.

„Monatlich tausend Dollars!" dachte Morier, „die ist verteufelt reich!"

Die Gelegenheit war übrigens günstig, endlich einmal einen Blick in ihre Verhältnisse zu werfen, wonach er schon längst strebte; denn wenn auch allem Anscheine nach ihr Vermögen unermeßlich war, so ging er doch gern sicher. Wer stand ihm dafür, daß ein äußerer Unfall es nicht reduciren, ein Sklavenaufstand sie zur Bettlerin machen konnte, oder gar, daß sie zwar den Nießbrauch des Kapitals besaß, aber nicht Erbin desselben war! Somit bot er ihr bereitwillig seine Hülfe an und bat sie, wenn sie ihm das Vertrauen schenke, ihn zu ihrem Intendanten zu machen.

„Das wage ich nicht," antwortete sie mit einem verführerisch sein sollenden Lächeln, „denn einen solchen

Dienst von der Freundschaft zu verlangen, ist zu viel, Sie scheinen mir aber nicht der Mann, welcher eine Besoldung annehmen würde."

Morier entgegnete, daß sie von seiner Freundschaft mehr als diese Kleinigkeit fordern könne.

Noch schwankte sie.

„Ich bin eine eigenthümliche Frau," sagte sie nach einer Pause, „die alten Gewohnheiten, in denen ich erzogen bin, kleben mir noch immer an. Meinen Intendanten betrachte ich wie meinen Diener, ich bin launenhaft und heftig, zuweilen mißtrauisch, dann verlange ich Rechenschaft und — Sie wissen, wie man bei uns mit den Leuten umgeht — dazu sind Sie zu gut, Sie sind Kavalier — nein, nein, Sie würden eines Tages mich hassen, fortbleiben — das will ich nicht."

Morier drang sich ihr auf und zuletzt nahm sie es an.

Er wollte durchaus das Vermögen kennen lernen, und wiewohl ihm das Wort „Rechenschaft" unangenehm war, so hielt ihn das doch nicht ab, sein Ziel zu verfolgen.

Nachdem er Einsicht in die Papiere der Kreolin genommen, war er eben so überrascht, wie in seinen Hoffnungen getäuscht. Ueberrascht war er durch die Größe der Summen, über welche Jene gebot, denn sobald sie ihm hieß, von dem Intendanten in Cuba

Geld zu verlangen, sandte derselbe Tausende von Dollars, und fragte jedesmal an, wie er den Rest der Revenüen verwerthen solle. Getäuscht sah er sich jedoch darin, daß er gehofft, das Geld durch Unterschleif an sich ziehen zu können, denn der Intendant schien ein dem Vortheile seiner Herrin sehr ergebener Mann zu sein, streng Buch zu führen, und die Kreolin verfügte jedesmal persönlich über die ihr zugesandten Summen. Sie hatte eine Manie, Brillanten zu kaufen, und dies erklärte einigermaßen den Verbleib ihrer Einkünfte, denn obwohl sie mit großem Luxus lebte, verschwendete sie doch keineswegs.

Die Gewißheit von dem Dasein eines ungeheuren Vermögens, welches das seine werden konnte, genügte jedoch, um Morier vollständig der Signora zu verkaufen, und sie schien dies zu fühlen. Es war, als habe sie ihm einen Blick in ihre Verhältnisse absichtlich gestattet, um die Gêne fallen lassen zu können, welche sie bisher ihm gegenüber bewahrt. An Stelle der seiner Hülfe bedürftigen, zuvorkommenden Dame, die ihn wie einen Freund, Lehrer und Kavalier behandelte, trat jetzt ein tyrannisches, launenhaftes Weib mit allem Feuer südlicher Leidenschaft, mit der Reizbarkeit eines verzärtelten Kindes und ohne den Takt, welchen die Gesellschaft von jeder gebildeten Europäerin verlangt. Fortwährend mußte er um sie sein, ihr Dies besorgen, Jenes ausrichten; sie schalt ihn, wie

ihren Lakaien, und beobachtete dabei kaum die Rücksicht, dies leise oder unter vier Augen zu thun.

Eines Tages präsentirte ein Diener ihr das Glas Wasser, welches sie verlangt, auf eine etwas ungeschickte Weise. Heftigkeit gegen ihre Dienstboten, Schimpfworte und Aehnliches war Morier schon gewohnt, heute jedoch war sie schon durch etwas Anderes erregt, und in der augenblicklichen Hitze der Leidenschaft nahm sie das Glas und warf es dem Lakaien in's Gesicht, unbekümmert darum, daß das ausgeschüttete Wasser den kostbaren Teppich durchnäßte.

Morier konnte beim Anblick der in diesem Augenblicke doppelt häßlichen Megäre ein Lächeln nicht unterdrücken, sie bemerkte es und sogleich brannte eine Ohrfeige auf seiner Wange.

„Sie verhöhnen mich, eine arme betrogene Frau!" wandte sich nun ihr Zorn gegen ihn, während er erwartet hatte, daß ihre Heftigkeit sie augenblicklich reuen würde, „gehen Sie, gehen Sie!"

Morier wußte nicht recht, was er thun sollte. Gehen hieß Nichtwiederkommen, und das mochte er nicht — abbitten, das ging nicht, denn er war vor dem Lakaien beschimpft.

Er stotterte Etwas, als habe er durchaus keine böse Absicht gehabt, er habe über den Diener gelächelt —

Da reichte sie ihm die Hand zum Kusse hin.

„Nun, dann sind wir wieder Freunde; aber lächeln Sie nicht wieder."

Die Hand wurde mit der Grandezza einer Fürstin ausgestreckt.

Morier küßte sie, aber mit anderen Gefühlen, als wenn es die einer schönen „Blume von Granada" gewesen wäre, welche auch zuweilen Ohrfeigen austheilen sollen.

Nachdem er diese Behandlung geduldig hingenommen und selbst mit dieser Art von Aussöhnung zufrieden gewesen, wiederholten sich dergleichen Scenen immer häufiger, bis sie zuletzt auch außerhalb des Hauses vorfielen. Es schien, als ob die Kreolin Den absichtlich demüthigen wollte, welcher seine Absicht, ihr Gemahl zu werden, immer deutlicher an's Licht treten ließ, und der auch durch Gunstbezeugungen, die in sonnigen Stunden gegeben wurden, dazu berechtigt war.

Es war eine grausame Rolle, welche der Doktor durchführen mußte, um zum Ziele zu gelangen, aber er verfolgte sie mit eiserner Consequenz. Eine Creatur, die fast Ekel in ihm erzeugte, mußte er heucheln zu lieben, er mußte, um nicht die lange Mühe verloren zu sehen, jetzt Alles hinnehmen, und durfte keine Miene verziehen, die zeigte, daß die Tyrannei ihm unerträglich sei. Aber die Hoffnung, einst reichen Lohn zu finden, gab ihm Kraft und er tröstete sich für jede

Unbill mit dem Gedanken, daß, wenn er sein Ziel erreicht, wenn er der Besitzer der Hand und des Vermögens der Kreolin sein würde, daß dann die Rollen wechseln sollten und er ihr Das vergelten könne, was er jetzt litt.

Sie hatte ihn in der Oper in's Gesicht geschlagen, weil er ihren Fuß unsanft berührt; bei einem Spazierritt hatte er ihre Reitpeitsche gekostet, weil sein Pferd sie bespritzte, und dann hatte sie nicht einmal schneller reiten wollen, um ihn dem Gelächter der Leute zu entziehen. Die ganze Stadt verhöhnte ihn. Was man kaum von der schönsten Hand einmal erduldet, das ließ er sich täglich von einer häßlichen Megäre gefallen; er durfte es nicht wagen, auf die Straße zu gehen, ohne daß die Gassenknaben ihn verspotteten.

Da kündete ihm die Kreolin eines Tages an, daß sie beabsichtige, ein deutsches Bad zu besuchen. Er war glücklich bei dem Gedanken, Paris verlassen zu können. Jetzt war aber die Kreolin für ihren Ruf besorgt. „Ich kann nicht mit einem jungen Manne reisen," sagte sie, „Sie müssen mir folgen, dort im Bade erneuern wir unsere Bekanntschaft."

Was sie sagte, war für Morier Befehl.

Als sie Paris verlassen — er sollte erst in einigen Tagen folgen — kam er für einen Augenblick zum Bewußtsein seiner jetzigen Lage. Sein Ruf war ruinirt, er war die Zielscheibe des öffentlichen Witzes, ver-

achtet und geächtet. Pecuniär hatte er nicht nur keine Vortheile gehabt, sondern, da die Begleitung der Kreolin Aufwand erforderte, hatte er nicht nur sein Vermögen geschwächt, sondern war schon genöthigt gewesen, seine Kapitalien mit Verlust aufzunehmen, sich an Wucherer zu wenden — aber, was galt das Alles gegen die Aussicht, zehnfacher Millionär zu werden, in wenigen Monden ein Mann zu sein, welcher an die Tasche schlagen kann und die öffentliche Meinung nicht zu fürchten braucht!

Dies tröstete ihn und er reiste der Kreolin nach.

Im Badeorte wiederholte sich bald Alles, wie es in Paris geschehen. Sträubte er sich nur im Geringsten, einen ihrer Wünsche zu erfüllen, so ward sie heftig, und um wenigstens hier seinen Ruf zu schützen, fügte er sich willig in Alles. Aber eine Veränderung war doch mit ihr vorgegangen. War es die Milde der Witterung, die Frische der Luft oder waren's andere Eindrücke, genug, sie war für seine Bewerbung empfänglicher und er durfte hoffen, daß sie das Jawort sprechen würde.

Da sagte sie eines Tages zu ihm. „Doktor, Glück in der Liebe, Unglück im Spiel. Ich bin neugierig, zu sehen, worin Sie Glück haben. Spielen Sie." Morier schwur ihr, daß er Unglück haben müsse, denn seine Liebe mache ihn unendlich selig. Beide gingen an's Roulett. — Der Doktor verlor.

„Bah, die Bagatelle!“ sagte sie, als er tausend Thaler verloren — „übrigens ist es interessant, Sie spielen zu sehen. Während Andere sich echauffiren, bleiben Sie äußerlich kalt, und doch fühlt man, daß Sie innerlich erregt sind. Sie gefallen mir beim Spiel, ich lerne Ihren Charakter schätzen.“

Morier mußte täglich an's Roulett. Zuletzt that er es von selbst, denn er gewann. Er spielte eifriger, ließ in Paris sein Vermögen flüssig machen, um desto höher gehen zu können. Die Bank hatte einen plötzlichen Zuschuß bekommen, es hieß, ein englischer Lord habe sich dabei betheiligt, es seien unendliche Summen zu gewinnen.

Morier spielte — das Glück wandte sich — er verlor. Je mehr er verlor, desto liebenswürdiger ward die Kreolin gegen ihn. Die Spielwuth trieb ihn immer weiter — er verlor mehr, als er besaß, verlor bedeutende Summen, die er aufgenommen.

Zuletzt schwand sein Credit, man forderte Bezahlung. Jetzt war er verloren, wenn ihm Maria nicht ihre Hand reichte. Auf sie vertröstete er seine Gläubiger.

Und die Kreolin willigte ein. Morier erhielt das Jawort, er war selig, denn in einigen Wochen war er ja gerettet und — Millionär!

Jetzt, nachdem die Verlobung des Doktors mit der reichen Erbin bekannt geworden, hatte er wieder offenen

Credit, und er machte Gebrauch davon, um recht glänzend bei der Hochzeit zu erscheinen.

Der Tag nahte heran, der Ehekontrakt ward geschlossen. Gemeinschaft der Güter wurde festgesetzt, Maria willigte in Alles. Morier war trunken vor Seligkeit, er hatte ein Ziel erreicht, vor dessen Höhe ihm schwindelte — ein genußreiches, herrliches Leben lag vor ihm.

Er führte die Braut zum Altare. Maria strahlte im Glanze von unzähligen Diamanten, ihr Anzug ward mindestens auf nahe an eine Million geschätzt.

Aber in der Kirche stand Jemand, dessen Anblick Morier erbleichen machte — es war das kalte, finstere Antlitz Rasleigh's — er stand da, wie ein Rachegott, sein eisiger Blick stierte wie höhnend auf die laute Freude, und Morier zitterte — es kam über ihn, wie eine böse, dunkle Ahnung.

Er wagte es nicht, seinem Blicke zu begegnen, er schlug das Auge nieder. Sonst hätte er ihm getrotzt, aber jetzt, gerade in diesem Augenblicke, wo sein Schicksal sich entschied — jetzt bebte er.

Die Ceremonie ward geschlossen. Morier war der Gatte Maria de Mendoza's.

Das junge Ehepaar begab sich zum Festmahl, geleitet von den Hochzeitsgästen der ganzen vornehmen Welt des Badeortes. Morier's demüthige Rolle als Liebhaber einer reichen, aber unschönen und nicht mehr

jugendlichen Kreolin, welche ihn mehr wie einen ihrer Diener als wie Einen ihres Gleichen behandelt hatte, war längst ein ergiebiges Thema für den krittelnden Spott und den Witz der Badewelt gewesen — jetzt — wo er sein Ziel erreicht hatte, gab es unter den jungen Männern nicht wenige, die ihn beneideten und gern an seiner Stelle mit einer Hand die Kreolin gehalten hätten, um mit der andern in ihren Beutel greifen zu können. Dies selige Gefühl endlich erreichten Besitzes erwartete man daher in des Doktors Zügen zu lesen, als er jetzt durch die prächtigen Hallen, welche nun ihm gehörten, schritt — aber wie erstaunte man, anstatt des Triumphes Unruhe, statt des Roth's der Freude tiefe Blässe auf seinen Wangen zu sehen. Seine Stimme klang hohl, sein Gang war unsicher, er glich einem Manne, der bei jedem Schritte fürchtet, daß sich ein Abgrund vor ihm aufthue.

Morier war, je näher er seinem Ziele kam, desto vorsichtiger gegangen, hatte desto schärfer beobachtet. Es befremdete ihn, Maria's Wesen, je näher der Hochzeitstag gerückt war, desto sanfterer und unsicherer zu finden. Ihr Uebermuth war verschwunden, eine gewisse Aengstlichkeit lag in ihren Mienen, und ihr ganzes Auftreten war von der Art, als nahe ihr eine Krisis, vor welcher sie zitterte. Bei der Ceremonie selbst hatte sie fast mechanisch alle Formen befolgt. Ihre Hand glühte in der ihres Gemahls. Sie hatte

während der Ceremonie scheue Blicke um sich geworfen, und plötzlich war es Morier, als ob ein kalter Schauer sie durchrieselte, von dem auch er sich wie magnetisch getroffen fühlte — sein Blick folgte dem ihren und er erkannte Rasleigh.

Als er jetzt mit seiner Gemahlin, von Hochzeitsgästen umringt, deren Glückwünsche entgegennahm, drängte sich auch ein Fremder zu dem jungen Ehepaare heran. Die hohe, ernste Gestalt, das bleiche, kalte Aussehen des Fremden, verbunden mit einer ächt aristokratisch-vornehmen Erscheinung, hätten an sich Aufsehen erregt, wenn nicht schon die Toilette desselben durch ihren seltsamen Contrast mit dem Gesellschaftsanzuge der Anwesenden die Augen Aller auf ihn gezogen hätte.

Der Unbekannte trug nämlich ein bis an den Hals zugeknöpftes Reisekleid, ohne Stickereien, seine Fußbekleidung trug die Spuren des schlechten Wetters, kurz, er schien absichtlich alles Das versäumt zu haben, was die damalige Sitte erheischte und was bei einer so festlichen Gelegenheit gefordert werden konnte. Lag in der Toilette schon eine Beleidigung für die Dame des Hauses, so wurde diese dadurch vergrößert, daß er, statt ihr seine Verbeugung zu machen und sich zu entschuldigen, ihre Gegenwart ganz ignorirte und sich kurz zu Morier wandte.

Er stellte sich dicht vor ihn hin, man sah den

Doktor erbleichen — im ganzen Saale kein Laut — Alles lauschte mit der gespanntesten Neugier auf die Entwickelung eines Drama's, welches allem Anscheine nach hier vor sich gehen sollte.

„Ich sagte, Sie würden mich wiedersehen," begann Rasleigh mit tiefer, klangvoller Stimme, so daß jeder Laut im entferntesten Winkel des Saales gehört wurde — „und ich freue mich, Sie so glücklich zu finden. Also das ist Ihre Frau?"

Damit musterte er die Kreolin von oben bis unten. In dem Tone seiner Stimme lag etwas so bitter Ironisches, in seinem Blicke auf Morier's Gemahlin eine so verletzende Geringschätzung, daß Jedermann erwartete, der Wirth würde den Fremden durch seine Lakaien hinauswerfen lassen.

Aber ein Blick auf Beide nahm ihnen diesen Wahn. Morier zitterte vor Wuth, aber er wagte es nicht, das Auge aufzuschlagen — Rasleigh's Blick ruhte vernichtend auf ihm.

Als Morier nicht antwortete, wandte sich der Lord an dessen Gattin.

„Guten Tag, Marie, wie geht's? bist alt geworden, häßlich, hast aber doch einen hübschen Fang gemacht, Blitzmädel Du! —"

Ein unwilliges Gemurmel ging durch den Saal.

„Mylord," rief Morier, die Faust ballend, „das ist meine Frau — doch —" wandte er sich zu seinen

Gästen, „die Herrschaften verzeihen eine Störung, welche ich gleich beseitigen werde — der Lord," damit legte er den Finger bedeutsam auf die Stirn, „ist leidend."

Die letzten Worte wurden in flüsterndem Tone gesprochen.

Rasleigh hörte es.

Die Arme über die Brust gekreuzt, betrachtete er ihn einen Augenblick, als wollte er sich an der Verlegenheit seines Todtfeindes weiden. Dann sagte er laut zu Morier: „Lieber Doktor, wozu die Komödie weiter führen? Oder sollten Sie es nicht wissen, daß Marie einst ein lustiges Freudenmädchen in Brüssel war? Fragen Sie sie selbst! Marie, sag's ihm doch!"

Morier stand wie vom Blitze getroffen, die Ruhe des Lords betäubte ihn. Marie zwang sich zu einem Lächeln.

„Mylord," sagte sie mit bebender Stimme, „es ist nicht hübsch, daß Sie mich verrathen!"

„Werd's wieder gut machen!" damit kniff Rasleigh ihr die Wange. „Aber mein braunes Kind," sagte er dann lächelnd, indem er auf Morier zeigte, „gieb ihm einen Kuß, oder Etwas von Deinen Essenzen, er wird ohnmächtig!"

Nachdem er dies gesagt, verließ Rasleigh den Saal.

Seinem Beispiele folgte die Gesellschaft; an der Wahrheit seiner Worte zweifelte Niemand. Man zuckte die Achseln und raisonnirte darüber, daß der Doktor es gewagt, vornehme Leute zu solch einer Hochzeit einzuladen.

Wenige bemitleideten Morier. „Er heirathete ja nach Geld!“ sagten die Damen, während einzelne junge Herren darauf schwuren, Morier sei durchaus nicht getäuscht worden, er habe Alles gewußt und würde sich an dem Fremden durch einen Pistolenschuß zu rächen wissen.

Um dem ersten Ausbruch der Wuth Morier's zu entgehen, hatte auch Marie die Gelegenheit, während Alles den Saal verließ, benutzt, sich dessen Anblick zu entziehen.

Er war allein; kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, sein Blut kochte. Stundenlang saß er da und brütete Rache. Rache war das Einzige, woran er dachte, nicht seine Schande, diese wurde ja durch die Millionen aufgewogen, welche er besaß und die ihm jetzt helfen sollten, sich zu rächen.

Rache! und dann fort in die weite Welt!

Da erhielt er einen Brief, er war von der Kreolin, nur die letzten Worte hatte Rasleigh dictirt.

Wir geben ihn dem Leser.

„Lieber Herr Gemahl!

„Ein Fremder besuchte mich einst in Brüssel und bot mir ein Jahr des üppigsten Lebens für eine Stunde der Rache, die ich ihm verschaffen sollte. Ich war ein Freudenmädchen, was hatte ich mit dem Haß zu thun! Ich schlug sein Anerbieten aus, weigerte mich, einen Menschen, den ich nicht kannte, unglücklich zu machen. Da erzählte er mir eine Geschichte von einem Eduard Rasleigh, der ein Weib geliebt, sie und sein Kind einem Freunde anvertraute — und betrogen ward. Nicht zufrieden, die Einkünfte der ihm Anvertrauten zu schmälern — nahm der falsche Freund Alles — überließ Jene dem Elende, und auch dies genügte ihm nicht — nein, er untergrub ihren Ruf, so daß sie, verachtet, aus ihrer Heimath verstoßen, in der Fremde umirren und verhungern mußte.

„Jener Freund sind Sie, Sie thaten das Alles, um im Golde zu schwelgen!

„Gegen einen solchen Mann ist Alles erlaubt, und mein Gewissen sträubte sich nicht mehr dagegen, ein willenloses Werkzeug der Rache Rasleigh's zu sein.

„Aber der Lord wollte mehr: keine Gewalt, keine Ueberlistung — Ihre eigene Schlechtigkeit sollte Ihr Fluch werden!

„Und so habe ich die Rolle gespielt, deren trauriger Liebhaber Sie waren. — Nichts schreckte Sie

zurück, die niedrigste Sklaverei haben Sie willig ertragen und es war gleichgültig, von Wem! Aber noch mehr, Sie haben mir Ihre Liebe gestanden, haben geschworen, daß es nicht mein Geld, sondern meine Persönlichkeit sei, welche Sie an mich gefesselt — war das ein Meineid? Die Probe ist da!

„Der Flitter, die Schätze, welche Sie geblendet — gehören nicht mir."

Morier, dem jede Zeile wie Gift und Galle durch's Herz tröpfelte, fing jetzt an, das Letzte zu ahnen — krampfhaft zerknitterten seine Hände das Papier, als er weiter las:

„Lord Rasleigh nimmt heute sein Eigenthum zurück!

„Herr Gemahl, unsere Güter sind gemeinschaftlich," schloß der Brief, „was Ihnen Ihre Gläubiger übrig lassen, werden Sie hoffentlich mit mir theilen?"

Die Kreolin war aus dem Badeorte verschwunden, statt ihrer hatte der Commissionair „eines fremden Lords" ihr Palais ꝛc. in Beschlag genommen. Man sprach von nichts Anderem, als von der scandalösen Hochzeit, dem Verschwinden der jungen Frau, dem bleichen Lord, und endlich munkelte man, Doktor Morier habe in einem großartigen Schwindel Fallit gemacht und würde sich wohl eine Kugel durch den Kopf jagen.

Dies geschah jedoch nicht. Morier hätte es gern gethan, oft genug setzte er die Pistole an, aber er war zu feig zum Selbstmord.

Durch die Flucht entging er für den Augenblick seinen Gläubigern, aber eine unsichtbare, räthselhafte Hand zeigte den Verfolgern seinen Versteck, und Morier wurde ergriffen und zur Haft gebracht.

Während dies geschah, war der Held der Katastrophe, Lord Wasdowne, noch im Badeorte, man sah ihn täglich auf der Promenade, aber kein Wort kam über seine Lippen, welches ein Licht über den Vorfall geben und die Neugier der Badewelt befriedigen konnte.

Die Kreolin, lautete später das Gerücht, lebe in Brüssel von einer mäßigen Pension, welche ihr der Lord ausgesetzt habe.

5.

Der Maler im Dorfe.

Wir führen unsern Leser auf den Pachthof zurück, dessen er sich, wie wir hoffen, noch erinnert.

Agnes ist ein Mädchen von 17 Jahren, schlank und froh herangewachsen, wie ein Bäumchen in Waldesluft, dessen frisches, heiteres Grün jetzt unter den Sonnenstrahlen des Frühlings lächelt. Die düstere Erin-

nerung der Stürme, welche über ihre Jugend getobt, ruht gleich einem Schatten, den man nur des Abends sieht, wenn man in einsamen Stunden früherer Tage gedenkt. Dann scheint er freilich größer und dunkler, aber die Phantasie, welche ihn ausschmückt, giebt sich ihm nicht hin, sondern heitert sich wieder beim traulichen Schimmer der Lampe im liebenden Kreise der Freunde. Die trüben Stunden, wie welke Blätter des Herbstes unter dem Leichentuche des Winters, waren unter dem tiefen Schmerz der Stunde am Todtenbette der Mutter begraben, aber seit das Grab grün geworden, seit blühende Rosen sein bleiches Antlitz heiterten, wandelte sie auch zu ihm, wie zu einem Garten, wo man an Liebe denkt und an Das, was unter der duftigen Fülle kalt und todt begraben. Ernster und reiner das Gefühl, wurde die Erinnerung wehmüthiger, aber weniger schmerzlich — und diese Art des Vergessens ist die, welche nur guten Herzen eigen und welche doch — die natürlichste ist. —

Agnes hatte in Annette eine zweite Mutter gefunden, aber ihr wurde mehr — ihr wurde eine Schwester, eine Freundin. Der Himmel hatte Annette nur eine Tochter geschenkt, welche zur Erinnerung an ihre dahingeschiedene Freundin den Namen derselben „Toni" führte. Annetten's ältere Schwester dagegen, welche in der Nähe verheirathet war und weniger mit Glücksgütern gesegnet, desto mehr Kinder aufzuweisen hatte,

gab gern den Bitten Jean's nach, welcher für Agnes eine Gefährtin suchte, und überließ ihnen eine ihrer Töchter zur Erziehung.

Margareth, Agnes neue Freundin, war wenige Jahre jünger, als diese, war ein heiteres Naturkind im Gegensatz zu der etwas schüchternen Agnes, welche, ein getreues Ebenbild ihrer Mutter, auch feiner, eleganter gestaltet war, was ihrem ernsteren, sinnigeren Wesen nicht übel kleidete, ja, ihr sogar etwas graziös Vornehmes gab, so daß sie immer mehr ihrer Mutter in besseren Tagen ähnelte.

Zwei so schöne Blumen, wie Agnes und Margareth, konnten nicht dem Auge der Welt verborgen bleiben, wie tief auch die Einsamkeit war, in welcher sie dufteten.

Die jungen Leute des benachbarten Dorfes, theils Söhne begüterter Weinbauern, theils Arbeiter, welche der alte Düpont besoldete, verehrten Agnes als die Enkeltochter des „guten Herrn," wie Düpont genannt wurde, beobachteten jedoch ihr gegenüber stets eine gewisse Zurückhaltung, welche theilweise in dem vornehmeren Aeußern des Mädchens ihren Grund hatte, theils aber auch eine Folge des mystischen Dunkels war, welches einen Schleier über ihre Herkunft zog. Jedermann wußte, daß sie die Tochter der fremden blassen Frau gewesen, welche Annette mitgebracht und die, wie Michel, Jean's Kutscher, erzählt hatte, von

ihr an einer Straßenecke gefunden sei. Die Achtung und Liebe jedoch, mit welcher sie im Pachthofe behandelt wurde und welche man einer Bettlerin nicht in dem Grade geschenkt haben würde, machten das Räthsel nur verwickelter und man flüsterte Allerlei über ihre Herkunft. Bald hieß es, sie sei eine reiche Grafentochter, welche ein Schurke verführt und verlassen habe und welche das Elternhaus deshalb meiden müsse; man wollte ein Kästchen mit einer Herzogskrone im Nachlaß gesehen haben, ja Einige behaupteten, sie möge wohl eine Geliebte des Königs Ludwig XV. sein, welche ihr Leben bereut und den Hof geflohen habe. Kurz man zerbrach sich den Kopf, mußte endlich aufhören zu grübeln und das geheimnißvolle Dunkel, welches über der Mutter geschwebt, haftete jetzt auf der Tochter und war es, was die Bauern ihr gegenüber scheu in den Schranken hielt.

Margareth dagegen, beliebt und gesucht, war die Königin aller ländlichen Feste und von Anbetern umringt, wo Jene mit Scheu zum Tanze aufgefordert wurde. Da somit keine Eifersucht zwischen den ersten Schönheiten stattfinden konnte, sah man die seltene Erscheinung, die beiden hübschesten Mädchen des Dorfes befreundet zu sehen, und, sobald Agnes mit wehmüthigem Herzen bemerkte, wie Margareth ihr vorgezogen wurde, hatte auch diese schon den bestgekleidetsten Burschen für die Freundin ausgesucht und zu ihr ge-

schickt. So hatte Margareth außer dem Hause die Bedeutung, welche Agnes ihr gegenüber unter vier Augen einnahm, als sich die Stellung Beider plötzlich ändern sollte.

Albert, der Sohn des Maire, kam aus Paris zurück, wo ihn sein Vater die hohe Schule hatte besuchen lassen. Der alte Merlin, so hieß der Maire, war nicht nur der angesehenste Mann, sondern auch das Orakel des Dorfes. Er hatte Bücher gelesen, stand mit vielen hohen Herren in Verbindung, ja, es hatte sogar König Ludwig, als er die Gegend besuchte, mit ihm gesprochen! Er war früher Soldat gewesen, Manche behaupteten sogar, daß der alte Sonderling, der so viel mit dem Gutsherrn, Grafen Rohan, verkehre, mehr verstände als Brod zu essen und früher eine wichtige Person gewesen sei. Dazu kam, daß er auch in naher Beziehung mit dem Kloster vom heiligen Benedikt stand, welches etwa eine Meile vom Dorfe entfernt war und dessen Prior ihn häufig besuchte. Aus allem diesen wird der Leser sehen, daß Albert, sein Sohn, eine wichtige Person für das Dorf war, abgesehen davon, daß er die hohe Schule besuchte und in Paris gewesen war.

Margareth und Albert waren in ihrer Jugend Gespielen gewesen, und als dieser jetzt, das Schwert an der Seite, in seidenem, goldgestickten Kleide sie aufsuchte, da klopfte ihr Herz ganz eigenthümlich und

sie wagte es kaum, die Hand zu nehmen, welche ihr zum Gruß geboten wurde. Sie schlug das Auge nieder und wagte es nur unbemerkt, einen Blick auf den schönen, vornehmen Herrn Albert zu werfen, der jetzt so stattlich aussah — ganz anders wie früher der Kleine mit dem sie gespielt, und der doch derselbe war, der sie so oft seine kleine Braut genannt! — Albert lächelte über die Scheu des hübschen Mädchens und mit den Worten: „Margareth, Du zierst Dich wohl gar!" zog er sie an sich. Dies geschah vor dem Pachthause — da öffnete sich die Thüre und Agnes trat heraus.

Albert erblickte sie und ließ unwillkürlich den Arm sinken, welcher Margareth umfaßt hatte. Seine Blicke hingen an der fremden, stolzen Erscheinung und während Margareth zur Freundin entschlüpfte, stand er eine Weile stumm vor Erstaunen da, hier in seiner Heimath ein Mädchen zu erblicken, welches einer Blume glich, die ein Zephyr aus dem Damenflor des Hofes Ludwig XV. geraubt zu haben schien.

Auch auf Agnes konnte die Erscheinung eines Mannes aus der andern Welt, aus einer Welt, die sie nur aus Beschreibungen kannte, nicht ohne Eindruck bleiben. Wie oft hatte sie von dem stolzen, prächtigen Leben gehört, welches in Paris geführt wurde, sich beschreiben lassen den Glanz des Hofes, die herrlichen Aufzüge der Großen, und wie oft war sie in

süßen Träumen dort gewesen und hatte ihr Herz den süßen Einflüsterungen der Liebe und des Triumphes geöffnet! — Und als sie nun Albert reden hörte, schien ihr die Stimme von edlerem Klang zu sein, als sie ihn je gehört; die zierliche Art zu sprechen, erinnerte sie an frühere Zeiten — und, wie durch verwandte Natur angezogen, waren Beide, Agnes und Albert, bald mit einander vertraut.

Margareth sah es, sie staunte, wo Agnes alle die Worte hernahm, ihm zu antworten, — sie hätte sich gern in das Gespräch gemischt, aber die Zunge wurde ihr zu schwer, sie fühlte zum ersten Male Eifersucht!

„Albert," sagte eines Tages der alte Merlin zu seinem Sohne, „ich wünsche, daß Du heiratheſt. Ja," fuhr er fort, mit dem Anschein als bemerke er die plötzliche Gluthröthe nicht, welche das Antlitz des jungen Mannes bedeckte, „Du sollst heirathen und zwar ein Mädchen von Stande, ein Weib, das Dein Glück machen kann. Du bist alt genug und hinlänglich erfahren um zu wissen, daß man einen Unterschied zwischen seinem Vergnügen und zwischen seinem Vortheil machen muß, und daß Derjenige am weitesten kömmt, welcher es versteht, Beides zu vereinen. Ich höre, daß Du eine Liebschaft auf dem Pachthofe verfolgst, — unterbrich mich nicht — meinetwegen, obwohl ich es lieber gesehen hätte, wenn Du Dir zu dergleichen

Aventüren eine Marquise ausersehen hättest, eine Frau, deren Gunst Dich vorwärts bringen kann."

„Vater!" unterbrach ihn Albert, welcher fühlte, was diese Worte bedeuteten, die so ganz im leichten Sinn jenes Zeitalters gesprochen wurden, „Vater, eine derartige Liebschaft habe ich durchaus nicht, der Ruf des jungen Mädchens, von welchem Du sprichst —"

„Sei wie er will," vollendete Merlin den Satz, „Du kannst ihn nur schlechter machen, denn Du denkst doch nicht etwa daran, sie zu heirathen?"

Albert senkte den Kopf, als wage er nicht, das Ja laut auszusprechen.

Der Alte musterte ihn mit finsterem Blick.

„Ich hätte Dich für vernünftiger gehalten," sagte er nach einer Pause. „Nach Deinen Briefen und Deinem Aussehen glaubte ich, daß Du älter geworden und diese Thorheiten längst überwunden hättest. Glaubst Du, daß ich Dich dazu hätte in Paris erziehen lassen, damit Du eine Bäuerin heiratheſt, damit Du den Degen, mit welchem Du prunkst, gegen eine Heugabel vertauschest?"

„Agnes ist keine Bauerstochter; ihr Aeußeres, ihre Erziehung deutet auf eine höhere Geburt."

„Weiß ich, kann möglich sein!" murmelte Jener, „aber," setzte er lauter hinzu, „wer einmal in den Schatten getreten, scheut das Licht. Du brauchst Sonne,

Gunst, ich will, daß Du Dir Bahn brichst, denn mit einem Wort: Ich brauche Dich!"

Der Alte sprach die letzten Worte mit dumpfer, von innerer Bewegung halb erstickter Stimme und als träten bittre Erinnerungen vor seine Seele, flammte das Auge düster; doch er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Falten gewaltsam glätten, welche der Kummer gefurcht und welche graues Haar bedeckte.

In wenig Sekunden war jede Spur der Erregung wieder verschwunden, die Stirn kalt und ernst wie früher.

„Heut Abend sollst Du mehr erfahren," sagte er nach einer Pause, „jetzt laß mich allein!"

Albert verließ mit schwerem Herzen das Zimmer des Vaters. Er liebte Agnes mit dem ersten Jugendfeuer wahrer Liebe; zum ersten Male hatte er rein und heilig in ein Auge geschaut, und nun trat ein finsterer Geist dazwischen, der ihm Umkehr gebot — o, er ahnte es wohl, was der Vater wollte, eine dunkle Ahnung hatte es ihm längst gesagt — aber er hatte es über seine Liebe vergessen!

Albert war mit achtzehn Jahren nach Paris gegangen und sein Vater hatte ihm eine Lehre dorthin mitgegeben, welche jetzt ein unheimliches Licht in seine trüben Betrachtungen warf.

„Albert," hatte er gesagt, „Du bist ehrgeizig, laß Ehrgeiz Deine einzige Leidenschaft sein! Dein Herz

ist nicht weich, Gott sei Dank! aber laß es noch verhärten, lass' eine Rinde herumtrocknen, dürr und kalt gegen Außen, für die Welt, — jeden warmen Schlag, jeden Sonnenstrahl verschließe und behalte ihn für Dich, denn wehe Dir, wenn Du Dein Herz offen lässest, ohne Panzer, — tausend Pfeile würden es zerfleischen, tausend Dolche martern — es würde brechen und Du würdest werden, was ich bin, ein Menschenfeind!"

Albert hatte damals die Worte nicht verstanden, und sie angehört wie so viele dunkle, bittere Aeußerungen, in denen sein Vater sich ihm gegenüber erging. In Paris hatte er während der drei Jahre, die er dort verlebt, alle Freuden genossen, welche ihm seine kräftige Jugend wünschen ließ, sein voller Beutel möglich machte und sein einnehmendes Aeußere erleichterte. Sein Name (der Vater hatte, als er sich aus der großen Welt zurückzog, den Adel niedergelegt) verschaffte ihm Eintritt in die beste Gesellschaft und Albert de Merlin wurde bald Liebling der Damen und einer der berühmtesten und berüchtigtsten Roués unter den Studenten der Hauptstadt.

Der genußsüchtige, leichtfertige Jüngling, der kecke Roué hatte vor Agnes den Blick gesenkt — zum ersten Male war ihm die Schmeichelei auf der Zunge erstorben, zum ersten Male hatte ihn ein Mädchenauge befangen gemacht.

Albert liebte, und über seinem Gefühl hatte er die Lehre des Vaters vergessen, die er früher unwillkürlich befolgt.

Mit Unruhe harrte er der Stunde, welche ihm endlich Aufschluß über den Groll geben sollte, welcher nach langen Jahren noch ungeschwächt an dem Herzen seines Vaters nagte. Die Hoffnung (und Liebe hofft immer), daß es eine Möglichkeit gäbe, dem Vater zu dienen, ohne Agnes zu entsagen, ließ sein Herz beben, je mehr es unter den verschiedensten Gefühlen und Bangigkeiten zuckte. Hier Gehorsam und Kindespflicht — dort seine Liebe, sein Glück! Albert zitterte, als er wieder in das Zimmer seines Vaters trat.

Dieser hieß ihn sich setzen und ihn anhören.

„Albert," begann er, „es war einst ein junger, lebenslustiger Kavalier unter den Musketieren des Königs, der sich, bei welcher Gelegenheit ist gleichgültig, ausgezeichnet und den persönlichen Dank seines Fürsten erworben hatte. Merke wohl, der König Ludwig XIV. war ihm persönlich verpflichtet.

„Der Kavalier lernte eine Dame kennen, jung, schön und vom ältesten Blute Frankreichs, er liebte sie, betete sie an und bat endlich, als der König ihn daran erinnerte, daß er von ihm eine Gnade zu fordern habe, um die Hand der Gräfin.

„Alles staunte über die Kühnheit eines Musketiers, seine Hand nach der besten Perle des König-

reichs auszustrecken, doch der König war überaus gnädig, er befahl die Hochzeit!"

Merlin holte tief Athem und fuhr fort:

„Der Kavalier lebte sehr glücklich in seiner Ehe, denn die Gattin liebte ihn, wie es schien, ebenso hingebend, als er sie — der Himmel schenkte ihnen ein Kind und damit schien das Band unauflöslich geknüpft.

„Aber ein Dritter hatte sein Auge auf das Weib geworfen, er war nicht schön, nicht jung, es war ein Greis, der seine hageren Finger nach ihr ausstreckte und welcher über Tausende gebot, die ihm hülfreich waren, seinen Lüsten zu fröhnen. Das Weib — willig oder nicht — ich mag das Erstere nicht glauben, wurde sein, doch als es einmal sein gewesen, hielt Schaam und Reue es davon ab, wieder zum Gatten zurückzukehren.

„Der Kavalier war der Letzte, der seine Schande erfuhr. Der Ehebruch war in einem Hause vollzogen worden, welches einem Menschen gehörte, der zu diesem Zwecke erkauft worden war.

„Nun höre, Albert:

„Der Greis war Ludwig XIV. — der Kavalier, sein Lebensretter, das war ich — sie, Deine Mutter!"

Albert hatte es schon geahnt, doch als er die Worte hörte, schrie er auf.

„Ruhig, mein Sohn. Kann Dein Herz noch kein Gift vertragen?"

Der Blick, mit welchem Merlin seinen Sohn fixirte, war entsetzlich und hätte eine reine Seele verderben können.

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich schwur Rache. Dem Könige reichte ich mein Entlassungsgesuch ein. Seinen Günstling, den Mann, welcher den Unterhändler gespielt, erstach ich im Duell.

„Mein Weib war in den Tuilerieen vor meiner Rache sicher, ich forderte sie, aber man gab mir zu verstehn, daß der König wegen des Duells ein Auge zudrücken wolle, — jetzt möge ich mich vor der Bastille hüten.

„Ich verfluchte sie und sie ist später, ohne mich wiederzusehen, in einem Kloster gestorben.

„Meine Rache suchte aber noch Jemand, sie suchte den Schurken, welchem das Haus gehört, in dem die That vollzogen, der es dazu angeboten hatte, um für den Preis meiner Schande in der Hofgunst zu steigen. Ich suchte ihn auf, den Degen in der Hand. Aber der Schurke war feige und entschlüpfte mir, nachdem ich, um ihn zum Duell zu zwingen, ihm ins Antlitz geschlagen. — Seinen Namen habe ich nicht erfahren können, er hatte das Haus nur gemiethet, aber es war sicherlich einer jener feigen, vornehmen Höflinge und Speichellecker des Königs.

„Andern Tags wurde ich aus Paris verwiesen.

„Albert, Ludwig XIV. ist todt, Ludwig XV. hat sich vergebens bemüht, das wieder gut zu machen, was Jener an mir gethan, man hat mir umsonst Ehren und Würden angeboten, ich habe sie nicht nur ausgeschlagen, sondern sogar den Adel abgelegt, den man so wenig achtet und dessen Würdenträger die Schmach ihres Genossen ungerächt gelassen haben, die es feige mit ansahen, wie ihr Stand in meiner Person mit Füßen getreten ward.

„Albert, meine Rache muß noch den Letzten treffen und Du sollst mein Werkzeug sein. Tritt Du in die Welt, welche ich verachte, mit einem Herzen, welches jetzt anders über sie urtheilt, suche Gunst, Rang und Würde, nicht um ihretwillen, sondern als Mittel Die zu demüthigen, welche Deinen Namen geschändet, unter denen Jener ist, welcher einen Schlag in's Gesicht geduldet und vielleicht beladen mit Ehrenzeichen das geschändete Haupt stolzer erhebt, als der Ehrenmann unter dem groben Kittel.

„Albert, ich lehre Dich die Menschen blos verachten, ich — hasse sie. Nun thue was Du willst, eine Schönheit des Dorfes, ein Mädchen, wie Deine Agnes, kann wohl nur Jemand glücklich machen, der wie sie, die Welt noch nicht kennt, aber nach dem was Du erfahren, mußt Du die Kluft kennen, welche Euch von einander trennt, — ich habe Dich für solches Glück verdorben!"

Als Albert des Abends, allein auf seinem Zimmer, über das, was er gehört, nachdachte, erfüllte eine unendliche Bitterkeit sein Inneres. Er theilte das Rachegefühl des Vaters, auch ihn quälte der Rachedurst; Scham und Haß brannte ihm durch die Adern und seine Pulse schlugen, seine Faust ballte sich. — „Aber," dachte er wieder, „was hat Agnes damit zu thun?"

„Sie ist rein, sie ist heilig, sie würde Dich nie verrathen. Dein Leben würdest Du für Deine Rache einsetzen, aber Deine Liebe? — nein! —"

„Wie aber, wenn sie Dich nicht liebte, wenn sie —"

Albert stutzte. „Nein," rief er, und der Gedanke war Balsam auf die Wunde, — „Sie liebt Dich, ihr Auge kann nicht täuschen!"

Und es trieb ihn hinaus in's Freie. Die verschiedenartigsten Gefühle tobten in seiner Brust und machten ihm das Zimmer zu eng.

Es war noch früh am Abend, aber der Mond schien hell.

Albert ging ohne Ziel, aber seine Füße schlugen mechanisch den Weg nach dem Pachthofe ein. Ein Gebüsch trennte ihn noch von demselben. Die sanften Töne einer Guitarre drangen zu seinem Ohr. Es war eine traute Weise, Sehnsucht der Liebe — wer konnte das sein, im ganzen Hofe spielte Niemand Guitarre! — Albert schlich auf den Fußspitzen heran. Vorsichtig bog er die Zweige zurück und sah einen

jungen Mann, die Blicke, während er spielte, auf das Fenster der Stube gerichtet, welche Agnes bewohnte. Einen Augenblick war es ihm, als sähe er ein helles Gewand am Fenster, aber wie sehr er auch seine Augen anstrengte, war es ihm unmöglich, mehr zu unterscheiden, da das Zimmer nicht erleuchtet war. — Er hatte jedoch genug gesehen, um am ganzen Körper zu zittern.

„Du hast einen Nebenbuhler," einen Bauer, vielleicht eine ältere Liebe, als die Deine!" — Lauschend stand er eine Weile da, neugierig, wie das Ständchen enden werde. Da öffnete sich die Thüre des Hauses, Agnes und Margarethe, von Annette begleitet, traten heraus.

Sie dankten dem Künstler für die schöne Abendmusik, Albert erkannte ihn jetzt an der Stimme, es war Karl Segard, sein Jugendfreund, ein reicher Pächterssohn aus der Umgegend.

Die Unruhe ließ ihn nicht länger den müßigen Zuschauer spielen, er trat hervor und begrüßte die Frauen.

„Der schöne Abend und die Musik Herrn Segard's," sagte Annette, „hat uns in's Freie gelockt, aber wie kommen Sie noch so spät hierher, Herr Merlin?"

„Mir war im Zimmer nicht wohl," entgegnete dieser mit einem Seitenblick auf Agnes, „eine innere Angst trieb mich in's Freie. Ich spazierte, hörte die Guitarre meines Freundes und somit sehen Sie, daß auch mich die Musik hierher gelockt hat."

Annette lächelte, — sie ahnte was er fühlte, denn seine Liebe zu Agnes konnte ihr nicht entgangen sein.

„Nun," sagte sie, indem sie auf einer Bank unter der großen Linde Platz nahm, „das ist eine Aufforderung für Segard, weiter zu spielen. Der Abend ist so schön, daß wir recht gut ein Stündchen im Freien bleiben können."

„Aber, Herr Merlin, wie bleich sehen Sie aus," schrak Agnes auf, als Albert sie begrüßte, dessen Aeußeres die Spuren seiner inneren Erregung trug.

„Nichts," lächelte er bitter und nahm stumm neben ihr Platz.

Endlich, als könnte er die Unruhe nicht mehr ertragen, flüsterte er ihr zu: „Ich bin eifersüchtig, Agnes!"

Eine Gluthröthe bedeckte ihr Antlitz. Bisher hatten nur die Augen von Liebe gesprochen, Winke sie verrathen, in diesen Worten lag mehr als eine Erklärung.

„Segard spielt wirklich sehr hübsch," antwortete sie, als mißverstehe sie den Sinn seiner Worte.

Von diesem Augenblick ab war Albert noch mehr verstimmt und einsilbiger als vorher. Jedes freundliche Wort, welches Segard gesagt wurde, war ihm ein Nadelstich ins Herz.

„Gut," dachte er, „wenn sie ihn vorzieht, mag Karl glücklich werden, ich kann dann desto besser meinem Vater gehorchen." Aber die Bitterkeit dieses Gedankens entlockte einen tiefen Seufzer seiner Brust.

Margareth, die nicht ahnte was in ihm vorging, lachte heiter. — „Segard muß aufhören," sagte sie, „sonst macht er uns alle melancholisch."

Albert trennte sich heute sehr kühl von Agnes, sie hatte in Margareth's Lachen eingestimmt und die Fröhlichkeit der Andern schnitt ihm ins Herz.

Karl geleitete ihn. Stumm schritten beide Freunde neben einander her. Plötzlich seufzte jener auf. „Ja," sagte er, „Albert, Du hast Dein Glück gemacht, wer doch auch so einen bunten Rock trüge!"

„Pah!" —

„Gewiß, Albert. Du freilich merkst es nicht, daß, seitdem Du hier bist, kein Mädchenauge mehr auf uns einfache Leute blickt, Du hast Allen den Kopf verdreht."

„Und deshalb wünscht Ihr mich dahin, wo ich hergekommen?" entgegnete Albert bitter.

Karl seufzte. „Nein," sagte er mit Anstrengung, „aber, Albert, seit Du hier bist, wage ich mich kaum noch nach dem Hofe, während ich früher so gern hinging!"

„Gut, ich werde fort bleiben," brummte dieser, wie für sich.

Ein Freudestrahl blitzte über Karl's Züge. Aber bald schämte er sich dieser eigennützigen Regung. „Margareth ist doch nichts für Dich," flüsterte er dann, wie um sich zu entschuldigen.

„Margareth!" rief Albert und ihm gingen die Augen auf — er hatte es vergessen, daß es zwei hübsche

Mädchen im Pachthofe gab und wie Liebe immer blind ist, hatte er Margareth kaum gesehen, seit er Agnes kennen gelernt hatte!

Aber jetzt, wo er wieder in seligen Gefühlen schwelgte, wo die Last von seinem Herzen gewälzt, athmete dieses wieder auf. Jetzt fühlte er, daß er Agnes wahrhaft liebe, denn es war ihm, als ob das Leben in seine Brust zurückkehre und von diesem Leben schwur er sich nicht wieder zu trennen!

— —

Das ganze Dorf ist auf den Pachthof geladen, der alte Düpont feiert seinen 60sten Geburtstag. Die vornehmsten Bauern, der Maire, sogar der Prior des Klosters vom heiligen Benedikt waren gebeten, das Fest zu verherrlichen, welches alljährlich mit großem Pompe, heute aber ganz besonders gefeiert werden sollte, da Düpont nunmehr sich in den Ruhestand setzen und seinem Sohne Jean den großen Pachthof feierlich übergeben wollte.

Am Morgen dieses bedeutungsvollen Tages ereignete sich jedoch Etwas, was dem Feste noch eine ganz besondere Richtung geben sollte, die es auch für unsere Leser interessanter machen dürfte.

Längs der Straße nach M... zieht sich ein kleines Wäldchen, in der ganzen Umgegend wegen seiner schönen Baumparthien berühmt. Die Frauen des Pachthofes hatten sich am frühen Morgen dorthin begeben, um

Laub zu pflücken, welches in Guirlanden an den Thüren und Pforten des Hofes prangen sollte. In ihrer Beschäftigung bemerkten sie nicht, daß ein eleganter Reisewagen langsam heranrollte, während der Besitzer desselben ausgestiegen war und vermuthlich um die frische Morgenluft, das Grün des Waldes, das Duften der Kräuter zu genießen, auf dem Fußpfade neben der Straße promenirte. Er bemerkte es ebenso wenig, daß das Wäldchen schon Besuch hatte, denn das grüne Laub entzog ihn seinen Augen. Plötzlich blieb er stehen, ließ sich von seinem Bedienten eine Zeichenmappe aus den Wagen holen, sandte ihn dann mit dem Befehl zurück, der Wagen solle warten — und trat selber in das Wäldchen, nahm unter einer schattigen Linde Platz und begann eine der herrlichsten Baumparthieen zu zeichnen.

Der Fremde war ein Mann in der zweiten Hälfte der Dreißiger, hoch und schlank; sein bleiches Antlitz trug die Spuren einer bewegten Jugend, die Züge waren markirt, fest und kalt, in dem dunklen Auge allein lag ein wehmüthiger Zug. Plötzlich wurde er in seiner Beschäftigung gestört. Ein kleines Mädchen stand vor ihm, sie blickte neugierig schüchtern auf die fremde Erscheinung.

Der Fremde war zwar nicht überrascht, aber das hübsche, nett gekleidete Kind fiel ihm auf. „Guten Morgen," rief er ihr zu.

„Guten Morgen!“ erwiderte sie, machte einen Knix und eilte davon, es der Mutter zu erzählen.

Agnes und Margareth waren schon mit ihren Guirlanden heimgekehrt, und Annette wollte ihnen eben folgen, als Toni herzusprang und ihr das kleine Abenteuer mittheilte.

Neugierig wählte sie ihren Rückweg bei dem Fremden vorüber. Dieser rief ihr ebenfalls seinen Gruß zu. „Sie haben ein allerliebstes kleines Mädchen,“ sagte er, Toni die Hand reichend, welche nun schon vertraulicher gemacht war und einen schüchternen Blick auf das Papier warf, welches der Fremde vor sich hatte. Annette fühlte sich geschmeichelt. Mütter sehen es immer gern, wenn ihre Kinder gefallen. Auch sie trat heran, um die Zeichnung zu sehen, welche der Fremde ihrem Kinde verdeutlichte.

„Wie heißt Du denn?“ fragte dieser, die Wange des Kindes streichelnd.

„Toni.“

„Toni!“ wiederholte der Fremde, beim Klange dieses ungewöhnlichen Namens fast erschreckend, „Toni!“ und während es wie ein Schatten über sein Antlitz zog, hefteten sich seine Blicke auf die Mutter, als suchten sie etwas Bekanntes, lang Vergessenes wiederzufinden.

Doch er schien nichts zu finden, was eine Erinnerung hätte wach rufen können.

„Toni ist ein seltener Name," sagte er zu Annette.

„Tante im Himmel heißt auch so!" unterbrach ihn die Kleine.

„Sie hören es," lächelte Annette, „das Kind ist auf den Namen einer verstorbenen Freundin von mir getauft."

Der Fremde sah aus, als hätte er gern weiter gefragt. Annette wiederum war es, als ob die Züge des Fremden sie an etwas erinnerten, das dunkel vor ihrer Seele stand.

Der Reisende streichelte das Köpfchen des Kindes — er schien in Gedanken verloren.

„Herr," sagte Annette plötzlich, denn sie wünschte, daß ihr Gatte den Mann sehe, dessen Aeußeres ihr immer bekannter schien, „dort liegt unser Hof; wir feiern heute das Geburtsfest des Großvaters dieses Kindes — wollen Sie einen Tag fröhlich auf dem Lande verleben, so sind Sie höflich dazu eingeladen. Freilich," setzte sie schüchtern hinzu, „viel können wir nicht bieten."

Der Fremde schaute auf; er schien sich über die Einladung zu freuen.

In diesem Augenblicke hätte es Annette beschwören mögen, daß sie den Reisenden schon früher gesehen habe. Das freundliche Aufblicken gab dem ernsten, männlichen Aeußeren des Fremden etwas Eigenthümliches.

„Ich nehme Ihre Einladung an," sagte er, „ich möchte einmal froh sein. Ich bin es lange nicht gewesen. Toni! Toni, gieb mir Deine Hand."

Der Fremde sprach den Namen des Kindes mit überaus weicher, wehmüthiger Stimme — dies und sein ganzes Wesen nahmen Annette vollständig für ihn ein.

Der Reisende pfiff seinem Diener und hieß ihn, mit dem Wagen nach einem Gasthof zu fahren, trotz des Einspruchs Annettens. „Genug, wenn ich allein mich Ihnen aufdränge," sagte er, und der Diener war fort, ehe Annettens Bitten es abändern konnten.

Jean hieß dem Fremden herzlich willkommen und da dieser bei der Familiengratulation nicht stören wollte, blieb er im kleinen Wohnhause zurück, um, wie er sagte, ein wenig auszuruhen; während sich Annette und Jean zu Düpont begaben.

Jean lachte Annette mit ihrem Wahne, den Fremden zu kennen, aus. — „Wo solltest Du ihn gesehen haben," sagte er, „der Mann ist kein simpler Maler, sondern ein vornehmer Herr."

„Eben deshalb fiel er mir auf," meinte sie und suchte vergebens ein Licht in ihre Erinnerungen zu bringen.

Ein halbes Stündchen später und Jean holte den Fremden, um ihn seinem Vater und den Seinen vorzustellen. Der Empfang war bieder, der alte

Düpont reichte ihm die Hand und sagte: „Herr Wasdowne," (diesen Namen hatte der Fremde als den seinen genannt,) „Sie sind willkommen, und wenn Ihnen meine Buchen gefallen und Sie sie zeichnen wollen, so soll es mir lieb sein, wenn Sie gleich Ihr Atelier auf einige Wochen bei uns aufschlagen." Wasdowne dankte. „Malen Sie auch Portraits?" fuhr Düpont in seiner geraden, etwas derben Weise fort, „oder sind Sie blos landschaftlich — hm?"

„Nein, ich male auch Köpfe," lächelte dieser. „Dann müssen Sie alle meine Kinder malen, Alle, die Beiden auch!" rief Düpont und zeigte auf Agnes und Margareth, welche bisher unbeachtet in der Nähe gestanden. Wasdowne sah hin. Wie früher beim Namen Toni, zuckte er jetzt, als er Agnes sah — sein Auge konnte sich nicht von ihr abwenden.

„Ist das auch Ihre Tochter," fragte er Düpont, „sie hat doch gar keine Aehnlichkeit mit —"

„Margot und Annette, wollen Sie sagen!" unterbrach ihn der Alte. „Ja, sie sind alle meine Kinder, aber jede hat eine andere Mutter!" Und als wolle er das Wort „sie sind alle meine Kinder" bekräftigen, ging er von einer zur anderen und küßte sie, bis er endlich vor Jean stehen blieb. „Sehen Sie," sagte er zu Wasdowne, „und das ist mein Sohn, ist es nicht ein tüchtiger Bursche?"

Die Freude des Alten beim Anblick seines kräftigen Sohnes machte Wasdowne lächeln und erwärmte sein Herz wie das aller Umstehenden.

Die häusliche Scene wurde durch die Ankunft der Gäste unterbrochen. Die Freude wurde lauter, man zog in den Garten, wo mit reichbesetzten Tischen das Frühstück ihrer harrte. Inmitten der Tische ward ein Weinfaß gerollt, angezapft und die heitere Laune bald allgemein. Der alte Düpont war selig. Das Glas in der Hand, den Arm auf das Weinfaß gestützt, saß er inmitten seiner Kinder und seiner Gäste, abwechselnd ihre Gesundheit trinkend oder ein fröhliches Lied anstimmend. Annette, welche an einem Nebentisch mit Jean, dem Prior und Herrn Merlin die Honneurs machte, welcher letzterer die Karten ergriffen hatte, warf von Zeit zu Zeit freudige Blicke auf den seligen Herrn Papa. „Wie wär's, wenn Sie ihn uns so zeichneten?" flüsterte sie Wasdowne zu, „Sie würden uns mit dem Bilde glücklich machen!"

Wasdowne war gern bereit und Düpont meinte, mit dem Glase in der Hand wolle er sich das Sitzen schon gefallen lassen, wenn er dabei singen dürfe und Segard eins aufspielte.

Wasdowne ließ seinen Farbenkasten und Papier holen, setzte sich dem Alten gegenüber und entwarf in kurzen Zügen dessen Portrait. Die jungen Leute,

welche bisher sich etwas abgesondert, kamen hinzu, Segard spielte die Geige, während sich Albert neben ihm an die Buche lehnte, scheinbar um die Späße des Alten zu hören, während in der Wirklichkeit seine Blicke wie seine Gedanken Agnes folgten, welche Margareth half, neue Ingredienzien zum Frühmahl herbei zu schaffen. Segard spielte gerade eine Weise, die Agnes besonders gefiel — wie zufällig blieb sie und Margareth stehen — letztere halb an denselben Baum gelehnt, welcher auch Albert zur Stütze diente, so daß beide Liebenden wie magnetisch angezogen, fast ihren Athem fühlten. Albert, mit einer Miene, als spreche er die gleichgültigsten Dinge, flüsterte ihr Worte zu, vor denen sie gern geflohen wäre, wenn dies nicht Aufsehen erregt hätte, und Segards Spiel war vielleicht nur deshalb so warm und zum Herzen dringend, weil sein Auge auf Margareth ruhte. Ein Maler hätte sich keinen besseren Hintergrund für das Bild des glücklichen Großpapas wünschen können, als diese Paare und Wasdowne schien dasselbe zu fühlen, denn er entwarf sogleich die Konturen.

Annette, welche ihm über die Schultern sah, war entzückt. Leise, um ihn nicht zu stören, winkte sie Merlin und Jean zu, einen Blick auf die sprechend ähnlichen Züge zu werfen, — da ließ der Maler plötzlich die Hand sinken, — sein Auge schien wie gebannt.

Er hatte die Konturen von Agnes Antlitz entworfen, sie ahnte nichts davon, denn eben hatte ein Flüstern Alberts sie lächeln gemacht, aber dies Lächeln gerade war es, welches Wasdowne's Pinsel sinken ließ.

„Dies Lächeln," murmelte er, „dies Lächeln, dieser Mund — ja, ja, so ist's! — ich habe es schon einmal gezeichnet! — schon einmal —"

„Wie reizend!" rief Annette, nun, da er ruhte, dreister hinschauend. „Agnes ist sprechend ähnlich."

„Agnes!" fuhr Wasdowne auf. „Agnes? nein, Toni!"

Niemand verstand den Sinn dieser in offenbarer Zerstreuung hingeworfenen Worte, aber die Bewegung mit der er sie sprach, erregte die Aufmerksamkeit Aller, vorzüglich Annettens, deren Ahnungen wieder erwachten.

Toni war zu dem Fremden herangesprungen, als er ihren Namen sprach.

„Toni — Agnes!" murmelte dieser für sich und strich mit der Hand über die Stirne, „mein Gott! — und diese Züge —" ihm schwindelte es, er stand auf, gab das Gemälde den Bewunderern Preis, und suchte — unter dem Vorwande, ihm sei unwohl — die Einsamkeit. Er ging in den Park, seine Brust wogte.

„Agnes! Toni!" murmelte er für sich, vergeblich nach Fassung strebend, „wie kommen die Namen zusammen! — Agnes — Toni — gerade als hätten

sie die Namen vertauscht — aber nein, deine Agnes mußte ja älter, viel älter sein!"

Im stillen Brüten verloren merkte er nicht, daß ihm Jemand gefolgt war.

Annette, welcher die innere Ahnung keine Ruhe ließ, ging hinter ihm, sie sah wie er sein Antlitz verhüllte — sie bemerkte, als sie ihn anredete, Thränen in seinen Augen.

„Ihnen ist unwohl," fragte sie, ihn fixirend.

„Nein — aber — aber — Madame, seit heut Morgen ist es mir, als ob ich etwas erfahren könnte, was mich unaussprechlich selig machen soll — Erinnerungen — ich höre hier Namen, kurz, Madame, seit dreizehn Jahren suche ich ein Weib, das Toni, ein Kind, das Agnes heißt — und heute finde ich beide Namen und sehe Züge, die ich seit siebzehn Jahren nicht gesehen!"

Annette wurde, während er sprach, immer gespannter, sie sahe wie er rang, wie das Herz sprach und las in seinem Auge all den Gram, den Kummer, den er in dreizehn Jahren erlebt.

„Sie heißen Rasleigh?" flüsterte sie, als habe sie Angst vor dem was Rasleigh hören sollte.

Wasdowne starrte sie an, er ergriff ihre Hand, die seine zitterte. Schweißtropfen perlten von seiner Stirn. „Ja — ja — und Toni? Agnes?"

„Agnes lebt."

„Und Toni? wo ist mein Weib, meine Toni!“

Er rief diese Worte mit so angstzerrissener, schmerzlicher Stimme, daß Annette keine Worte fand, ihm das milder zu sagen, was doch gesagt sein mußte.

Er hatte ihr Schweigen errathen. Thränen entströmten seinen Augen und der kräftige Mann war gebrochen, schwach wie ein Kind. Alle seine Männlichkeit verließ ihn, die eiserne Stirn, der stolze, kalte Ausdruck seiner Züge, — alles das schwand unter dem Thränenschleier.

„Du hast sie nicht genug gesucht!“ klagte er sich an, „Du hättest sie finden können, Du hättest sie wiedergesehen!“

Annette entriß ihn der fürchterlichen Pein dieser Selbstbeschuldigung. „Das Schicksal wollte es nicht,“ sagte sie, „denn Toni hörte von Ihnen, hörte daß Sie in B . . . waren, — aber zu spät. Auf ihrem Sterbebette, wo sie Ihren Namen segnete, der ihr letztes Wort war, da sagte sie, Gott habe es nicht gewollt, — er habe ihrer Ehe den Segen nicht spenden mögen.“

Sie brach ab — denn Rasleigh's Aussehen ließ das Schlimmste befürchten.

Wie irr starrte sein Auge sie an, die Hand faßte krampfhaft nach der Stirn. Aber Rasleigh hatte schon schwerere Kämpfe durchgemacht. „Ja,“ sagte er nach einer Pause mit weicher Stimme, „so ist es —

— Gott wollte es nicht und seine Strafe ist gerecht! — arme, arme Toni!"

„Ich werde Ihre Tochter auf ihr Glück vorbereiten," lächelte Annette sanft. — Rasleigh waren diese Worte wie ein Sonnenblick von oben — ein Gottesblick in die dunkle, öde Nacht seines Innern.

Wir vermögen das Wiedersehen oder vielmehr das Erkennen zwischen Vater und Tochter nicht zu schildern. Annette aber, die es sah, weinte helle Thränen und fühlte, daß sie einst, als sie die arme Bettlerin nach dem Pachthofe führte, ein gutes Werk gethan, und so wie heute, hatte sie dies noch nie gefühlt.

Aber die Scene hatte noch einen Zeugen, welchem auch die Thräne im Auge stand, doch war das keine Thräne der Freude, heilig und rein! — Albert war, verwundert über das Ausbleiben von Agnes, ihr nachgeschlichen, und er sah sie nun in den Armen des Fremden! — Eine Weile stand er da, stumm, reglos — dann trat er vor, und die Arme verschränkt heftete er seinen finstern Blick auf die Geliebte.

„Agnes," sagte er, ohne den Dritten eines Blickes würdig zu erachten, und ihr Auffahren beim Klang seiner Stimme anders deutend, — „Agnes, erschrecken Sie nicht! Wenn Sie auch eine kleine Komödie gespielt haben, so bin ich doch entfernt davon, eine Rolle zu spielen, nach der ich jetzt wohl zürnen dürfte — nein,"

und seine Stimme wurde weicher, „ich störe Sie nur um Ihnen zu sagen, daß ich fortreise und daß es mich schmerzt, kein reines Bild von Ihnen in der Brust mitnehmen zu dürfen!“

Damit verbeugte er sich kalt gegen sie und eilte hinweg ohne sich umzusehen, als fürchte er, seiner Würde etwas durch ein hartes Wort zu vergeben.

„Albert!“ rief Agnes ihm ängstlich nach; der wehmüthige Ausdruck seines Blickes hatte ihr Alles erklärt, aber er hörte nicht.

So erfuhr Lord Wasdowne die kleine Herzens-Geschichte seiner wiedergefundenen Tochter, — die bestürzte Agnes erzählte ihm dieselbe desto offenherziger, je weniger sie es vielleicht gethan hätte, wenn sie geahnt, auf welche Höhe der Stand ihres Vaters sie stellte und daß mit dieser doch einige Vorurtheile verbunden waren, von denen dieser nicht ganz frei sein konnte.

Annette hatte unterdessen Jean die große Neuigkeit mitgetheilt, dieser es Papa Düpont erzählt, mit ihm erfuhr es die ganze Gesellschaft und Alles erhob sich, dem Vater wie der Tochter seine Glückwünsche darzubringen.

Agnes Augen suchten vergeblich nach Albert, er war verschwunden.

Rasleigh Wasdowne, nachdem er das Grab Tonis besucht und dort gewiß keine leichte Stunde verlebt

hatte, schloß sich in seinem Zimmer ein, um von Niemandem gestört, das von Toni hinterlassene Kästchen zu öffnen. Hier fand er ihre Treue und Moriers Schurkerei bestätigt, doch der Haß war aus der Brust geschwunden und nur die Wehmuth blieb im Herzen zurück. Er erfuhr aber auch was Annette gethan und was er ihr zu verdanken hatte.

So erfinderisch wie der reiche Lord in seiner Rache gewesen, so wenig fand er jetzt ein Mittel, der Dankbarkeit seines Herzens Genüge zu thun. Gott hatte die Bewohner des Pachthofes so gesegnet, daß er ihr Schuldner bleiben mußte. Mehr als dies jedoch beschäftigte ihn das Glück seiner Tochter.

Als Albert auch den folgenden Tag unsichtbar blieb und Agnes endlich hörte, daß er sein Wort wahr gemacht habe, da schaute ihr Auge trübe und manche heimliche Thräne floß dem Geliebten; sie sollte dem Vater verborgen bleiben, aber Rasleigh war Menschenkenner genug, um sie aus der bleichen Wange zu errathen.

Er begab sich zum alten Merlin. Dieser, seit er Stand und Namen des Vaters von Agnes wußte, hatte längst seine Gesinnungen geändert und sich nicht wenig darüber gewundert, daß sein Sohn gerade jetzt auf seiner Abreise bestand. Albert, als er erfahren, daß der Fremde Agnes Vater und kein Nebenbuhler sei, hatte im ersten Augenblick zu ihr gewollt um Ver-

zeihung zu erflehen, dann aber hatte er sich seiner Eifersucht geschämt und ein innerer Stolz hielt ihn noch mehr davon ab, nun, da Agnes reich geworden, sich dringender um sie zu bewerben. Genug, es war Alles zur Abreise vorbereitet, als Rasleigh dem Vater Alberts seinen Besuch machte. Ein Wort gab das andere, man wurde vertrauter und Merlin erfuhr, daß Morier der Name seines eignen Feindes und zugleich wie dieser durch Rasleigh bestraft worden sei.

Die ganze Art wie der Lord auftrat, zeigte, daß er an Merlin einen Mann gefunden, dessen Freundschaft er suche, und Merlin legte, je länger er mit dem Lord umging, sein menschenfeindliches Wesen mehr und mehr ab, da er sah, wie viel dieser Mann ertragen und wie er es ertrug! —

Aus der Abreise Alberts wurde natürlich nichts — je rascher und heftiger der verzweifelte Entschluß gefaßt worden, desto zögernder hatte er die Ausführung betrieben und nun wurde er endlich ganz vergessen.

Margareth heirathete den Guitarre-Künstler an demselben Tage, an welchem Agnes sich vermählte — der Lord besorgte die Ausstattung der Freundin seiner Tochter und ließ sich auf dem Pachthofe nieder. Jean und Annette hatten dies verlangt, als er sie bat, etwas zu wünschen, womit er ihnen ihre Liebe für Toni vergelten könne.

Rasleigh heirathete nicht wieder, kehrte auch nicht

in die große Welt zurück, — er fühlte sich wohl unter den einfachen Menschen des Dorfes, welche bald seinen Titel vergaßen und ihn nur „den Maler" titulirten, da er Einen nach dem Andern mit dem Portrait des Papa Düpont beschenkte.

Vom Doktor Morier hörte man wenig in der Welt. Er tauchte bald da bald dort wieder auf und schien nirgends wieder Ruhe zu finden. Es geht ein dunkles Gerücht, er habe in den Fluthen des Bodensee's ein freiwilliges Grab gefunden.

Unserer Erzählung, so bunt sie auch erscheint, liegt eine wahre Geschichte zum Grunde, wir haben nur die Namen und den Schauplatz verändert, weder in dem Verbrechen des Doktors noch in der Rache des Briten hat unsere Phantasie es nöthig gehabt, zu übertreiben.

Des Aſſeſſor's Geburtstag.

Das Leben ist langweilig, odiös! Wenn ich bedenke, wie viel Billionen Menschen auf der Erde, der Sonne, den Planeten und allen nur irgend wohnlich eingerichteten Sternen leben und gelebt haben, wenn man alle Selbstmorde, Vergiftungen, Krieg, Henk- und Mordgeschichten dazu nimmt — und sieht wie unzählig viele Leute trotz alledem noch übrig bleiben, um zu seufzen, zu verhungern, oder bei dieser Kälte zu erfrieren: dann weiß ich wirklich nicht, warum ich heute meinen Geburtstag feiern, den Frack anziehen und meinem innern Menschen das Sonntagsgesicht aufsetzen soll — wen könnte es denn interessiren, daß ich mich wieder ein Jahr hier durchgeschleppt habe, und weder verhungert, vermodert, noch eingesteckt bin? Nicht einmal die Gerichtszeitung hat von mir gesprochen, geschweige daß mein Name in der Ordensliste steht! Ich gehöre zum ganz gemeinen, uninteressanten Weltpöbel, der in der Naturgeschichte unter dem Sammel-

namen „homo, der Mensch," nebst Löwen, Tigern, Hunden und Hyänen, als Säuge- und fleischfressendes Thier verzeichnet ist. Letzteres ist zwar etwas Ironie, da man Fleisch-„Fresser" nur gegen Entrée in Menagerien sieht, Fleisch-„Kosten" aber eine Sache ist, die mit immer größeren Schwierigkeiten verknüpft sein wird, je länger man mit deutschen Fremdenlegionen sich für den Türken todtschlagen läßt, oder die Ehre hat, seine Visitenkarten per Bombe in Kronstadt abgeben zu können.

Doch wozu das Alles — es ist heute mein Geburtstag und man hat mir schon als Kind eingeprägt, daß dies ein Fest für mich sei an dem ich Geschenke erhalte. Letztere sind zwar mit der Zeit ausgeblieben, aber die Gewohnheit, sie zu erwarten, klebt mir noch an, wie oft ich auch schon getäuscht worden bin.

Ich sehe zum Fenster hinaus — kein Mensch scheint zu ahnen, was heute für ein Tag ist — wäre es mein Sterbetag, so erführe es doch wenigstens die Polizei! —

Genug des Raisonnirens! Kein Mensch kann wissen, wozu es gut ist, daß ich heute geboren ward — denn ich weiß es selbst nicht — es ist nun einmal heut Geburtstag und ich will vergnügt sein.

Kaum hatte ich diesen Entschluß gefaßt, als die Wintersonne mir freundlich in's Zimmer schien. —

Ach, dachte ich, dies ist der Moment, der bewußte Sonnenblick bei Enthüllungen, Feierlichkeiten ꝛc.! Der Himmel freut sich deines Entschlusses und die Ausführung desselben wird durch das schönste Wetter begünstigt.

Ich kleidete mich an. Es liegt etwas Eigenes im Ankleiden. Man denkt an den Schneider und seine Rechnung, man sieht in den Spiegel und irgend ein schönes Engelsbild taucht in unserer Erinnerung auf — man streicht sich den Bart und männliche, energische Gefühle lassen das Auge rollen und das Herz klopfen. „Du könntest Etwas sein," spricht es im Innern, und verächtlich sieht man auf Leute, die trotz Orden und Würden doch tief unter uns stehen. Endlich drückt man den Hut auf den Kopf. „Ich habe doch etwas Apartes! Joviales? Hm — Interessantes jedenfalls!"

Halt, da ist die Nath aufgerissen — nein, es ist nur eine abgeschabte Stelle des Rockes! ja, ja, du wirst nächstens einen neuen brauchen!

Fort sind alle stolzen Gefühle — gebrochen die stattliche, imposante Haltung, das kecke, siegreiche Blitzen des Auges — die trockene Wirklichkeit erstickt alle Poesie — es ist doch ein erbärmliches Dasein.

In der Restauration, wo ich zu speisen pflegte, war es heute belebter als sonst, in Folge dessen fand

ich kaum einen Platz, und diesen zwischen ganz wildfremden Leuten.

Aergerte ich mich schon hierüber, so stieg mein Unwille vollends, als der ungeschickte Kellner den Inhalt der Sauciere statt auf meinen Teller über mein Kleid ausschüttete — ich hätte weinen mögen vor Zorn, denn was konnte ich nun beginnen — es war mein bester Frack! — Zerknirscht ging ich nach Hause, mit dem Vorsatz, mich zu Bett zu legen, und so, auf die sündlichste Weise von der Welt, meinem Geburtstage seinen Festesglanz zu nehmen und mit bittern Verwünschungen mein trauriges Dasein in Schlaf zu lullen.

Noch war es nicht dunkel — ich lag bereits halb entkleidet auf dem Bette, mein begossener Frack hing am Ofen. Da klopfte es an der Thür. Ich öffnete verstimmt. Es sind lustige Freunde — sie werden dich verhöhnen — mögen sie! Damit zog ich den Riegel zurück.

Es waren, wie ich es geahnt, zwei Universitätsfreunde. Kaum traten sie in's Zimmer und sahen rechts den Frack, links das eingedrückte Bett und vor sich den unglücklichen Helden dieser komischen Situation — als sie in ein ebenso herzliches, als anhaltendes Gelächter ausbrachen.

„Geburtstagskind! Hast Du die Fetttaufe erhalten?" „Der Mensch schläft am hellen Tage, um Holz

zu ſparen" ꝛc. ꝛc. waren etwa die Begrüßungen, mit denen man mich beſtürmte und meiner Laune den letzten Reſt gab.

Ich hätte fluchen mögen! Wegen meines Unglücks wurde ich noch verſpottet! —

„Eugen, Du mußt heute mit uns auf den Maskenball!" ſagte endlich Oskar B..., deſſen Gutmüthigkeit es nicht duldete, meine Qual zu verlängern, und welcher den Zuſtand meiner Laune früher bemerkte, als der härtere Karl M..., „es iſt Dein Geburtstag, und wir haben uns vorgenommen, mit Dir luſtig zu ſein."

Statt der Antwort warf ich einen verzweifelten Blick auf meinen Frack.

„Haſt Du denn nichts Anderes?" fragte Oskar, während Karl von Neuem anfing, ſeine Lachmuskeln in Bewegung zu ſetzen — und ging nach dem Kleiderſchrank, ſich ſelbſt von dem Zuſtande meiner Garderobe zu überzeugen.

Karl folgte ihm, und Beide wühlten in den Eingeweiden des Schrankes. Die Scene wurde zu komiſch, als daß ich in das Gelächter der Freunde nicht hätte einſtimmen müſſen.

Ich habe nämlich die Eigenthümlichkeit, mich nicht gern von einer Sache, die mir lieb geworden, trennen zu können, und hatte dies ſeit Jahren auch auf meine Garderobe ausgedehnt. In Folge dieſer Oekonomie

kamen nun die seltsamsten Dinge zum Vorschein, deren sorgfältige Musterung meine gute Laune wieder herstellte. Eine wahre Lumpenparade ging vor sich, und kein einziges Stück entging der Satyre meines humoristischen Freundes.

„Du willst nicht auf den Ball gehen!“ rief er endlich lachend, „und hast eine ganze Maskengarderobe? Weiß Gott,“ damit hielt er mir ein altes, geflicktes Studentenwams vor, „dies Ding ziehe ich an, dazu die gelben Nankings und spiele den armen Bruder Studio; Oskar, Du gehst als polnischer Jude, sieh nur, dies herrliche Costüm!“

Und lachend zog er aus dem Innersten des Schrankes meinen alten, bereits abgelegten Camelot-Schlafrock, auf welchem bereits das ganze Sonnensystem im Nebelglanz abgebildet war.

„Und ich, was soll ich vorstellen?“

„Du?“ lachte Karl, der schon seine Cavaliers-Toilette gegen meine Nankings und Sammetrock vertauschte. „Du — ziehe das an und beim Maskenverleiher wirst Du schon Etwas finden.“

Gesagt — gethan. Ich fühlte mich bald wie neugeboren in den Modestoffen meines reichen Freundes, während dieser als armer Student vor dem Spiegel paradirte, dann einen Mantel überwarf, um ohne Aufsehen einen Fiaker zu erreichen. Oskar nahm den

Schlafrock unter den Arm, und wenige Minuten später fuhren wir zu einer Maskengarderobe.

Während meine Freunde ihr Antlitz durch Bärte verunstalteten, suchte ich nach einer Charaktermaske, bei welcher ich so wenig wie möglich die Kleider Karl's abzulegen brauchte. Da sah ich eine Maske mit zwei kleinen Hörnern. Plötzlich kam mir eine Idee. „Haben Sie einen Pferdefuß?" fragte ich den Händler. „Nein, aber ich kann ihn sehr bald herstellen. Ich löse dort dem Gaule einen Vorderfuß ab."

„Wozu willst Du den?" fragte Oskar, während Karl's Lächeln verrieth, daß er meinen Wunsch ahnte.

„Jude und Student bringt der Teufel zusammen, ich werde als Monsieur Satan den Ball besuchen."

„Bravo, bravissimo!" jubelte Karl, und Oskar fand ebenfalls diesen Charakter als sehr geeignet für meine Persönlichkeit.

Die Amputation ging sehr rasch vor sich und in ebenso kurzer Zeit trat ich mit Hörnern und Pferdefuß vor den Spiegel. Ein falscher Knebelbart vollendete die Toilette und machte mich, da auch mein Humor wiedergekommen war, zum vollendetsten Teufel, wie er nur je in Balltoilette zur Redoute ging. Vorläufig bedeckte ich jedoch die Hörner mit meinem Hute, um nicht von vornherein mich zu demaskiren, und versuchte auch den Pferdefuß durch einen übergezogenen Schuh zu verbergen. Somit konnte ich mich erst im

Augenblick der Entscheidung als Das zeigen, was ich eigentlich war.

Die Redoute war schon ziemlich gefüllt, als wir eintraten. Jude und Student ließ man eintreten, mir wurde jedoch an der Thür gesagt, heut müsse Alles maskirt sein und ich müsse daher wenigstens einen Domino nehmen. Karl und Oskar lachten, ich erröthete, denn ich hatte nicht geglaubt, meine Rolle als Teufel so natürlich zu spielen.

„Mein Herr," sagte ich zum Beamten, indem ich den Hut lüftete und ihm die Hörner zeigte, „einem guten Freunde müssen Sie schon Etwas nachsehen, übrigens gehe ich sonst nie in Pantoffeln." Damit wies ich auf meinen Pferdefuß und stampfte nachdrücklich auf den Boden.

Der Beamte machte große Augen und ließ mich passiren.

„Mit dem Hut in der Hand kömmt man überall durch," lächelte Oskar. „Ja," setzte ich hinzu, „wenn man dabei die Hörner zeigt."

Meine Maske erregte bald Aufsehen. Daß der Teufel die Redoute besucht, konnte nichts Neues sein, aber er hatte sich früher wohl erst beim Demaskiren gezeigt, während ich heute von vornherein in dämonischer Tracht auftrat. Alles fixirte mich und trat mit sichtlichem Erstaunen zurück. Wo ich auch hinsah, überall that man, als ob ein Teufel etwas Ungewöhn-

liches, Fremdartiges sei, während er doch von Geburt, von alter Familie und anerkannt eine der berühmtesten Charaktermasken ist, die man nur aus dem wirklichen Leben greifen kann.

Ja, wäre ich in Damenkleidern erschienen, dann hätte ich mir den Schrecken der Männer erklären können — oder hielten mich die jungen Herren für irgend einen ihrer Vorgesetzten, einen Rath, Examinator oder Chef der geheimen Polizei? — Wahrlich, in dem Falle würde ich doch einen Orden im Knopfloch getragen haben, etwa den „Elephanten", oder den „goldenen Sporen", ein Ehrenzeichen, welches beiläufig viel mehr Leute als Beweis ihrer Gaben tragen müßten, als es in dieser ungerechten Welt geschieht. Was die Damen betraf, so konnte ich es mir eher erklären, daß sie sich für den ersten Augenblick von mir zurückzogen — ich war ihnen ja noch nicht vorgestellt. Ich konnte ein häßlicher, ein armer, ja, was das Schlimmste ist, ein dummer Teufel sein, und die jetzige Frauenwelt verlangt etwas Sentimentales — Ideales — Romantisches.

Doch zur Sache. Ich bin zu wenig Teufel, um mich mit Allen zu befassen, kneife daher mein Glas in's Auge und suche unter dem Wirrwarr von Schäferinnen, Nonnen und Blumenfeen die Göttin, um deretwillen ich zur Hölle hinabgestiegen. Meine teuflischen Blicke fanden sehr bald ihr Ziel im Anblicke

einer reizenden Türkin. Alle Welt sympathisirt jetzt mit dem Halbmond, dachte ich, da wird es am wenigsten auffallen, wenn du dich hineinmengst. Gesagt, gethan! Die Dame war zwar zur Anglaise mit einem kleinen, dicken Herrn engagirt, welcher eine sehr ehrbare Maske trug, dieser sah es jedoch nicht ungern, daß ich zu ihrer Linken Platz nahm, und bemerkte ironisch, der Teufel sei ja diejenige Gottheit, in welcher sich alle Nationen hinsichts des Glaubens an ihn vereinigten.

Ich bat die Türkin um den folgenden Tanz. „Wenn ich nach diesem nicht zu erschöpft bin," flüsterte sie mit einem Seitenblick auf den dicken Herrn, welcher eine wahre Tanzwuth zu haben schien — denn trotzdem, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand, schien er doch für die Anglaise zu schwärmen, und sobald es die Umstehenden nur gestatteten, stürzte er sich mit der schönen Türkin in den Strudel. Ich blieb sitzen, um die Rückkehr meiner Tänzerin abzuwarten.

„So allein?" flüsterte hinter mir eine Stimme in neckendem Tone, „das muß ein ungeschickter Teufel sein, der sich seinen Fang entschlüpfen läßt."

Ich sah mich um, eine Maske im allerliebsten Schweizer-Kostüm stand hinter mir.

„Das Opfer kehrt zurück," sagte ich aufstehend, „aber nimm Du Platz, man darf nicht auf den Teufel herabsehen."

„Noch weniger hinauf!“ lächelte sie, nahm aber nichts destoweniger meinen Stuhl in Besitz. Das Köpfchen der Schweizerin war ganz reizend. Die schwarze Sammetmaske kontrastirte herrlich mit dem blendend weißen Teint und das dunkle, ungeschmückte, kastanienbraune Haar schmiegte sich voll und duftig um die frische Wange, deren Jugendblüthe unter der Maske hervorschimmerte. Wie Blitze sprühte es aus dem Sammet, wenn sie zu mir aufsah; ihre Bewegungen waren so grazieus lebendig, daß mein Herz bald Feuer fing.

„Du solltest mit mir tanzen,“ sagte ich, „der Teufel kann es fordern, daß ihm die Schönheit die Hand reicht.“

„Pah,“ entgegnete sie schelmisch auf meinen Fuß deutend, „das würde ein schönes Geklapper sein.“

Ich schleuderte meinen Pantoffel fort. „Nun verspreche ich Ihnen die grazieusesten Bewegungen, die man je bei Renz gesehen!“ Damit trat ich fester in mein Pferdebein und bot ihr den Arm.

Sie stand auf und ich führte sie in die Reihe der Tanzenden.

Der Takt hub an, sylphidenartig trampelte ich vorwärts — ein allgemeines Gelächter — meine Tänzerin riß mich herum — ich wankte — und als ich wieder in's Gleichgewicht kam, hatte sie sich bereits losgerissen und war mir entschlüpft. „Etsch! Etsch!“

hörte ich sie rufen, „Angeführt! Teufel aus dem Wege!“ rief es von allen Seiten und unter fürchterlichem Hohngelächter hin- und hergestoßen, war ich in einer Verlegenheit wie der Teufel es wohl nie auf Erden gewesen ist.

Ich wandte mich links, meine Schweizerin zu verfolgen. Da stand Karl vor mir. „Appage Satanas!“ rief er, die Hände gegen mich ausstreckend, mit einer so entsetzlichen Geberde des Abscheues und des Schreckens, daß ich in das Gelächter der Umstehenden mit einstimmen mußte.

Zum Glück bemerkte ich Oskar in demselben Moment. „Jude!“ rief ich auf Karl deutend, „an Dein Werk! Der Studio wird Geld brauchen!“ — Damit zog ich ihn an meinen alten Kammlotrock vor. „Platz!“ rief ich dann gegen die Umstehenden, „oder ich hole Euch vor der Zeit!“

Wie ein Stier, die Hörner vor, drang ich durch die Menge und nun wie der Blitz meinem schönen Flüchtling nach. — Aber „die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor. —“

Meine Schöne trat mir am Arm eines Maltheserritters keck entgegen. Ja noch mehr. Beider Lächeln verrieth, daß sie ihm eben ihren saubern Streich erzählt hatte. „Du brichst Dein Gelübde, Ritter,“ drohte ich dem Maltheser, „die Schweizerin ist mein!“ —

„Wozu? könnte ich doch sein Michael und Dir zer-

treten den Kopf. Auf meine Ehre, ich schütze diese Dame gegen Deinen Angriff, Satan!"

Der unverkennbar jüdische Dialekt des Pseudo-Ritters schien die Schöne ebenso zu entsetzen als mich, ich erkannte in der Stimme — meinen Kleiderhändler, der mich fester in den Klauen hielt, als ihn der böse Geist, unter dessen Maske ich jetzt erzitterte. — O Trivialität des Lebens! Der Maltheser an meiner Stelle hätte gesagt: „Dustere Romantik!" — Er schien mich zum Glück nicht zu erkennen. „Ritter," sagte ich laut, „hadre nicht mit dem Teufel, sonst fallen Deine Aktien! Und Du" wandte ich mich zur Schweizerin, „bist mir Revange schuldig — man muß auch dem Teufel sein Recht lassen!" — „Recht, was ist Recht?" schrie der Jude und schlug an sein Schwert.

„Fünf Prozent!" lachte die Maske ihn loslassend, „Teufel ich folge Dir!" Damit nahm sie meinen Arm, erfreut, dem Pseudo-Ritter entgehen zu können, dessen wahre Gestalt sie jetzt ahnte.

„Schöne Maske," flüsterte ich meiner Dame in's Ohr, „da siehst Du's, wie der Schein trügt — unter dem Maltheserkreuz schlägt oft das Herz eines Kleiderjuden, während der ehrlichste Mensch für einen Teufel gehalten wird. Zur Sühne für Deinen Scherz begleite mich in eine Loge und zeige mir das holde, muthwillige Antlitz, welches mich bezaubert."

Kaum hatte ich diese Bitte ausgesprochen, als die

Klänge der Polka und der Anblick der Türkin, die mich zu erwarten schien, mich an mein Engagement erinnerten. Die Schweizerin hatte meinen Blick bemerkt und meine Verlegenheit entging ihr nicht. „Gut, komm! Es ist hier drückend heiß.“ Damit wandte sie sich zur Logentreppe und zog mich ihr nach. Ein Blick rückwärts und ich begegnete dem Auge der Türkin — eine unwillige Röthe bedeckte ihr Antlitz.

Berste vor Zorn! dachte ich und drückte den Arm meiner reizenden Führerin. Schon schwelgte ich in der Hoffnung sie demaskirt zu sehen und ein Viertelstündchen mit dem lieblichen Wesen plaudern zu können — mein Herz klopfte in froher Erwartung, meine Pulse schlugen.

Da trat sie in eine Loge. „Gut, daß Du mich erwartet!“ rief sie einem blauen Domino zu, ihm die Hand reichend, „der Teufel führt mich zu Dir, aber,“ setzte sie boshaft lächelnd hinzu, „wir wollen ihn dafür auch nicht länger aufhalten — die Türkin erwartet Sie!“ —

Hatte mich schon der Anblick des Domino's aus meinem Himmel gestürzt, so sah ich mich jetzt zum zweitenmal als Opfer ihres Muthwillens.

Was sollte ich thun? Das Beste war gute Miene zum bösen Spiel. Ich verbeugte mich und eilte ärgerlich und beschämt aus der Loge, während hinter mir

ein leises Gekicher sich mit dem groben Gelächter des Domino's vermischte.

Fast mechanisch drängte ich mich durch die Menge zur Türkin, ein schwarzer Domino hatte neben ihr Platz genommen.

„Verzeihen Sie, daß ich mich verspätet!"

In diesem Augenblick schwieg die Musik, der Tanz war zu Ende. Die Türkin sah mich gar nicht an, sie warf ihr Köpfchen stolz zurück.

„Herr Gott, dachte ich, sollte sie" —

Es war mir als ob ich sie in diesem Zurückwerfen des Kopfes erkannte — eine fürchterliche Unruhe bemächtigte sich meiner.

„Irre ich mich nicht? Sind Sie's, Herr Assessor?"

Die Stimme des schwarzen Domino's war nicht zu verkennen. Es war der Geheimrath M., mein Chef, die Türkin war die Tochter meines Büreau-Despoten und ich hatte sie beleidigt.

Ich versuchte es, mich zu entschuldigen, so gut ich es konnte — umsonst, Vater wie Tochter blieben kalt höflich, nota bene das Schauerlichste, was einem Assessor bei seinem Vorgesetzten begegnen kann.

Lieber grob als höflich, lieber ein zornglühendes Auge, als dieser eisige vernichtende Blick.

Freilich — Emma hatte die Zwanzig passirt und ich war deßhalb ein um so größerer Verbrecher. Zwei Jahre meines Lebens hätte ich ihr geschenkt — Himmel,

was sage ich da, — zwei Jahre hätte ich ihr abgenommen, zwei Jugendjahre mit allen ihren unbesoldeten Mühen auf mich geladen, wenn dafür diese Unaufmerksamkeit vergessen, mein Verbrechen verziehen wäre!

Emma, ja, vielleicht ihr Vater ebenfalls, hatten mich für einen Freier gehalten. Wie oft hatte ich mich Abends zum Thee eingefunden, mit hungrigem Magen die dünnen Butterschnittchen passiren lassen und dafür von Aesthetik geplappert und sentimentale Romanzen recitirt! Ich hatte ihr die Noten gehalten, wenn sie sang, hatte mich für sie in einer Leihbibliothek abonnirt, hatte tausendmal Baumwolle zum Abwickeln gehalten — Alles meiner Carriere wegen, Alles um meine Talente in den Augen der gnädigen Eltern wachsen zu sehen und nun mußte ich heute den gesellschaftlichen Frohndienst so vieler Jahre durch einen dummen Streich nutzlos machen.

Verzweifelnd dachte ich an Abschied, Selbstmord, Amerika! immer gräßlicher schmückte meine Phantasie sich das Elend aus, in welches ich mich gestürzt — da trat wieder das neckische Bild der Schweizerin vor mich und wuthknirschend ballte ich die Faust.

Ein Schlag auf meine Schultern weckte mich aus meinen Träumen.

Es war abermals die Schweizerin. „Teufel, bist

Du melancholisch?“ lächelte sie schelmisch, und ihr Anblick machte mich Alles wieder vergessen.

„Maske,“ sagte ich, „Du bist mehr Teufel als ich, denn Du hast weder Herz noch Erbarmen.“

„Wie so?“ Dabei sah sie mir in's Gesicht, ihre Augen sprühten Feuer durch die Maske.

„Der Teufel behält wenigstens die Seelen, die mit ihm zur Hölle gefahren, aber Du stößest sie von Dir!“ —

„Danke für's Compliment, Herr Pferdefuß. Ich mache es mit Ihnen, wie Sie mit der Türkin. Armer Assessor!“

„Was, Du kennst mich, Maske? jetzt lasse ich Dich nicht wieder los und wenn Du tausend Domino's zu Hülfe beschwörst, ich muß wissen, wer Du bist!“

Damit zog ich ihren Arm unter den meinen.

Ob sie es fühlte, daß meine Hand zitterte, daß jede Fiber meines Herzens bebte?

„Du bist unerträglich arrogant!“ stotterte sie, sich vergeblich bemühend, von mir loszukommen, „der Teufel verliert sein Spiel, wenn er Gewalt braucht.“

Ich fürchtete, ihren Unwillen zu erregen und ließ den Arm locker.

„Gut,“ sagte ich, „aber entschlüpfen Sie mir nicht; Fräulein, ich will, ich muß Sie kennen lernen.“

„Närrischer Teufel,“ schüttelte sie lachend das Köpfchen, „ich bin häßlich wie die Nacht!“

„Wirklich? — desto besser!"

Sie sah erstaunt zu mir auf.

„Ich liebe die Nacht, sie ist sanfter als der Tag."

„Aber kalt — puh!"

„Pah! ich hülle mich in den Pelz der Liebe und lasse Deine Augen wie Sterne mir in's Herz schimmern." —

„Wahrlich, Du bist ein sehr bescheidener Teufel," lächelte die Maske, „gut, Du sollst mich zu Tische führen — aber ich sage es Dir vorher, Du wirst es bereuen!"

Der Ton, in welchem sie dies sagte, machte mich einen Augenblick stutzig. Sie bemerkte es und lachte hell auf. „Monsieur Satan, auf Wiedersehen!"

Damit schlüpfte sie unter die Menge und war abermals vor meinen Blicken verschwunden. Dies war mir außer allem Spaß. Abermals dupirt — und Alles um mich her so übertrieben lustig, so kindisch vergnügt — die Freude der Andern — der ganze Ball — Alles ekelte mich an. Ich dachte daran, fortzugehen, nach Hause, mich in's Bett zu legen und die Geschichte wie einen bösen Traum zu vergessen, aber die Sache war zu wirklich, zu schrecklich. — Mein Chef war beleidigt, seine Tochter gekränkt — ich selbst — verliebt und zum Narren gehalten. „Du mußt doch Etwas von dem Balle haben — sie soll dir alles Ungemach ersetzen," so dachte ich und blieb.

Ich ging durch den Saal, sie wieder aufzusuchen, den Teufel, der mich so teuflisch langweilte, den Engel, der mich zur Höllenqual verdammte. Jetzt wußte ich, wie es dem Teufel zu Muthe sein muß, dessen Rolle ich so erbärmlich gespielt — aber das war die gerechte Strafe — warum blieb ich nicht zu Hause und dachte an mein Examen — warum ließ ich mich verführen, warum wollte ich heute durchaus vergnügt sein!

Da sah ich die Schweizerin — sie tanzte. Sie tanzte mit einem Anderen, bemerkte mich und es war mir, als ob Beide lächelten. Meine Hörner drückten mir die Stirn, meine Wange brannte, wüthend stampfte ich mit dem Fuß — mit dem Pferdefuß.

Herr Gott, er tritt auf etwas Weiches — ein unterdrückter Schrei — die Türkin steht neben mir, ich habe ihr kleines Füßchen schrecklich gemißhandelt!

Ich stammele einige Worte, bitte um Vergebung.

Keine Antwort — aber ein Blick trifft mich — ein Blick! — wahrlich, solch ein Blick ist Antwort genug.

„Sie wird heute auch nicht mehr tanzen können!“ war mein erster, schadenfroher Gedanke, aber die bittern folgten nach. „Wie kann man einsam sein unter so vielen Menschen!“ dachte ich. — „Wie kann man so satanisch aussehen!“ sagte Jemand hinter mir.

Ich drehte mich um — es war mein Dämon, die Schweizerin.

„Führen Sie mich zum Speisesaal, aber sehen Sie nicht so entsetzlich mißvergnügt aus!“

Damit nahm sie meinen Arm.

Meine Pulse schlugen — jetzt mußte sie sich demaskiren, jetzt endlich sollte ich sie sehen.

Wir traten in den Nebensaal, ich riß meine Hörner ab. „Gott sei Dank,“ rief ich, „jetzt bin ich wieder Mensch und jetzt werde ich den Engel sehen, der mich dazu gemacht.

Ein leises Gekicher war die Antwort — die Schweizerin lüftete ihre Maske — Himmel, meine Cousine! — „Du?“ — „Hahahaha!“ — „Aber Wanda, wie kömmst Du hierher?“

Diese Frage wollte ich thun, aber ich that sie nicht — denn — ich erwachte.

Ich lag halb angekleidet auf dem Bette; am Ofen hing mein mit Sauce begossener Frack. Vor mir stand meine alte Wirthin mit einem Billet in der Hand. „Herr Assessor! Herr Assessor!“

„Was giebt's?“ Dabei rieb ich mir die Augen und gähnte.

„Eine Einladung vom Herrn Geheimrath; der Bediente wartet auf Antwort.“ — Nochmals rieb ich mir die Augen, nahm den Brief — las — es war richtig, ich wurde zum Thee gebeten, Schweizerin, Teufel, Türkin, Blamage, Fußtritt und Satansblick — Alles war vorüber — ich hatte nur geträumt.

Gott sei Dank! — „Ja," sagte ich, „ich werde die Ehre haben, aber —"

Mein Blick fiel auf den Frack. Er war getrocknet.

Bei Geheimraths traf ich meine Cousine, ich erzählte ihr meinen Traum, meine Angst — ich beschrieb ihr, wie meine Pulse geschlagen, und als sie erröthend lächelte, als sie das Auge niederschlug, flüsterte ich ihr ein leises Wort in's Ohr.

„Das wird wahrhaftig ein Paar!" sagte in demselben Moment die Geheimräthin zu ihrer Tochter, und als ich aufsah, bemerkte ich, daß Jedermann lächelte. —

Leser, ich bin denselben Tag noch einmal zu Bette gegangen, aber, ich gestehe es dir, kein Mal so glücklich, als wie ich von Geheimraths nach Hause kam und den Morgen nicht erwarten konnte.

Die Komödie in der Schreckenszeit.

Gemälde aus der französischen Revolution.

1.

Es war Ende Oktober des Jahres 1793, während die Schreckensregierung in Paris wüthete, als man auf einem kleinen Gute in der Nähe des Dorfes Barennes sehnsüchtig die Rückkehr des Inspektors erwartete, welchen Noirtier, der Besitzer der Herrschaft, nach Paris gesandt hatte, um dort einen Käufer für seine Besitzung zu suchen.

Noirtier war früher Weinhändler gewesen, besaß ein bedeutendes Vermögen und war mit Klara von Breuil, der Tochter eines herabgekommenen Edelmannes, vermählt, welche ihn dazu bewogen hatte, sich anzukaufen, das Weingeschäft aufzugeben und den reichen Kavalier zu spielen. Später gelang es ihm, sich den Adel zu erwerben, was, wie theuer es auch erkauft wurde, doch die stolze Gattin des Kaufmanns so glücklich machte, daß er sein dafür weggeworfenes Kapital nicht bereute.

Herr von Noirtier — so müssen wir ihn dem-

nach nennen — war ein durch und durch praktischer Mann, nicht ganz frei von Eitelkeit und ein enthusiastischer Patriot, seit der König, dem er früher Weine geliefert, ihn auf seiner Durchreise angeredet und mit Wohlwollen nach seiner Familie gefragt hatte. Seine Frau war es als früheres Edelfräulein und ihre Tochter Therese, ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, wurde es aus Hochherzigkeit und edlem Gefühl, als der Revolutionsgeist sein Haupt erhob.

Ein weitläufiger Verwandter der Madame Noirtier, der Vicomte Franz von Launay, hatte nach dem Ausbruch der Revolution hier eine Zufluchtsstätte gefunden, die ihm um so angenehmer wurde, als ihn die Schönheit Thereſen's entzückte und er sich, je mehr er den Charakter des Mädchens kennen lernte, für sie interessirte. Ihr war er zwar ziemlich gleichgiltig, da sie ihn für ein wenig fade hielt, doch behandelte sie ihn als Gast ihres Vaters immer so freundlich, daß er sich mit den besten Hoffnungen schmeichelte.

Das scheußliche Verbrechen der Nation — die ungerechte Hinrichtung des unglücklichen Ludwig — war verübt, der Adel abgeschafft und das Schwert über die Häupter aller Derer, die ihm angehörten, gezückt, als eines Tages sich bei Noirtier ein schon ziemlich bejahrter Mann meldete, mit der Bitte, ihn in Dienst zu nehmen, da er sein Brod in Paris verloren habe, seit man den Adel guillotinire.

„Zwanzig Jahre," sagte er, „war ich im Dienst bei'm Grafen Aubigny, und nur der schreckliche Tod meines Herrn hat mich von ihm getrennt, mich selber hätte man beinahe verfolgt, weil man mich deshalb Thränen vergießen sah."

Madame, die sich schon längst einen Diener wünschte, der bei vornehmen Leuten gewesen, verwandte sich sogleich für den alten Pierre, so hieß er, und Noirtier nahm ihn an.

Schon seit längerer Zeit hatte dieser, da es doch gefährlich wurde, das „von" vor seinem Namen wieder gestrichen, wie auch Launay sich einfach Franz Launert nannte, um seine Abkunft nicht zu verrathen. Beide gaben sich den Dorfbewohnern gegenüber als gute Republikaner aus, und Noirtier hielt strenge darauf, daß auch die Frauen sich dieser so nothwendigen Komödie fügten — zu einer Zeit, wo ein unvorsichtiges Wort den Tod zur Folge haben konnte.

Pierre war kaum einen Tag im Hause, während dessen er überall herumspionirt hatte, als ein junger Mann von etwa 28 Jahren sich ebenfalls bei Noirtier um einen Dienst bewarb. Langes schwarzes Haar und Bart von derselben Farbe um Backe und Kinn gaben dem sonst edlen Ausdruck des Kopfes etwas Rohes und Wildes, was noch durch die Jakobinermütze und die weite Blouse erhöht wurde.

Ueberhaupt schien der junge Mann, welcher sich

Jean Brün nannte, seinem Auftreten und seiner Haltung absichtlich jene Rohheit geben zu wollen, welche Leute aus den unteren Ständen, die sich des Sieges über die bestehenden Gewalten bewußt sind, charakterisirt.

„Was wünschest Du?" fragte Noirtier erschreckt, eine Jakobinermütze vor sich zu sehen, indem er sich der damals aller Welt aufgedrungenen Redeweise bediente.

„Brot verdienen!" entgegnete Jean barsch. „Bin zwar Danton's Freund und könnte mir's in Paris gefallen lassen, aber liebe die Arbeit; bin von Jugend auf d'ran gewöhnt, kann ein Gut bewirthschaften wie Einer — und thu's gern, halte Dir die Leute in Ordnung, daß es eine Freude sein soll, kurz und gut, willst Du, Bürger, oder nicht?"

Noirtier war in einer eigenen Lage. Die Erscheinung des Menschen gefiel ihm durchaus nicht, doch er nannte sich Danton's Freund und es war gefährlich, einem Jakobiner etwas abzuschlagen, besonders eine so ungewöhnliche Bitte, die überdem für seinen Charakter sprach; er schlug daher, da er eben einen Inspector brauchen konnte, ein, und Jean trat auf der Stelle, zum großen Mißbehagen der Madame, seinen Dienst an. Doch wie unangenehm auch der Eindruck gewesen, welchen seine Erscheinung auf die Damen gemacht, er wußte sich ihnen gegenüber so gewandt zu

benehmen, daß er bald, besonders von Theresen, mit günstigeren Augen angesehen wurde. Noirtier's Gunst hatte er sehr bald erworben, denn einen so tüchtigen und emsigen Wirthschafter hatte dieser noch nie gehabt, er verstand es, ebenso gut mit den Arbeitern umzugehen, als selbst Hand an's Werk zu legen und sein einziger Fehler war der, daß er einen ziemlich hohen Lohn forderte und denselben pünktlich ausgezahlt verlangte.

Noirtier, der den Ruin des Landes voraussah und befürchten mußte, früher oder später auch sein Eigenthum zu verlieren, hatte unter der Hand es schon längst versucht, sein Gut, selbst mit großem Nachtheil, zu verkaufen, als Jean ihm die Anerbietung machte, nach Paris zu reisen und dort einen Käufer zu suchen, den er gewiß in einem oder dem anderen Bürger fände, der den Rest seines Vermögens sich auf diese Weise, wenigstens für den Augenblick, zu sichern wünschte.

Noirtier, so wenig er auch auf einen Erfolg rechnete, ließ Jean dennoch mit dem Auftrage abreisen, das Mögliche zu versuchen — schon war er drei Wochen fort und noch keine Nachricht von ihm da, als ein Brief kam, worin er schrieb, daß er in den nächsten Tagen eintreffen werde.

Zu diesem Zeitpunkte war es, wo unsere Erzählung beginnt.

Der Erwartete kam, brachte jedoch sehr schlechte

Nachrichten mit. Es wollte sich nicht nur kein Käufer finden, sondern man stritt überhaupt Jedem das Recht des Eigenthums ab, und wenn er weiter auf seinem Vorhaben bestanden, erzählte er, hätte man Verdacht geschöpft, daß Noirtier Auswanderungsgelüste hege, was die übelsten Folgen hätte haben können.

Noirtier war glücklich, dieser Gefahr durch Jean's Umsicht und Besonnenheit entgangen zu sein, sprach seine Zufriedenheit mit ihm darüber aus — dann aber wollte er Neuigkeiten hören, und fragte ihn, was sonst in Paris vorgefallen.

Jean erzählte kalt, daß man die „Veto" hingerichtet habe.

„Die Königin!" rief Madame Noirtier, die eben mit Therese hinzugetreten, schmerzlich; doch ein Blick ihres Gatten, der ebenfalls bleich geworden, machte sie auf die Gegenwart Jean's aufmerksam, und sie faßte sich, während Noirtier nicht ohne Bitterkeit Jean nach den näheren Umständen dieser „ruhmwürdigen That" der Nation fragte.

Der Inspektor erzählte die Begebenheiten, so schaudervoll sie waren, mit der gleichgiltigsten Kälte.

„Und Paris?" fragte Therese, „nicht wahr, die Stadt taumelt vor Freude, das letzte königliche Blut fließen zu sehen?"

„Paris jubelt!" war die düstere Bestätigung Jean's.

„Du hasseſt ſie wohl ſehr?“ fragte Noirtier, mit Schaudern die Gleichgiltigkeit des Menſchen bemerkend.

Dieſe direkte Frage kam etwas plötzlich.

„Ich,“ ſtotterte der Gefragte erröthend, „nun, ich hege die Gefühle eines guten Patrioten — und“ ſetzte er dann gefaßter hinzu, „bin natürlich darüber erfreut, daß man endlich der Sache mit ihr ein Ende gemacht hat! Doch — mein Pferd iſt noch nicht abgeſattelt. Ihr entſchuldigt —“

Damit verließ er das Zimmer.

Frei von der Gegenwart des Jakobiners, konnte ſich nun die patriotiſche Familie ihrem Schmerz überlaſſen; zwar hatte man von dem Pöbel in Paris nichts Beſſeres erwarten können, aber die Wirklichkeit ſtand nun mit ihrer ganzen Gräßlichkeit vor ihnen. Die heiligſten Bande zerriſſen, das Vaterland eine Mördergrube, jedes Gefühl in den Staub getreten und jede Schandthat bejubelt!

„Und wie der Menſch davon ſprach,“ zürnte Madame, „Noirtier, er muß aus dem Hauſe, ſonſt bringt er uns noch auf's Schaffot — wie kannſt Du ihm Brot geben; er ſieht aus wie ein Kehlabſchneider.“

„Ja,“ zuckte Noirtier die Achſeln, „dank' Gott, daß er für's Geld noch arbeitet, die Leute haben jetzt die Gewalt.“

„Aber er iſt mir unausſtehlich,“ rief ſie, „ſeine Arroganz fatiguirt mich!“

„Ich glaube, er ist nicht so schlimm," wandte Therese ein, „der Mensch sieht mehr aus wie ein Unglücklicher, als wie ein Bösewicht."

Noirtier nickte ihr zu.

„Das denke ich auch," brummte er für sich, „freilich, besser wär' es, man jagte ihn fort — aber es geht nun einmal nicht; das Gut ist übrigens nicht zu verkaufen —"

„Nun, so gieb es auf; wir haben Mittel genug," sagte Madame, „um zu emigriren. Ich halte es nicht mehr aus, wir müssen aus diesem Lande, koste es, was es wolle!"

„Pah, kosten!" schüttelte Noirtier den Kopf — „kosten — es handelt sich hier um den Kopf — nicht um Geld, um den Kopf! Auswandern ist bei Todesstrafe verboten!"

„Riskiren wir's, Wilhelm, eine angemessene Verkleidung —"

„Pah — Dir sieht man die Aristokratie auf tausend Schritte an!" unterbrach Noirtier seine Frau.

„Ja," lächelte diese geschmeichelt, „es ist wahr, ich bin von Familie."

„Wollte Gott, Du wärst es nicht und ich hätte den verwünschten Adel nicht gekauft."

„Wilhelm," zürnte sie, „Du sollst ja das nicht sagen; pfui, gekauft — man gab ihn Dir wegen Deiner Verdienste."

„Wahr," hüstelte Noirtier. „Führte guten Wein — wollt' aber doch, wäre beim Geschäft geblieben, so bin ich verdächtig."

„Wer weiß, ob's so ist, wie der Mensch sagt," zweifelte Klara, „die Leute übertreiben auch etwas."

„Schlimm genug steht's," seufzte Noirtier, „übrigens ist er ehrlich und hätte mir das Gut verkauft, wenn's gegangen wäre; er ist ein gewandter, brauchbarer Mensch, hat — ich möchte beinah sagen — Bildung."

„Manieren vom Ladentisch, die er der Noblesse abgelauscht!" entgegnete Madame verächtlich, als der Vicomte eintrat, der die Spuren eines langen Rittes und großer Aufregung trug.

„Ach, Vicomte," rief Noirtier, ihm die Hand schüttelnd, „woher —"

„Wissen Sie, daß die Königin todt —"

Ein trauriges Kopfnicken des Alten und das Seufzen der Damen beantworteten die Frage hinreichend.

„Ach —" seufzte Franz, „und auf ein Haar gerettet zu sein, wenn nicht dieser verdammte Hebert dazwischen gekommen — ist es nicht schrecklich!"

„Wir wissen nichts —"

„Erzählen Sie!" riefen die Frauen, während Noirtier neugierig den Mund aufsperrte.

„Vom Grafen Montbrun?"

„Nichts — erzählen Sie."

Launay erzählte nun, daß der bekannte Graf Montbrun einen verzweifelten Versuch gemacht habe, die Königin zu retten, mit seinen Verschworenen bereits die Keller der Konciergerie besetzt gehalten, als eine Patrouille, von Hebert angeführt, das Geheimniß entdeckt habe. Darauf sei es zu einem Kampfe gekommen, in welchem sich die Verschworenen verzweifelt gewehrt hätten, aber dennoch der Uebermacht erlegen wären: nur Montbrun sei wie durch ein Wunder entronnen, man habe tausend Franken auf seinen Kopf gesetzt, aber er sei verschwunden.

„Ist das derselbe Montbrun," fragte Noirtier, „der die Tuillerien so tapfer vertheidigte?"

„Derselbe," bejahte Launay, „derselbe, der dort, wie auch schon in Versailles, gefochten und bei der Hinrichtung des Königs keck sein Taschentuch in dessen Blut tauchte und ‚Fluch über Frankreich' rief — ebenso räthselhaft wie damals ist er auch heute verschwunden!"

Theresen standen die Thränen der Begeisterung in den Augen und als Franz geendet, rief sie:

„Gott schütze den Edlen!"

„Ja," stimmte Noirtier ein, „wüßte man nur, wo er sich aufhält, ich wollte ihm in meinem Hause ein Asyl anbieten und sollte ich darüber mit zu Grunde gehen."

„Gott weiß," seufzte Franz, wo er sich vor den Häschern verbirgt — schwer genug wird's ihm werden."

Madame hatte unterdessen wiederholt zum Flacon gegriffen, auch sie war von dem Heroismus bewegt, der sich hier so edel an den Tag gelegt, und wollte eben sich darüber auslassen, als man den Inspektor im Nebenzimmer hörte.

„Schon wieder die Komödie!" hüstelte sie verächtlich und drehte der Thüre, durch welche er kommen mußte, den Rücken.

„Bürger Jean," sagte Noirtier, als dieser eingetreten, „Du hast uns ja nichts von dem Attentat des Montbrun erzählt."

„Ich," stotterte dieser, „ich vergaß es."

„Ganz Paris spricht ja davon."

„Ich, — ich schämte mich —"

„Was?" fragten Noirtier und Franz befremdet, „weshalb?"

„Ja, ich schämte mich," sagte Jean pathetisch, „zu erzählen, daß ein ci-devant beinah die große Nation betrogen hätte. Wäre der Streich gelungen, so müßte man die stolze Stirn der jungen Freiheit mit Flor umhüllen, aber die Göttin der Vernunft hielt ihre Fittige über uns."

„Nun, wir werden den Montbrun schon fassen," sagte Franz mit fragendem Lächeln, „nicht wahr? und dann wehe ihm!"

Jean zuckte einen Augenblick verächtlich die Achseln, dann aber erwiderte er rasch:

„Gewiß — er kann nicht entwischen."

„Es soll ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sein," sagte Noirtier mit Betonung, „tausend Franken!"

„O könnte ich sie verdienen!" rief Jean, wie aus innerster Seele.

„Pfui!" dachte Therese und sah mit Abscheu weg.

„Judas!" brummte Franz für sich, während er laut sagte, daß er den Montbrun, wenn er ihn hätte, mit den Händen zerfleischen könne, und sich dabei in eine künstliche Wuth versetzte.

Die Mittagsstunde kam jedoch heran und die Familie begab sich zum Essen. Jean folgte nicht, sondern schützte vor, bereits gespeist zu haben, und sagte, daß er auf's Feld gehen wolle, nach den Arbeitern zu sehen.

Seine Entfernung war Jedem willkommen — Keiner sah, daß er im Korridor Peter antraf, daß dieser ihm die Hände küßte und „seinen gnädigen Herrn" mit einer Herzlichkeit bewillkommnete, die der alte, sonst so steife Diener noch gegen Niemand gezeigt — wenige Minuten darauf war Jean fort und nicht, wie er gesagt, auf dem Felde, sondern auf dem Wege nach dem etwa eine Meile entfernten Dorfe Varennes.

2.

In dem kleinen Dorfe Varennes lebte seit Jahren ein alter, verabschiedeter Kapitain, Namens Arnold von Percin, mit seiner 17jährigen Tochter Anna von dem spärlichen Gnadengehalt, welches er sich durch seine lange Dienstzeit erworben. Mit dem Reste seines Vermögens hatte er sich ein kleines Haus gekauft, dessen obere Etage er bewohnte, während er die hintere vermiethete. Seit die Revolution ausgebrochen war, stand jedoch die Wohnung leer und da auch seine Pension ausblieb, mußte er sich von den kümmerlichen Ersparnissen früherer Zeit und Anna's Handarbeiten ernähren, als eines Abends ein Bauerwagen vor seiner Thür hielt und ein junger Mann ausstieg, um zu fragen, wie theuer er die Zimmer an seine alte, kränkliche Mutter vermiethen wolle. Arnold, so nannte sich der Kapitän jetzt kurzweg, war froh, einen Miether zu bekommen, seine Freude wurde jedoch bald sehr herabgestimmt, als er erfuhr, daß die Frau ganz ohne Mittel sei und ihr Sohn sich erst Arbeit suchen wolle, um sie zu ernähren. Jean erzählte ihm, daß sie in Tours gewohnt und, weil es dort unmöglich gewesen, sich Brot zu verdienen, auf's Land gezogen seien. Arnold faßte Mitleid und besonders auf Anna's Bitten ließ er sich dazu bewegen, sie aufzunehmen und erklärte sogar, daß er vorläufig, bis Jean

— so hieß der junge Mann — sich das Nöthige verdient, auf die Miethe verzichten wolle.

Die alte Frau zog nunmehr ein, und Jean fand, wie wir wissen, Arbeit auf dem Gute Noirtier's. Während er nun von Zeit zu Zeit hinüberkam, um seine Mutter zu sehen und ihr Geld zu bringen, pflegte Anna die alte Frau auf eine wirklich rührende Weise, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wer sie eigentlich sei.

„Es muß etwas dahinter stecken," hatte nemlich Arnold gesagt, „das ist keine Arbeitersfrau, hast Du die Hände und die Füße gesehen? Mordioux!" brummte er wie für sich, „habe mir am Ende was Gefährliches auf den Hals geladen, der Junge sieht auch nicht danach aus, als ob er Holz gespalten, übrigens," schmunzelte er, „braver Mensch, neun Zoll drei Strich, ernährt die Mutter, schlank gewachsen, könnte was für die Anna werden."

Und darin, daß die Mutter Brun etwas Anderes war, als sie schien, irrte er sich nicht, vielleicht hat der Leser es schon errathen, doch mag ihm nachfolgende Aufklärung nicht unwillkommen sein.

Die Grafen von Montbrun waren als eine der ältesten Familien des Landes durch die Verschwendung und den Luxus, welchen der französische Hof trieb und bei denen, welche zu ihm gehörten, liebte — in finanzieller Hinsicht so weit herabgekommen, daß der Graf

Gabriel sich genöthigt sah, um sein Haus einigermaßen in Ansehen zu erhalten, die Edelsteine und das Silber der Familie theilweise zu verpfänden; seinen Sohn ließ er unter den Musketieren des Königs eintreten, und wurde dieser, da der König die Familie liebte, aus dessen Privatchatulle unterstützt. Bei der weisen Oekonomie, die der Graf jetzt trieb, hätten sich seine Verhältnisse vielleicht gebessert, aber die Revolution brach aus und so gingen ihm auch seine Besitzungen verloren, denn stets in der Nähe des Königs, konnte er sich nicht um seine Güter kümmern.

Er wie sein Sohn gehörten zu Denen, welche das Schloß zu Versailles gegen den Pöbel vertheidigten; ihn streckte jedoch eine Kugel nieder, und vor den Augen des Sohnes wurde sein Kopf auf eine Lanze gesteckt und höhnend herumgetragen. Jean stürzte sich unter die Mörder und hätte den Tod, den er suchte, gefunden, wenn er nicht plötzlich an seine Mutter von einem Freunde erinnert, der dem Wüthenden gefolgt — umgekehrt wäre und sich glücklich durchschlug. Kaum jedoch hatte er sie der Sorge des alten Dieners seines Vaters, Pierre, übergeben, als er auch wieder in den Tuilerien zur Seite des Königs stand, den er nicht eher verließ, als bis derselbe sein Schicksal vollendet hatte.

Nun floh er mit seiner Mutter aus Paris. Pierre hatte zufällig in Varennes einen Bekannten gehabt und schlug diesen Aufenthaltsort vor; — während

Jean aber dort das Unterkommen suchte, hatte der treue Diener schon für ihn sich auf dem Gute umgesehen, denn nach Varennes konnte er nicht kommen, da man ihn dort erkannt hätte, und er somit seine Herrschaft der Gefahr blos stellte.

Man verfolgte jedoch nicht nur den Grafen Montbrun, sondern seine ganze Familie, und dies war der Grund, weshalb Jean nur heimlich seine Familie besuchte und der Verwandtschaft nie auf dem Gute erwähnte. „Wirst du erkannt und gefangen," so dachte er, „dann ist sie doch immer noch ohne Gefahr!" Und so arbeitete er für sie, denn die Flucht war so eilig gewesen, daß außer einigen Kostbarkeiten nichts gerettet werden konnte, und diese verkaufen, hieß sie absichtlich verrathen.

Wir verließen unsern Helden auf dem Wege in's Dorf. Seit drei Wochen hatte er seine Mutter nicht gesehen, denn die Nachricht von der Gefahr, in welcher die Königin schwebte, hatte ihn nach Paris gerufen, wo er wieder an die Spitze der Partei getreten war, welche sich für die königliche Familie opferte. Wie es ihm ergangen, haben wir erfahren und eilen ihm nun voraus, um uns, ehe er anlangt, in Varennes umzusehen.

Es ist ein schöner Herbstnachmittag und Kapitän Arnold tritt aus seinem Hause vor die Thüre, wo sich eine kleine Laube befindet, um dort seinen Kaffee

zu genießen. Anna bringt ihn jedoch nicht und er wird ungeduldig.

„Anna, Anna, allons, allons!“ ruft er mit seiner Baßstimme hinauf, dreht sich den Schnurrbart und sieht schmunzelnd das hübsche Kind die Treppe herabhüpfen.

„Da bin ich, Papa!“

„Kaffee!“ donnert der Alte barsch.

Doch Anna hatte Toilette gemacht, präsentirt sich dem Vater und fragt — statt auf seinen Befehl zu achten — „gefall' ich Dir?“

„Pfeife!“ ruft Jener einsilbig.

„Türkische?“

„Mohrenkopf! allons, allons!“

Doch Anna hat noch Etwas auf dem Herzen.

„Papa,“ bittet sie, „schenk' mir einen Franken.“

„Mordioux!“ flucht Arnold ob dieser kecken Forderung.

„Bitte, bitte, Papa!“

„Mordioux!“

„Einen Franken!“

„Mordioux —“ brummte immer tiefer der Alte, je flehentlicher Anna bittet. Endlich räuspert er sich — „He,“ fragt er, „wie kommst Du darauf?“

„Bist so vergnügt heut'!“

„Ich — brumm'sch bin ich — Blitzmädel Du — brumm'sch —“

Mordioux — mordioux!" äffte Anna.

„Na, wozu willst Du ihn denn?" fragte Arnold lachend.

„Für Mutter Brun," rief nun Anna vergnügt, „sie hat so lange nichts Kräftigendes genossen."

„Aber woher soll ich's nehmen?"

„Kaufst einmal keinen Tabak!" rief Anna vorschnell.

„Was — keinen Tabak!" donnerte Arnold, „nicht rauchen! Dein alter Vater soll nicht rauchen! Anne" — hierbei drückte der Ton des Alten tiefe Bekümmerniß aus, „Anne, Du willst mir den Tabak entziehen, willst mich in die Grube bringen — pfui — Du hast kein Herz, kein Herz!"

So spielte die Scene zwischen den Beiden noch eine Weile, bis Anna den Vater endlich so weit brachte, ihr das Geld zu geben. Kaum hatte sie es jedoch fort, so war in fünf Minuten der Kaffee, die Pfeife, ja sogar ein frisches Päckchen Tabak da.

„Woher," fragte der Alte staunend.

„Von meinen Ersparnissen," jubelte Anna, selig, dem Vater eine unverhoffte Freude zu bereiten.

„Mordioux!" schmunzelte er, „brav gemacht — thu's öfter, g'wöhn Dir's an, das Ersparen!"

„Nicht wahr, das wird schmecken!" damit fiel Anna dem Alten um den Hals.

„Hast'n Herz, Mädel," brummte er, sie küssend,

„hast doch'n Herz! — Aber nun ruf' die Mutter Brun her, soll mittrinken!"

Anna ließ sich das nicht zwei Mal sagen; wie der Blitz war sie fort, Frau Brun zu holen.

„Mordioux!" lächelte Arnold, zufrieden dem lieblichen Kinde nachschauend, „na, hab' ich's ihr recht gemacht? — hm, versteh's auch! Blitzmädel das, muß den Jean haben, ist'n Mann für sie, braver Mensch — aber er wird doch wollen — pah — wollen, nähm' sie Selber!"

Während dieses Selbstgespräches hatte Anna die Frau Brun geholt und Alle nahmen um den Kaffeetisch Platz.

Die Gräfin, der es daran lag, für das zu gelten, wofür sie sich ausgab, schon durch Kummer und Krankheit gebückt, vermehrte ihr leidendes Aussehen noch durch die Haltung, die sie annahm, so daß der Kapitän sie ziemlich beunruhigt fragte, wie es denn mit ihrer Gesundheit stehe.

„Es geht schon," jammerte sie, „aber das Alter, das Alter!"

„Ach was, Knochen zusammenhalten," brummte der Militär, „seht mich an, Fünfzig und d'rüber, Battaillen, Wunden, — aber Rumpelkasten hält doch noch, Mensch ist zähe."

„Ja," lächelte sie ob des seltsamen Trostes, als

Jean um die Ecke bog und sich in die Arme der Mutter warf.

Erst nachdem der Kaffee vorüber und Jean seiner Mutter in ihr Zimmer gefolgt, konnte er ihr den Tod der Königin mittheilen — ein Schlag, der nicht unerwartet kam, aber doch hart genug traf, um der gebeugten Frau die letzte Aussicht auf eine bessere Zeit zu nehmen. — So war der letzte Stolz gebrochen und Verbrechen, die nun noch folgen konnten, für sie gleichgültig. Der Einzige, an dem sie nun noch hing, war ihr Sohn — was dieser für sie that, ahnte sie nicht.

Er brachte dreißig Franken und sagte, er habe sie, wie früher, dafür erhalten, daß er ein Gut bewirthschaftete, mit dessen Besitzer er befreundet sei, — daß er aber diente, wie sein Stolz litt, — das verschwieg er ihr und keine Klage kam über seine Lippen.

Sie erzählte ihm die rührende Art, mit welcher sie von Anna gepflegt werde und beobachtete dabei ihren Sohn scharf. Plötzlich fragte sie, ihn fixirend:

„Wie gefällt Dir das Mädchen?"

„Anna?" fragte Jean ruhig.

„Ja."

„Nun, sehr gut."

„Es ist ein braves, unschuldiges Kind," fuhr die Gräfin mit Betonung fort.

„Gewiß," bestätigte Jean.

„Ich glaube, Du gefällst ihr," sagte Jene ernst.

denn ihr war es nicht entgangen, daß Anna sich für ihren Sohn interessirte. „Setze ihr nichts in den Kopf!"

„Ei," lächelte Jean, „steht mir die Blouse so gut?"

„Das nicht, aber Dein Betragen," fuhr die Gräfin fort, „sie achtet Dich."

„Desto besser," lächelte Jean abermals, den Sinn seiner Mutter mißverstehend.

„Mach sie nicht unglücklich!" bat Jene.

„Was," fuhr Jean auf, der sie jetzt erst verstand, „wie sollte ich das — und wenn ich sie nun liebte, wäre es ein Unglück?"

„Heirathen kannst Du sie doch nicht!"

„Warum nicht?"

„Denke wer Du bist!" rief die Gräfin stolz.

„Jean Brun," entgegnete unser Held leichthin.

„Und der letzte Graf von Montbrun!"

„Liebe Mutter," lächelte Jean, „Arnold ist auch ein ehrlicher Name."

„Ehrlich, aber nicht adlig!"

„Verdient es aber zu sein."

„Du kannst ihn nicht dazu machen."

„Komisch," lachte Jean, „darüber zu streiten, ich habe noch nie an das Mädchen gedacht — aber," setzte er ernster hinzu, „der Stand würde mich nie davon abhalten, glücklich zu werden, — das hat aufgehört."

„Nie — niemals!" fuhr die Gräfin auf, sich er-

hebend, „der Adel bleibt — man kann den Titel vom Namen streichen, Tausende hinrichten, die Stände bleiben doch, trotz aller neuen Revolutionen und der Freiheit des Pöbels, und nie werde ich es zugeben, daß mein Sohn es vergißt, welchen Namen er führt und was er mir und dem Schatten seines Vaters schuldig ist!"

Während die alte Gräfin dies mit flammenden Wangen sprach, ruhte das Auge des Sohnes auf ihr.

„Wie schön Du bist," rief er, „wenn Du so sprichst, doch sei nur ruhig, ich habe noch nie an Anna gedacht, aber es ist doch sehr edel von ihr, Dich so zu pflegen, die Nächte hindurch für Dich zu arbeiten, trotzdem, daß sie glaubt, Du ständest weit unter ihr! Denn Du bist in ihren Augen die Witwe eines Arbeiters."

„Die Leute sind wohlhabend," unterbrach ihn die Gräfin.

„Nein, sie haben nichts! Sold wird nicht gezahlt und die Miethe für Deine Wohnung ist Alles, was sie haben —"

„O, wie edel, wie schön von solchen Leuten!" rief sie, „Jean, Jean, mach das Mädchen nicht unglücklich!"

„Weiß Gott," dachte Jean, „ich muß mir die Anna doch einmal darauf ansehen!"

Bisher hatte er sie nemlich mit sehr unschuldigen Augen angesehen, und da sein Herz anderweitig gefes-

felt war, sie in der That kaum beachtet, wenigstens nicht in der Weise, wie die Mutter es fürchtete.

3.

Zschocke sagt irgendwo, es könnten zwei junge Leute nicht vier Wochen unter einem Dache verleben, ohne sich in einander zu verlieben und dieser Spruch bestätigte sich auch bei Jean und Therese — wenigstens was Erstern betraf. Letztere interessirte sich wohl für den jungen Mann, aber er stand als Inspektor ihres Vaters zu weit unter ihr, als daß sie daran gedacht hätte, sich ihm weiter zu nähern. Der Stolz war in Folge der Erziehung ihr Hauptfehler geworden, und hatte er das Herz auch noch nicht verdorben, so beherrschte er es doch; sie glaubte daher schon viel zu thun, wenn sie Jean mit herablassender Freundlichkeit begegnete, um so mehr, als Niemand wußte, wer und was er eigentlich sei, denn ein gewisses Gefühl ließ sie daran zweifeln, daß er wirklich der Jakobiner sei, für den er gelten wollte.

Jean, der nicht bedachte, welchen Kittel und welche Farben er trug, hielt Theresen's Freundlichkeit für Zuneigung und die Liebe, welche Eintönigkeit und Langeweile hervorgerufen, erhielt hierdurch ihre Nahrung. Es machte ihm Freude, persönlich die Blu-

menbeete Thereſen's zu pflegen und kaum war er wieder aus Paris zurück, als er auch ſchon emſig die alte Beſchäftigung fortſetzte, wobei ihn eines Morgens Thereſe überraſchte.

„O," rief ſie erfreut, „alſo Sie pflegen meine Blumen, Sie ſind es."

„Bin ich nicht Gärtner?" ſagte Jean aufſehend.

„Ja," unterbrach ihn Thereſe raſch, die Gelegenheit wahrnehmend, ihn etwas auszufragen, „aber auch Inſpektor, Buchhalter und wer weiß was noch Alles. Ihre Bildung iſt ſo vielſeitig, daß man argwöhnen muß, daß Sie früher einem beſſeren Stande angehörten."

„Ich — einem beſſeren Stande!" rief Jean befremdet, denn er dachte augenblicklich an ſeine Rolle, die er nicht verrathen durfte.

„Ja," entgegnete Thereſe, „ich meine nicht einen höheren Stand, ſondern einen beſſeren, der Bildung nach, Sie — ich wollte ſagen Du kannſt nicht bloßer Landmann geweſen ſein."

Thereſe verbeſſerte ihre antirevolutionäre Anrede abſichtlich etwas langſam und betonte das „Du" mit Ironie.

„Sprecht doch, wie Ihr wollt, Bürgerin," ſagte Jean mit Bezug darauf.

„So tolerant ſeid Ihr?"

„Man iſt's ja auch gegen mich."

„Während Eurer Abwesenheit," fuhr Therese fort, „haben wir die Aenderung der Verhältnisse recht gemerkt, die Arbeiter nahmen sich viel heraus."

„Was thaten sie — was!" rief Jean heftig.

„Gethan haben Sie nichts, aber man merkte doch, daß Ihr nicht da waret, allerhand Redensarten —"

„Sie wagten," — fuhr Jean auf.

„Was, wagen?" entgegnete Therese forschend, „sind sie nicht Unsersgleichen, was ist da zu wagen?"

„Je nun," stotterte Jean, „sie hätten doch nicht — aber es soll nicht wieder vorkommen."

Diese Worte sprach er mit einer Bestimmtheit, die zeigte, daß er an den Gehorsam der Leute gewöhnt, wissen werde, ihn sich zu erhalten.

„Du scheinst die Leute sehr in der Gewalt zu haben, Bürger!" lächelte Therese, die ihre Vermuthung bestätigt sah.

„Dies „Du" klingt so traulich!" flüsterte Jean, das Thema ändernd.

„Man muß es ja sagen!"

„Dann laßt's — das „Du" ohne Gefühl klingt hart und rauh. Nennen Sie mich wie Sie wollen, nur nicht mehr dies „Du!"

„Das soll ein Jakobiner sein," dachte sie, „nichts weniger als das!"

„In Zeiten, wie die heutigen," fuhr Jean fort, „muß man sich einander nähern und vertrauen."

„Was!“ unterbrach ihn Thereſe, „gerade heute darf man Niemand trauen!“

„Traut mir!“ bat Jean.

„Worin?“

„In Allem.“

„Weiß man doch kaum wer Ihr ſeid!“

„Ein Menſch.“

„Das ſind wir Alle.“

„Nicht Jeder will es ſein.“

„Und Ihr?“

„Ich bin's — und wollte —“ hierbei näherte ſich Jean Thereſen mit Wärme „und wollte, daß Niemand mehr von mir verlangte.“

„Als daß Ihr ein Menſch ſeid?“

„Ja,“ fuhr Jean fort, „ein Menſch, den man um Seinetwillen liebt. Titel, Stand, Vermögen, dieſe Mitgift für die Geſellſchaft achte auch ich gering.“

„Weil ſie Euch fehlt!“ unterbrach ihn Thereſe.

„Bin ich darum weniger?“

„In manchen Augen, ja!“

„Auch in den Deinigen?“ fragte Jean zärtlich.

„Was ſoll hier das Du,“ rief Thereſe ernſt, einen Schritt zurücktretend.

„Darf ich's jetzt nicht ſagen, ſo ſage ich es nie!“

„Ich verſtehe Euch nicht!“

„Oder Ihr wollt nicht!“

„Ich will weder, noch kann ich Euch verſtehen,

Bürger Jean!" sagte Thereſe mit Feſtigkeit, den Kopf ſtolz in die Höhe werfend.

„Ihr ſpracht von Vertrauen," flüſterte Jean.

„Zum Inſpektor meines Vaters," vollendete Thereſe kalt.

„Und der wird bezahlt!" entgegnete Jean bitter.

„Ja!"

„Denkt beſſer von mir!"

„Wozu?"

Thereſe ſprach dies Wort ſo hochmüthig, ja verletzend, daß Jean heftig erröthete.

„Thereſe," ſagte er, „Sie fragen, wozu? Weil dies mein Glück, meine Hoffnung war — manches Wort, mancher Blick von Ihnen ſchien mir —"

„Illuſionen zu machen!" fiel Thereſe verächtlich ein, wandte ihm den Rücken und wollte ſich entfernen, doch Jean vertrat ihr den Weg.

„Iſt es wirklich," fragte er nicht ohne Bitterkeit, „der Stand, weshalb Sie mich verachten, der allein —?"

„Bürger," entgegnete Thereſe herriſch, „mein Vater hält Euch werth und ich wollte Euch deshalb nicht beleidigen, aber da Ihr auf eine Antwort dringt, ſo wißt, daß ich Eure etwas eigenthümliche Neigung deshalb nicht erwidere, weil ich bisher an Euch und die Ehre Eurer Hand noch nicht gedacht habe!"

Während ſie dies ſprach, wechſelte Jean die Farbe

und erzitterte vor Zorn, dennoch entgegnete er ruhig und mit Würde:

„Fräulein, verzeihen Sie mir; Sie sollen nicht wieder durch meine Gefühle belästigt werden; ich war so eitel gewesen, mir Illusionen zu machen, so arrogant, meine Stellung zu vergessen, doch mein Wort darauf, es soll nicht wieder geschehen."

Jean sprach diese Worte mit so edler Haltung, daß Therese fühlte, sie sei zu weit gegangen.

„Ich wollte Sie nicht beleidigen," sagte sie.

„O, warum sich mit mir geniren," lächelte Jean.

„Sie werden bitter," fuhr Therese fort, „ich sehe, daß ich mit einem Manne spreche, der nicht in diese Blouse paßt."

„Wie — was! —" fuhr Jean auf.

„Ja, Sie haben sich verrathen, Ihre Bildung —"

„Was, Bildung! ich verachte die Bildung," lachte Jean, wieder in seine Rolle fallend, „Freiheit ist Bildung!"

„Komödie!" lächelte Therese ungläubig.

„Nein, Gefühl ist Komödie!" rief Jean kurz hin.

„Pfui! das Heiligste so herabzuziehen."

„Recht so, verachten Sie mich — pah, was ist heilig!" fiel er wieder in den Jakobinerton, „die Vernunft ist heilig, Robespierre ist heilig — dummes Zeug Alles sonst!" und die Marseillaise anstimmend, griff er wieder zur Schaufel, während Therese sich lang-

sam, den Kopf über solchen Wechsel der Stimmung schüttelnd, entfernte, mit dem Vorsatz, das Geheimniß zu ergründen, welches diesen Mann bewog, eine so klägliche und erbärmliche Rolle zu spielen.

Jean war jedoch von seiner Liebe gründlich geheilt; dies Mädchen, die Tochter eines geadelten Weinhändlers, war so verletzend hochmüthig ihm gegenüber, der — doch, was er war, konnte sie ja nicht wissen. Um so lächerlicher erschien ihm jedoch der Stolz, je weniger er ihn traf, und während er sie nun mit Gleichgiltigkeit behandelte, legte er in sein Benehmen unwillkührlich eine solche Würde, daß sie Theresen imponiren mußte.

Die Weiber aber interessiren sich stets für den, der sich nicht um sie bekümmert. Hatte sie der Antrag auch verletzt, so war sie doch geschmeichelt, wie wenig sie sich auch dessen bewußt wurde, und ihr Interesse für „den Menschen" wuchs mit jedem Tage.

4.

Sehen wir uns jedoch wieder nach dem Vicomte um, den wir eine Zeit lang ganz vergessen, während er sich Tag und Nacht mit dem Gedanken an Therese beschäftigt. Franz war verliebt, wie es nur Leute ohne Genialität sein können, das heißt, er liebte wirk-

lich und wahrhaft, nicht poetisch oder sinnlich, sondern mit ganzer Seele und ganzem Wesen, seine Liebe ward daher zur Poesie, während bei'm Dichter die Poesie die Liebe nur erdenkt und sich ausschmückt; mit einem Worte, er liebte so, wie es ein Mädchen glücklich macht, und Noirtier und seine Frau gaben im Stillen, noch ehe er angefragt, schon ihre Einwilligung mit Freuden.

Wenige Tage nach dem im vorigen Kapitel beschriebenen Auftritt zwischen Jean und Therese kam diese, als sie abermals im Garten mit Jean — diesmal über gleichgiltige Dinge — gesprochen, in das Balkonzimmer des Schlosses, von wo Franz zufällig ein Augenzeuge ihres Gesprächs mit dem Inspektor gewesen.

Franz war durchaus nicht Jean's Freund, er haßte in ihm den Jakobiner, die Revolution und die Ueberbildung der Bauern, welche jene hervorgerufen, wie er glaubte; seinetwegen mußte die Komödie durchgeführt werden, und er wie Noirtier in beständiger Angst leben, denn er hielt ihn für einen natürlichen Spion der Volksgewalt.

„Wie können Sie, Fräulein," sagte er, als Therese hereintrat, „diesem Menschen ein Gespräch gönnen, um das andere Leute ihn beneiden müssen!"

„Es war sehr gleichgiltiger Natur," stotterte Therese erröthend.

„Viel zu viel Ehre; ich weiß überhaupt nicht,

warum er sich nicht im Dorfe Arbeit sucht, er steckt so wie so alle Augenblicke dort."

„Was? im Dorfe?" fragte Therese, die von den Ausflügen Jean's nichts wußte.

„Nun ja," lächelte Franz, „er hat da eine Liebschaft."

„Unmöglich," fuhr Therese auf.

„Gewiß. Ich ritt zufällig," erzählte Franz, „vor einigen Tagen durch Varennes, als ich Monsieur Jean in einer Laube mit einem allerliebsten Mädchen sitzen sah; freilich waren noch ein alter Bauer und seine Frau zugegen, aber da er so oft das Gut verläßt, werden ihn wohl die hübschen Augen wegziehen."

Das ist nicht zu glauben," rief Therese empört, „unmöglich."

„Mein Gott," lachte Franz, der sich ihren Unwillen nicht zu erklären vermochte, „was ist denn da so Besonderes! das passirt ja alle Tage, warum soll er nicht?"

„Das ist zu stark, zu frech!"

„Gott, ihm wird hier die Zeit zu lang."

„Pfui!" unterbrach ihn Therese heftig, „wie können Sie noch scherzen, es ist ein ganz ehrloser, ordinärer Mensch."

„Ordinär — ehrlos — und sonst nahmen Sie ihn in Schutz," staunte Franz.

„Nichts mehr davon, wenn Sie mich nicht erzürnen wollen, er muß aus dem Hause —"

„Da stimme ich bei, gerade nicht wegen der —"

„Vicomte!" drohte Therese.

„Nun," lächelte Franz, „meinetwegen, wenn er nur wegkommt, er ist falsch durch und durch."

„Ja, sehr falsch," seufzte sie unwillkürlich.

„Ich habe übrigens," sagte der Vicomte, „schon seinethalb mit dem Präfekt André gesprochen."

„Was," unterbrach ihn Therese, „Sie wagen es, den Präfekt anzugehen? Wenn er Sie nun erkennt!"

„Pah! der ist zu dick, um pfiffig zu sein; übrigens hat er mir versprochen, dem Menschen auf die Finger zu sehen, da ich ihn so zweideutig wie möglich dargestellt habe; es wurde mir zwar schwer, dies zu thun, aber ich dachte, daß es nichts schade, wenn die Revolutionärs einander selbst die Augen aushacken."

„Sie sind doch etwas zu dreist," sagte Therese, seine Kühnheit bewundernd, mit der er dem Departements-Präfecten sich genaht. „Sie wagen zu viel."

„Pah!" lächelte Franz, „Alles und Nichts; mehr als den Kopf kann ich nicht verlieren, das Herz ist schon fort."

„Wie leichtsinnig."

„Leichtsinn ist das Beste, was wir haben. Was wäre ich ohne Leichtsinn!"

„Nun, einige Sorgen könnten Ihnen nichts schaden."

„Bitte, verschaffen Sie mir welche.“

„Wie das?“

„So kleine, häusliche Sorgen, Sorgen die man lieb hat, die uns das Leben versüßen.“

„Das heißt,“ lächelte Thereſe, „ich ſoll Ihnen eine Frau verſchaffen.“

„Sie wäre da, wenn — ſie wollte!“

Franz ſagte dies ſo bezeichnend, daß Thereſe erröthete und verlegen wurde.

„Darf ich?“ bat Franz, ihre Hand ergreifend, und ließ ſich auf ein Knie nieder.

In dieſem Augenblicke dachte Thereſe an Jean, raſch nickte ſie ein Ja, und Franz drückte ſeine Braut ans Herz.

„Vicomte — Thereſe — was ſehe ich!“ rief die gerade eintretende Frau von Noirtier aus, wurde jedoch bald dazu gebracht, den Bund zu ſegnen, der ſchon lange in ihren Träumen geſchloſſen war. Während ſie die Hände Beider in einander legte, kam auch Noirtier hinzu und ſomit war die Verlobung bald vollgültig.

„Klärchen, wie haſt Du das zu Stande bekommen?“ flüſterte er ſpäter ſeiner Frau zu, ſich die Hände reibend, „Du biſt doch allein Schuld daran!“

„Aber Guillaume!“ ſchüttelte ſie den Kopf.

„Nun, umſonſt warſt Du doch nicht dabei! Aber

vor allen Dingen nun ein gut Frühstück und die gelbgesiegelten —"

„Materieller Mensch, gleich an so etwas zu denken — aber — Himmel, nun ist mein rosa Kleid noch nicht geplättet," unterbrach sie sich selbst und eilte fort, das Nöthige dazu zu bestellen. Ehe sie jedoch das Zimmer verließ, warf sie noch einen Blick auf das Brautpaar. „Sie wird herrlich repräsentiren," dachte sie, „die künftige Frau Gräfin."

Als die Gemüther sich einigermaßen beruhigt, erinnerte sich Franz des Wunsches seiner Braut und ging mit Noirtier darüber zu Rathe, wie man den Jakobiner am Besten entfernen könne.

„Ich," sagte er, „sehne mich nach Thätigkeit und kann nun als Euer Schwiegersohn das Gut selbst bewirthschaften, somit wird er überflüssig."

„Aber wir nehmen ihm sein Brod," meinte Noirtier dagegen, „er wird sich das nicht so ohne Grund gefallen lassen."

„Gut, ich werde dafür sorgen, daß er selbst die Ursache dazu geben soll."

„Aber vorsichtig, Franz."

„Versprich mir nur freie Hand, und ich schaffe den Menschen weg!" bat dieser.

Noirtier schlug ein. Wie Franz seinem Vorsatz nachkam, werden wir später erfahren.

5.

Anna stand eines Abends gerade vor der Thür, als eine etwas angeheiterte Menge von jungen Arbeitern in's Dorf vom Felde zurückkehrte, die auch bald ihrer gewahr wurde, und ehe sie entschlüpfen konnte, waren schon einzelne übermüthige junge Bursche herangesprungen, um von dem hübschen Kinde einen Kuß zu verlangen. Je mehr Anna sich sträubte, um so zudringlicher wurden sie, während die Uebrigen ihrer Forderung durch Beifallsgelächter zustimmten, bis der Kapitän, den Lärm hörend, seiner Tochter zu Hülfe eilte.

„Bomben und Granaten!" donnerte er, hinauseilend, „das ist mein Kind, mordioux!"

Kaum sahen die Bauern den Alten, als ihre Lust erhöht wurde, denn sie kannten ihn als einen gutmüthigen Mann, der die besten Schimpfworte kenne, die man je gehört.

„Sie soll mir nur einen Schmatz geben!" rief Einer, dessen Arme der Kapitän seine schon umringte Tochter entzog.

„Versteht's nicht!" brummte dieser.

„Wollen's ihr beibringen!" riefen sogleich mehrere lustige Stimmen.

Der Kapitän verstand jedoch darin keinen Scherz, sondern stieß sie ziemlich unsanft bei Seite.

Die Leute, dadurch gereizt, drängten heftig herzu, um sich die erbetene Gunst mit Gewalt zu erzwingen, ja Einer hatte bereits Anna umschlungen und den Mund zum Kusse gespitzt — als er plötzlich von hinten weggerissen wurde und Jean sich zwischen Anna und deren Verfolger stellte.

Zufällig hinzugekommen, übersah er mit einem Blick die Lage der Dinge und fühlte, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, er hielt daher den Leuten eine Rede, worin er an die Galanterie der ersten Nation der Welt appellirte.

„Hört!" rief er mit Pathos, indem er die Sache in's Komische zu ziehen suchte, was den Franzosen immer bewältigt, „das Volk will einen Kuß von ihr, und was das Volk will, muß ihm werden."

Lauter Beifall folgte seinen Worten.

„Aber," fuhr er fort, „Alle zu küssen ist zu viel. Möge sie sich Einen unter Euch aussuchen, der ihr am besten gefällt, der kann dann den Kuß weiter geben — so —" damit stellte er sie in eine Reihe auf, „so, nun macht Euch hübsch, schneidet das beste Gesicht, und Ihr, Bürgerin, vorwärts!"

Anna bei'm Arm nehmend, flüsterte er ihr rasch etwas in's Ohr.

Während sie nun erröthend die Reihe hinunterging, war es komisch, die getäuschten Mienen derjenigen zu sehen, bei denen sie vorüber war und die erwartungs-

vollen Blicke Aller, wem die Auszeichnung zu Theil werden würde — doch Alles lachte laut auf, als sie ein Kind, welches sich ebenfalls hinzugedrängt hatte, küßte.

„Den dummen Jungen! ha, ha!“ riefen sie durcheinander, während der Kapitän sich schmunzelnd den Bart drehte.

„Mordioux!“ rief er, „Blitzmädel, das hast Du schlau gemacht.“

Jean forderte indessen die Leute auf, sie nun in Ruhe zu lassen, da sie ihrem Versprechen nachgekommen, und schon wollten sie lachend davongehen, als plötzlich Jemand rief:

„Jean muß auch einen Kuß haben, der hat's verdient!“

Alles jubelte Beifall, je mehr die Betheiligten verlegen erröteten, und als gar Jemand rief, „sie möchte wohl, aber sie will nicht,“ drängte man Beide zu einander, und des Jubels war kein Ende, als auch dieser Kuß glücklich zu Stande gebracht wurde.

„Kinder,“ sagte der Kapitän, als sich die Bauern entfernt hatten, „küßt Euch man noch einmal, Ihr thut's doch gern — na!“ rief er, als Jean keine Miene dazu machte, „will Er etwa nicht?“

„Laßt sie —“ stotterte unser Held.

„Was — mordioux — Er mag nicht!“ donnerte der Alte, „Er — was ist Er denn — na, auf-

bringen will ich sie ihm nicht!" damit zog er Anna heftig fort.

„Sie will ja nicht," rief Jean begütigend.

„Bah!" drehte sich Jener wieder um, glaubend, daß er Jean vorhin mißverstanden, „mußt d'rauf gehen, mordioux!"

„Ich kann doch nicht —" stotterte Jean wieder.

„He! sie soll Ihn wohl bitten? Neun Zoll drei — und keine Courage!" polterte Arnold, immer in dem Wahn, daß die Beiden sich liebten, aber daß Jean zu blöde sei.

„Ja," lächelte dieser, „wenn wir allein wären —"

„Sooo — na, dumm seid Ihr freilich nicht!" brummte der Alte, erfüllte jedoch Jean's Wunsch und ging lachend in's Haus.

Unser Held hatte ihn blos entfernen wollen, um mit Anna vernünftig zu reden, was er in Gegenwart des hitzigen Mannes nicht gut konnte, und so peinlich es auch war, denn er bedachte es wohl, daß er Anna nicht gleichgültig sei, hatte er doch den festen Vorsatz, ihr Alles auseinander zu setzen.

So erzählte er ihr denn, daß er sich bisher für eine Andere interessirt habe und wie es ihm ergangen sei, so offen, als spräche er mit einer Schwester, und Anna, der dies eigenthümliche Geständniß zuerst Unwillen verursachte, wurde gerade durch die Zutraulichkeit des Tones und die Offenheit Jean's besänftigt,

um so mehr, als sie sich ihn unglücklicher dachte, als er es war — denn unser Held war durchaus nicht zu bemitleiden. Von einer Krankheit — denn so müssen wir seine Liebe nennen — genesen, mußte er sich leichter als je fühlen, denn nichts wirkt so auflösend für jedes Gefühl, als wenn der Gegenstand, den es trifft, sich ganz anders zeigt, als man ihn sich vorgestellt.

So machte er denn auch, während er sprach, die Beobachtung, daß Anna ein hübsches Mädchen sei. Je mehr er sie anschaute, sah er, wie sich Mitgefühl in ihren Zügen aussprach, die so klar und rein waren, daß man noch jeden Gedanken aus ihnen herauslesen konnte. „Wo hatte ich meine Augen," dachte er, „als ich dies holde Wesen Theresen's wegen übersah." Während ihn dort eigentlich nichts als die Erscheinung gefesselt hatte, lag hier die so schöne und edle Handlungsweise vor ihm, mit der sie seiner Mutter die schwere Zeit erleichterte: — ihr bisher unbemerktes Blühen — gleich dem eines Veilchens neben einer Rose — durchduftete nun um so wärmer sein Gemüth, je bitterer er sich in Theresen, der stolzen Rose, getäuscht zu haben glaubte.

Während er so vor ihr stand, wurden sie plötzlich durch ein lautes Gelächter gestört; Jean sah sich um und bemerkte Franz, der mit einem kleinen dicken

Herrn sich näherte und ihnen gewiß schon eine Weile zugesehen hatte.

Anna floh scheu wie ein Reh davon, unser Held jedoch maß die Kommenden mit trotzigen Blicken.

„Hihi," lachte der Präfect, er war der Herr, der Franz begleitete, „wo blieb denn die kleine Zärtliche?"

„Durchaus nichts Zärtliches, Bürger Präfect," fiel ihm Jean rasch in's Wort.

„Also wohl ein Schwesterchen, hi, hi, Cousinchen?"

„Jedenfalls für Euch sehr gleichgültig," sagte unser Held kalt, als der Vicomte noch immer lächelte zu Beiden und wollte ihnen den Rücken drehen; Franz rief ihn aber zurück.

„Jean," sagte er, „ich muß mich wundern, daß Du hier Liebschaften nachgehest, während man Dich auf dem Gute vermißt."

„Werde ich vermißt?"

„Man sucht Dich überall."

„So eile ich."

Damit empfahl sich Jean und kehrte nach dem Gute zurück, ärgerlich über sich selbst, sich so wenig in Acht genommen zu haben, denn es war ihm unangenehm, daß man seinen Verbindungen in Varennes auf die Spur kam, und, um nicht noch mehr zu verrathen, ließ er den Vorwurf der Liebschaft unwiderlegt.

„Heilige Vernunft!" rief der Präfect, als er Jean

forteilen sah, „der zittert ja vor Euch und ist doch Hebert's Freund."

Jean hatte sich überall für den Freund dieses berüchtigten Republikaners ausgegeben, dessen Bekanntschaft er auch zu diesem Zwecke gemacht hatte, um so sich selbst in Ansehen zu versetzen und jeden Zweifel an seiner Gesinnung niederzuschlagen.

„Ja," entgegnete Franz, „ich bin auch gut angeschrieben — übrigens traue ich ihm nicht recht."

„Aha, sprachet schon davon, wollt ihn los sein," flüsterte der dicke Mann schlau, „geht aber nicht, wird nicht geh'n, ist Herbert's Freund."

„Apropos," unterbrach ihn Franz, „kommt doch morgen zu Noirtier, damit ich Euch die hundert Francs gebe, die ich in der Wette verloren," damit drückte er die Hand des Präfekten, „übrigens müssen wir auch meine Verlobung feiern, das Frühstück soll gut sein."

„Werde kommen," sagte der Dicke, „und — solltet Ihr mich brauchen — wenn's angeht — na, wir verstehen uns."

Ein schlaues Lächeln begleitete den Handschlag.

Es war jedoch kein Zufall, der die Beiden hergeführt, sondern der Präfect wollte den Kapitän aufsuchen, um ihn an die fällige Kriegssteuer zu mahnen, er war Franz begegnet und Beide hatten so unsern Helden und Anna überrascht.

Der Vicomte hoffte bei dieser Gelegenheit etwas

über Jean zu erfahren, und so war es auch, denn als der Präfect mit ihm zu Arnold hinaufging, sahen sie Anna abermals und Franz wartete nur auf den Moment, wo er das Gespräch auf den Jakobiner bringen konnte.

Die Gelegenheit kam bald, der Kapitän hatte wie mancher Lieutenant großen Ueberfluß an Geldmangel und beschönigte dies Verbrechen dadurch, daß er dem Präfect die Lage der Mutter Brun mittheilte, welche noch nicht im Stande sei, ihre Miethe zu zahlen; Jean arbeite zwar für sie, hätte aber so viel für Arznei und den Doctor ausgeben müssen, daß nicht viel übrig geblieben sei.

„So," dachte Franz, „also statt seine Mutter zu ernähren, treibt er sich in Paris herum, (Jean hatte, wie wir wissen, Noirtier darum gebeten, die Reise für ihn machen zu dürfen) und uns, die wir seine Mutter gern unterstützt hätten, verheimlicht er die Verwandtschaft. Es ist doch an diesem Menschen Alles sonderbar!"

Die Schuld des Kapitäns betrug jedoch schon beinahe sechshundert Franken, und der Präfect, der keinen Grund einsah, weshalb ein Mensch mit Schuldnern Mitleiden haben könne, rieth dem Alten, das Geld sehr bald anzuschaffen, sonst müsse er ihn verhaften lassen; acht Tage sei der längste Termin, bis dahin zahle er oder gehe ins Gefängniß.

Nachdem er dies Geschäft mit dem kaltblütigen Humor einer Gerichtsperson abgemacht, keuchte er vom Sprechen ermüdet zur Thüre hinaus, Jenen sich Selber und der Verzweiflung überlassend.

„Nun noch den Grafenkopf," sagte er draußen zu Franz, „und ich bin dann ein gemachter Mann."

„Was für einen Kopf?"

„Nun, die tausend Franken für Montbrun."

„Ah so," rief Franz, ihn verstehend, „Ihr meint die Belohnung für den, der den Aristokraten fängt. Aber der wird nicht in diese Gegend kommen."

Lächelnd schaute der Präfect auf.

„Hihi," sagte er schmunzelnd, „man weiß oft so Manches, mehr als man glaubt."

„Erzählt doch," rief der Vicomte gespannt.

„Im Vertrauen denn," flüsterte Jener ihm in's Ohr. „Montbrun ist hier."

„Hier, in Varennes?"

Der Präfect zuckte die Achseln.

„Man hat einen Brief an ihn aufgefangen, freilich ohne Adresse, — aber aus dem Schreiben geht hervor, daß er es sein muß — worin er gebeten wird, sich an die Spitze einer Erhebung in der Vendée zu stellen. Der Mensch, der den Brief trug, hat sich im Gefängniß das Leben genommen und so war nichts mehr herauszubringen, aber bekommen wollen wir ihn schon, ich lasse noch heute eine Publikation anschlagen."

Franz hatte schon längst einen Entschluß gefaßt. „Graf Montbrun hier," schwur er bei sich, „Du mußt ihn finden und ihm forthelfen und sollte es Dein Leben kosten!"

Rasch empfahl er sich dem Präfekt und eilte zu Noirtier, ihm die Neuigkeit mitzutheilen.

Diese Aufopferungslust des Vikomte darf den Leser nicht wundern. Franz war vor allen Dingen Edelmann, und hatte er keine Gelegenheit gehabt für das Königthum zu fechten, so schwärmte er um so mehr für die Märtyrer dieses Kampfes, und von Therese in diesem Eifer bestärkt, hoffte er nun auch einmal Etwas thun zu können, was ihn in ihren Augen erheben mußte.

6.

Kaum erfuhren Noirtiers die Kunde, als auch natürlich der erste Gedanke Aller war, Jean müsse zuerst aus dem Hause entfernt werden, ehe man daran denken könne, dem verfolgten Grafen ein Asyl zu bieten und ihm zur weiteren Flucht behilflich zu sein. Franz nahm die Sache auf sich und ließ den Inspektor ins Zimmer rufen.

Ehe er kam, erwähnte er der Schlechtigkeit des Menschen, der sich in Paris amüsire, während seine

Mutter hungere und leide und ſchlug ſo das letzte Bedenken Noirtiers nieder.

„Gott,“ ſagte Madame, „und wenn er gar eine Liebſchaft hat, bringt er noch ſeine Geliebte her und die alte Frau dazu — jagt ihn weg!“

In dieſem Augenblick trat Jean ein.

Franz erklärte ihm kurz, daß er jetzt ſeine Stelle vertreten werde, da man einen Inſpektor nicht brauchen könne, der fortwährend abweſend ſei; er werde übrigens noch ſeinen Lohn bis Ende des Monats erhalten und möge ſich während deſſen nach einem andern Dienſt umſehen.

So unerwartet dieſer Abſchied auch unſerm Helden kam, ſagte er dennoch kein Wort, nur verrieth das plötzliche Erbleichen ſeiner Wange den Aerger über die ihm gewordene Demüthigung.

Kalt verbeugte er ſich und wollte gehen, als es Noirtier ſchon leid that; er hatte eine heftige Aeußerung erwartet und war nun nicht wenig erſtaunt, unſern Helden ſich ſo ſtolz und ruhig benehmen zu ſehen.

„Ich höre,“ ſagte er, „daß Du eine Mutter im Dorfe haſt, Bürger. Wir werden ihr Etwas ſchicken.“

„Verflucht der Biſſen,“ fuhr Jean auf, doch er verbeſſerte ſich und ſagte gelaſſen, „danke, ſie braucht nichts.“

„So ſtolz ſeid Ihr?“ miſchte ſich Franz hinein.

„Ich bettle nicht," entgegnete Jean kurz.

„Solltet doch froh sein, wenn Ihr Etwas bekommt," meinte Madame. „Schon wegen der alten Frau."

„Sie dankt eben so wie ich für Almosen," erwiderte Jean sich verbeugend und verließ das Zimmer.

„Sacre Dieu!" rief der Vikomte, „da ist Etwas dahinter, der Mensch hat Stolz."

„Komödie!" zuckte Therese verächtlich die Achseln.

Jean ging unterdessen in den Garten und dachte über seine Lage nach. Selbst das Brod, welches zu verdienen er sich so lange gedemüthigt, wurde ihm genommen, seine Mutter dem Elende preisgegeben, er wieder aus dem Asyl gestoßen, in welchem er kümmerlich sein verfolgtes Leben gefristet! Ha, wie gern hätte er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen, wie gern sich in den Kampf gestürzt! aber die Mutter brauchte ihn ja, sie durfte er nicht verlassen, und um ihretwillen wollte er ja Alles tragen!

Ein leiser Tritt schreckte ihn auf, er sah Therese durch den Park kommen.

Seit sie mit Franz verlobt war, hatte er ihr den Stolz, mit dem sie ihm begegnet, verziehen; „vor ihr aber," dachte er, „mußt Du Dich noch rechtfertigen, denn Du hast sie doch einst geliebt und magst nicht von ihr verachtet sein."

Mit diesem Vorsatze trat er zu ihr.

„Fräulein," sagte er, sich zum ersten Mal dieses, damals verbotenen Ausdrucks bedienend, „Sie denken schlecht von mir."

„Ich denke gar nichts von Ihnen," unterbrach ihn Thereſe trocken und wandte sich zur Seite, einen Nebenweg einzuschlagen.

„Ich bitte nur um einen Augenblick Gehör," sagte Jean in flehendem Tone, aber doch mit jenem Stolz in der Haltung, der Thereſen so oft frappirt hatte.

„Nun?" fragte sie stehenbleibend.

„Fräulein," fuhr er nun mit Wärme fort, „freilich ist es besser, gar nicht an mich zu denken als sich in mir zu irren, aber ich habe es jüngst gewagt, Worte an Sie zu richten, die Sie damals als Thorheit auslegten, ich wünsche nun, daß Sie heute nicht härter darüber urtheilen mögen —"

„Schweigen Sie lieber davon."

„Weshalb? Fräulein, nur mir kann die Erinnerung schmerzlich und unangenehm sein, dennoch frische ich sie auf, da man ein falsches Gerücht über mich ausgesprengt hat. Ich habe durchaus keine Liebschaft im Dorfe, am wenigsten hatte ich zu jener Zeit eine — doch wie gesagt, dies blos, damit Sie nicht zu schlecht von mir denken —"

Die letzten Worte sagte er, als er Thereſe erröthen sah, auch jetzt schwieg sie eine Weile und fragte dann plötzlich:

„Sie haben Ihre Mutter im Dorf?"

„Eine Verwandte," stotterte Jean, „die ich Mutter nenne, weil sie sich meiner in früherer Zeit angenommen, — doch, wie gesagt, sie ist nur sehr weitläufig mit mir verwandt."

„Ich verstehe," lächelte Therese verächtlich, „heut' zu Tage will man nichts von Verwandtschaft wissen, da man sich sonst gegenseitig kompromittiren könnte."

„Sie haben ein scharfes Auge."

„Und dennoch unterstützen Sie sie," fuhr Therese, die Aeußerung nicht beachtend, fort, „das ist hübsch von Ihnen."

„Hm, was thut man nicht!" sagte Jean wegwerfend.

„Mein Vater wird sie gern unterstützen."

„Danke für Almosen!" unterbrach er sie stolz.

„Aber sie ist arm, wir wollen Sie ja nicht beleidigen."

„Fräulein, Ihr Vater hat mir den Dienst gekündigt; morgen verlasse ich das Gut und werde nichts mehr von ihm fordern, noch annehmen."

„Falscher Stolz!"

„Ich bin nicht eitel."

„Doch scheint Ihr besser zu sein, als Ihr Euch gebt."

„Die Phrase kann ich zurückgeben, Fräulein. Sie

sind nicht stolz und denken, Sie müssen es sein; Sie wissen Stolz zu schätzen und wollen ihn nicht gelten lassen; Sie möchten wohlthätig sein und geben da Almosen, wo sie verletzen: — glauben Sie daher, daß Ihnen meine Achtung bleibt, ob Sie mir auch sagen, daß Ihnen wenig daran liegt, — und leben wohl!"

Die letzten Worte sprach Jean sehr rasch; ohne eine Antwort abzuwarten, verbeugte er sich und wollte gehen, als ein Knabe ihm einen Brief überbrachte.

Er las — erbleichte und eilte davon.

7.

Der Brief, welchen Jean erhielt, theilte ihm mit, daß der Kapitän Arnold, wenn er nicht achthundert Franken schaffe, ins Gefängniß wandern müsse, sein Haus mit Beschlag belegt und somit auch die Mutter obdachlos werde. Kaum hatte Jean dies Schreiben seiner Mutter erhalten und war nach Varennes geritten, als er am ersten Hause die Publikation bemerkte, wonach tausend Franken auf seinen Kopf gesetzt waren.

So kam das Unglück Schlag auf Schlag über ihn; — Anna's Thränen, des Kapitäns Fluchen und die bleiche, abgehärmte Wange seiner Mutter, dazu

die Hilflosigkeit seiner Lage brachten ihn zur Verzweiflung. Flucht war das Einzige, was sie retten konnte, aber wie diese ohne Geld bewerkstelligen, besonders jetzt, wo man das Haus des Kapitäns, seiner Schuld wegen, beaufsichtigte!

Drei Wege boten sich ihm dar. Einer mußte zum Ziele führen und wenigstens für den Augenblick helfen — kaum mit sich klar, nahm er Anna in die Nebenstube, sie, so weit es nöthig war, zur Vertrauten seiner Pläne zu machen.

„Anna," sagte er, „wir müssen Alle zusammen fliehen, sonst sind wir verloren, bereite das Nöthige vor, sprich mit Deinem Vater, er wird gern einwilligen und so edel sein, sich meiner Mutter anzunehmen. Heute Abend bringe ich Reisegeld, in der Nacht müßt Ihr fort, eine Stunde von hier wird Euch ein alter Mann erwarten, der einen Wagen besorgt haben wird — dessen Führung vertraut Euch an."

„Aber wozu fliehen?" rief Anna befremdet.

„Weil es den Kopf gilt!" unterbrach sie Jean düster.

„Den Kopf?" tönte eine ernste Stimme hinter ihm; es war der Kapitän, der unbemerkt in's Zimmer getreten war und die letzten Worte gehört hatte.

„Und weshalb?" fragte er nach einer Pause, in welcher Jean schwankend, ob er ihm vertrauen dürfe oder nicht, dagestanden.

„Das ist ein Geheimniß," sagte Jean endlich.

„Mordioux," rief der Kapitän, „so muß ich den Anfang machen. Jean, Ihr seid was Anderes, als was Ihr scheint, unter der Blouse steckt ein Aristokrat,', damit faßte er seine Hand und fixirte ihn scharf, „wohlan denn, auch ich heiße nicht blos Arnold simpel schlecht weg, sondern bin Edelmann, und nenne mich Arnold de Percin!"

„Percin," rief Jean, „Percin! Derselbe, der meinem Vater das Leben rettete und den er vergeblich gesucht, — standen Sie nicht beim Regimente Condé?"

„Als Fähndrich; — aber es ist sehr lange her."

„Ich bin der Sohn des ermordeten Grafen Montbrun."

Als hätte der Blitz den Kapitän getroffen, so stand er versteinert, dann traten Thränen in sein Auge und stumm streckte er die Arme aus, den Jüngling an's Herz zu drücken.

„Mordioux," brummte er leise, „hätte Das ahnen können. Anne," sagte er dann, „das ist der Held, von dem ich Dir hundert Mal erzählt, der seinen König nicht verlassen, der —" Thränen erstickten seine Stimme.

„Die arme, alte Gräfin," schluchzte Anna, Jean's Mutter zuerst gedenkend.

„Bomben Element," fuhr der Kapitän auf, „das

ist wahr, mordioux und ein Preis auf Deinen Kopf, Junge, Ihr müßt weg, aber wie, sacre mille!"

Jean theilte dem Kapitän seinen Plan mit, wie er es vorher zu Anna gethan.

„Und Geld?" fragte Arnold.

„Schaffe ich. Entweder borgt es mir Noirtier oder ich muß einen anderen Weg einschlagen, jedenfalls besorge ich es."

„Noirtier ist ein Geizhals, das Krämervolk gibt nichts."

„Ich halte ihn für einen Patrioten und fürchte nur Franz."

„Pah, nicht viel dahinter, und der Franz ein Taugenichts; ihnen entdecken dürft Ihr Euch keinen Falls, damit wäre zu viel riskirt."

„Wie Sie wollen, ich schaffe Geld und fort müßt Ihr noch heute Nacht," rief Jean, „werde ich entdeckt, so seid Ihr mit verloren: — macht Euch also reisefertig, Pierre wird einen Wagen besorgen und Euch, falls ich nicht kommen kann, eine Stunde von hier mit dem Gelde erwarten."

„Nicht kommen? Wollt Ihr etwa zurückbleiben?"

„Das nicht, aber wenn es nöthig wird, um Eure Flucht zu erleichtern, noch auf dem Gute bleiben, den Präfekt irre führen, und dann erst in einigen Tagen folgen."

Nachdem sie so den Plan hin und her besprochen,

nahm Jean von ihnen und seiner Mutter Abschied und eilte zum Gute zurück. Die Art jedoch, wie er Allen Lebewohl gesagt, fiel Jedem auf's Herz und als er fort war, dachte Jeder unwillkürlich, er habe Abschied genommen wie für ewig.

8.

Ueberall hatte sich der Vicomte umgesehen, eine Spur des verfolgten Grafen Montbrun zu finden, aber umsonst; schon hatten er und Noirtier alle möglichen Maaßregeln getroffen, ihm, falls sie ihn entdeckten, zur Flucht zu verhelfen, wie auch, wenn er in die Hände seiner Verfolger gerieth, durch List oder Gewalt zu befreien. Alles baare Geld, was Noirtier auftreiben konnte, lag bereit, Franz brachte die Waffen in Ordnung, kurz es fehlte nur der Geächtete selbst, für den alle Vorbereitungen getroffen waren. Jean hatte versprochen, am andern Morgen das Gut zu verlassen, und so waren sie auch in dieser Beziehung sicher, als gegen Abend plötzlich der Präfekt kam, mit ihm eine Abtheilung Bürgersoldaten, um das Schloß für die Nacht zu occupiren und von hier aus die Durchsuchung der Gegend nach dem Verfolgten zu leiten. Wie störend auch im ersten Augenblick

diese Ankunft erschien, hatte die Gegenwart des Präfekten doch den Vortheil, daß Franz jede Neuigkeit betreffs Montbruns zuerst erfuhr. Schon hatte der Präfekt, von seinem Ritt ermüdet, sich zurückgezogen und die Familie um den Theetisch allein gelassen, als Jean in's Zimmer trat.

Sein Aussehen war so verstört, seine Wange so bleich, daß Alle unwillkürlich erschraken und mit Spannung etwas Außerordentliches zu hören erwarteten.

„Bürger Noirtier," sagte Jean, nachdem er die Damen kalt begrüßt hatte, „kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen?"

„Ich habe keine Geheimnisse vor meiner Familie," entgegnete der Weinhändler, dessen Haupttugend der Muth nicht war, und der nach dem Aussehen Jeans befürchten mußte, daß dieser sich für seine Entlassung zu rächen beabsichtige, jedenfalls nichts Gutes vorhabe.

„Wie Sie wollen," fuhr Jean fort, die Unruhe der Anwesenden bemerkend, „ich habe nur eine Bitte und brauche mich derselben nicht zu schämen; leihen Sie mir tausend Franken, Bürger Noirtier, Sie sollen sie bei Allem, was heilig ist, in zehn Tagen zurückerhalten."

„Tausend Franken!" lachte Franz auf, „nicht übel! gieb sie doch, Papachen, die Bitte ist so bescheiden und die Bürgschaft ja sicher."

„Mann, scherzen Sie nicht," sagte Jean düster, auf Franz zutretend, „Sie wissen nicht wie schwer mir die Bitte geworden und was davon abhängt; ich bitte nicht für mich, bei Gott! da lieber das Leben gelassen als das Knie gebeugt! Wollen Sie mir das Geld borgen?" wandte er sich darauf kurz zu Noirtier.

„Lieber Jean, Du bist etwas unverschämt," antwortete dieser, „ich will Dir hundert Franken geben, damit bist Du weit über unsern Akkord bezahlt."

„Tausend oder Nichts."

„Nächstens heißt es Geld oder das Leben!" spöttelte Madame.

„Ich zahle es bestimmt zurück," fuhr Jean zu Noirtier fort.

„Hm, kenne das!" zuckte dieser ungläubig die Achseln.

„Nun denn, Bürger Noirtier," rief Jean, sich stolz aufrichtend, „so behaltet Euer Geld, aber mögt Ihr ewig an diese Stunde denken. — Der Präfekt ist ja wohl hier, kann ich ihn sprechen?"

„Was wollt Ihr von ihm?" fuhr der Vicomte auf.

„Ihn sprechen!"

„Der hat keine Zeit für Euch, er will schlafen. Wollt Ihr etwa Geld von ihm holen, da schlagt Ihr an einen leeren Beutel."

„Tausend Franken wird er wohl haben," lächelte Jean bedeutungsvoll — doch dieses Lächeln war eisig — „und die möchte ich verdienen."

„Verdienen?" riefen Noirtier und Franz zugleich, „etwa —"

„Ja, etwa —!" wiederholte Jean kalt.

Franz flüsterte Noirtier einige Worte in's Ohr, dieser nickte beifällig.

„Hört," sagte er zu Jean, „Euch ist es um's Geld doch mehr als um die Ehre zu thun — Ihr wißt vielleicht, wo der Geächtete steckt — seid ihm auf der Spur —"

„Und wenn das wäre?" fragte unser Held verächtlich.

„So sagt uns Euer Geheimniß und Ihr bekommt das Geld auf der Stelle."

„Und was wollt Ihr mit dem Grafen?"

„Ihn todt oder lebendig ausliefern," antwortete Franz rasch, „und mir so die Bürgerkrone verdienen."

„Pah!" lächelte Jean wie vorhin, „der Präfekt zahlt dasselbe."

„Ich gebe 1200 Franken."

„Zwei Tausend!" rief Noirtier.

„Der Schacher geht an," murmelte unser Held bitter, „weiter, treibt höher, so billig ist die Haut nicht für den Markt!"

„Judas,“ fluchte Franz für sich, laut sagte er: „und wenn wir drei Tausend bieten —“

„So wird's zu viel!“ sagte Jean stolz, „da er blos auf Tausend taxirt ist, nun — Ihr sollt ihn haben, doch vorher müßt Ihr Alle, die Ihr Zeugen seid, mir zuschwören, auf die Bedingungen, die ich noch stelle, einzugehen.“

„Wir sagen zu,“ rief Franz, „laßt hören.“

„Ich muß das Geld augenblicklich haben,“ begann unser Held, tief Athem holend, „und es auf der Stelle fortsenden. Pierre wird es dahin schaffen, wohin es soll — dann erst, wenn er fort ist, stelle ich Euch die Person des Grafen; so lange jedoch bleibt die Sache geheim, weder der Präfekt noch ein Soldat, noch sonst Jemand hier im Hause erfährt ein Wort — dafür jedoch, daß ich dann Wort halte, bürge ich mit meiner Person.“

„Es sei,“ sagte Franz, eine Pistole ziehend, „doch diese Waffe ist geladen, und ich gebe mein Wort, daß, wenn Ihr uns zu täuschen beabsichtigt, den geringsten Versuch macht mit dem Gelde davon zu gehen, so seid Ihr des Todes!“

Jean zuckte verächtlich die Achseln.

„Macht, was Ihr wollt,“ sagte er. „Wo ist das Geld?“

Noirtier holte eine Goldrolle aus seinem Sekretär

und gab sie dem Jüngling, dessen Hand zitterte, als er sie nahm — es war der Preis für sein Leben!

Einen Blick des Abscheues warf Therese auf ihn, wie ihn keine Schilderung wiederzugeben vermag — Jean begegnete ihm kalt, und sagte mit erzwungener Gleichgiltigkeit zu ihr:

„Fräulein, alles will bezahlt sein — heute denkt man so darüber, morgen so!“

Sie wandte verächtlich das Gesicht ab.

„In einigen Stunden sollt Ihr den Grafen haben,“ rief er Franz zu, „ich gehe jetzt, das Geld fortzusenden.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

„Entsetzlich! vor dem Menschen schauert es mir,“ sagte Therese, als er fort war, während ihre Mutter höhnend ausrief:

„Ich hab' es immer gesagt, es ist eine gemeine Natur, er kommt noch an den Galgen.“

„Vorläufig soll er mir jedoch nicht entwischen,“ sagte Franz, und ging ihm nach, um sich davon zu überzeugen, daß Jean das Haus nicht verlasse.

9

Jean ſchrieb einige Zeilen — es waren Abſchiedsworte an ſeine Mutter — er opferte ſich, um ſie zu retten, — und einen Brief an Anna, worin er auch ihr in herzlichen Worten Lebewohl ſagte und ſeine Mutter ihrer Sorge empfahl.

„Dieſe Briefe," ſagte er zu dem alten Diener, dem die Thränen in den Augen ſtanden, „giebſt Du erſt an der Grenze ab. So lange ſagſt Du, daß ich ihnen nachkommen werde. Hier ſind tauſend Franken, Euer Reiſegeld bis dahin; an der Grenze kann meine Mutter ihre Edelſteine verwerthen. Pierre, bei Deiner grauen Treue, Du ſtehſt für ſie!"

„Herr Graf, darüber ſein Sie ruhig, wie mein Auge werd' ich ſie behüten," ſchluchzte der Alte.

„Dank Dir, Alter," fuhr Jean fort und nahm aus einem verborgenen Fach ein Kreuz, einen Ring und einen Dolch. „Dies Ordenskreuz," ſagte er, „gab mir der König vor ſeinem Tode, er hat es getragen und es iſt in ſein Blut getaucht, da, gieb's meiner Mutter; — dieſen Ring, mit dem Wappen meiner Väter, deren letzter Sohn ich bin, gieb Anna zum Andenken von mir; — den Dolch, es war meine liebſte Waffe, denn mit ihm bahnte ich mir den Weg zur Königin und von ihr durch Hebert's Schergen, dieſen Dolch gebe ich Dir, ſchütze damit meine —"

„Himmel, was ſeh' ich!" rief Franz erſtaunt, das Ordenskreuz erblickend. Er war unbemerkt in's Zimmer getreten, welches er, da er Jean nirgends fand, aufgeſucht hatte.

„Deinen Tod, Bube!" donnerte Montbrun, den Dolch zückend, „Du kommſt zu früh!"

Es wäre um den Vicomte geſchehen geweſen, denn ſchon berührte die Dolchſpitze Jean's ſeine Bruſt, wenn er nicht einen Schritt zurückſpringend auf's Knie geſunken wäre.

„Mörder, da haſt Du Deinen Lohn!" rief er nun und hob die Piſtole, doch Pierre warf ſich zwiſchen Beide.

„Fliehen Sie, Herr Graf, ich halte ihn ſo lange!" ſchrie er und faßte die beiden Hände des Vikomte mit eiſerner Fauſt.

Jean hatte unterdeſſen ſich geſammelt und einen Entſchluß gefaßt.

„Schwört," ſagte er, vor den Vicomte tretend, „lautlos hier auf dem Zimmer zu bleiben, ſo wird Euch Nichts geſchehen; ich mag keinen Mord begehen, aber —" damit nahm er die Piſtole vom Boden, die Jener fallen gelaſſen, „ſo wahr ich ein Edelmann bin, die Kugel fehlt Euch nicht, wenn Ihr nur zuckt."

„Ihr ein Edelmann?" lächelte Franz, „der läßt ſeinen Gegner von keinem Bedienten halten."

„Laß los, Pierre!" befahl Jean ſogleich.

Der Vicomte erhob sich.

„Wenn Ihr auch nur ein Bauer seid," sagte er zu Jean, „ich werde Euch vertrauen."

„Gut," entgegnete unser Held befriedigt, und übergab Pierre das Geld, die Briefe und die Reliquien.

„Darf ich fragen, woher Ihr das Kreuz habt?" fragte Franz, dasselbe mit neugierigen Blicken betrachtend, „wessen Blut klebt daran?"

„Das des Königs!" entgegnete Jean düster.

„Vertrauen erweckt Vertrauen," rief Franz, „laßt es mich küssen!"

Jean und Pierre sahen ihn befremdet an.

„Was wolltet Ihr mit Montbrun?" fragte Jean, nachdem er eine Weile den Vicomte scharf beobachtet.

„Ihn retten."

„Wer seid Ihr denn, Franz Launert?" rief unser Held, den dies offene und dreiste Geständniß eben so befremdete als entzückte.

„Ihr nanntet Euch vorhin," lächelte Franz, „einen Edelmann, nun, Ihr mögt — und ich zweifle nicht mehr daran, ein Begleiter oder Anhänger Montbrun's sein, der ihn verrathen wollte, aber sich eines Bessern besonnen hat. Ja, ja, ich habe Euch durchschaut, die tausend Franks sind Euer — wo ist der Graf? grüßt ihn vom Vicomte de Launay."

„Den kenne ich nicht," lächelte Jean, „aber freue

mich, Eure Bekanntſchaft zu machen; ich bin der Graf von Montbrun-Berefault."

„Ja, ja," ſetzte er hinzu, als Franz ungläubig daſtand, „hier mein Wappenring und Orden, zweifelt Ihr noch?"

Franz ſtürzte hinaus — wenige Minuten darauf war die ganze Familie Noirtiers im Zimmer. Wir können unmöglich das Erſtaunen, die Freude und die Bewunderung wiedergeben, die Alle erfüllte, den Helden zu ſehen, deſſen letzte, ſo edle Handlung noch friſch genug vor ihren Augen ſtand.

Ebenſo befremdet war Jean, plötzlich lauter Patrioten und Freunde in den Leuten zu finden, vor denen er Monate lang ſich verſtellt und jedes Wort gemeſſen hatte. Alle lachten über die gegenſeitige Komödie, bis die Gefahr, welche über dem Haupte des Grafen ſchwebte, ſie an den Abſchied mahnte.

Schluchzend ſah Thereſe dem Edlen nach, den ſie ſo ſehr verkannt, und wie glücklich ſie auch ſpäter mit Franz lebte, dachte ſie doch noch oft nicht ohne Bewegung an den vormaligen Inſpektor ihres Vaters, während Madame Noirtier es nie vergeſſen konnte, daß ein Graf ſie von der ſchlechteſten Seite kennen gelernt habe, und ſie wurde aus Vorſicht gegen alle künftigen Inſpektoren ausgeſucht höflich.

Jean entkam glücklich mit ſeiner Mutter und den Percin's über die Grenze, wobei ihm die thätige und

finanzielle Hülfe Noirtier's und des Vicomte's sehr zu Statten kam; — daß er Anna als seine Gattin heimführte, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen, ebensowenig, als daß das glückliche Ehepaar nach der Restitution der Ordnung in's Vaterland zurückkehrte und manchen Sommer bei Noirtier's verlebte.

Der Präfekt aber suchte noch lange nach dem Grafen und hat tausend Franken ebenso wenig erhalten als seine Finanzen geordnet.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.